L. O. Germ.
641 n. 15,11

Die

Serapions-Brüder.

Gesammelte

Erzählungen und Märchen

herausgegeben

von

E. T. A. Hoffmann.

Supplementband.

Erste Abtheilung.

Berlin, 1825.

bei Ferdinand Dümmler.

Die Serapions-Brüder.

Gesammelte Erzählungen und Märchen.

Herausgegeben

von

E. T. A. Hoffmann.

Supplementband.

Erste Abtheilung.

Berlin, 1825.
Bei Ferdinand Dümmler.

Die letzten Erzählungen

von

E. T. A. Hoffmann.

Vollständig gesammelt
und
mit Nachträgen zu dem Werke:
Aus Hoffmann's Leben und Nachlaß
herausgegeben
von
dessen Verfasser.

Erste Abtheilung.

Berlin, 1825.
Bei Ferdinand Dümmler.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Inhalt.

1) Die Doppeltgänger	Seite	1 — 120
2) Die Räuber . . .	.	121 — 214
3) Die Irrungen . . .	.	215 — 310
4) Die Geheimnisse (Fortsetzung der Irrungen) . . .	.	311 — 432

Vorrede.

„Theodor hatte die Freunde mit einem sehr edeln Wein bewirthet, den ihm ein Freund vom Rheine her gesendet. Er schenkte den Rest ein in die Gläser und sprach dann: Ich weiß in der That nicht, wie mir die wehmüthige Ahndung kommt, daß wir uns auf lange Zeit trennen, vielleicht niemals wiedersehen werden;“ — damit endete Hoffmann (Theodor) am Schlusse des Jahres 1821, in voller Gesundheit und Frische, den vierten Band seiner Serapionsbrüder, — und die Mitte des folgenden Jahres sah ihn nicht mehr unter den Lebenden.

So blieb denn dem überlebenden Freunde auch das Geschäft, die letzten Erzählungen des

Vorausgegangenen zu sammeln, die Hoffmann selbst, hätte ihn nicht ein früher Tod ereilt, in einer andern Form, als die in den Serapionsbrüdern gewählte, über die er aber mit sich noch nicht auf dem Reinen war, zu einem Ganzen zu vereinigen beabsichtigte. Der Herausgeber hat dies in dem vorliegenden Werke gethan, und nur wenig über das dabei beobachtete Verfahren vorauszuschicken.

Zuförderst, — was das „vollständig gesammelt" auf den Titel betrifft; — daß man nichts in gegenwärtiger Sammlung vermissen wird, als das im Frauentaschenbuch für das vergangene Jahr abgedruckte Fragment der Erzählung: der Feind, welches als Bruchstück wohl für diejenigen einiges Interesse haben kann, die den Dichter gern bis zu seinen letzten Augenblicken verfolgen mögen, *); für das Lesepublikum jedoch, so

*) S. Hoffmanns Leben und Nachlaß. Bd. 2. S. 163 und 167.

unvollendet wie es daliegt, durchaus keines; — nächst dieser, in der Mitte abgebrochenen Novelle aber, den Dialog: des Vetters Eckfenster und die Skizze: die Genesung, aus Hoffmanns Leben und Nachlaß. Diese wieder aufzunehmen, trug der Herausgeber darum Bedenken, weil er — aufrichtig gesagt, — wünscht und glaubt, daß jeder, dem es um eine rechte Kenntniß von Hoffmann zu thun ist, das letztgenannte Werk, den Schlußstein und den Schlüssel seiner übrigen, besitzen, und also nicht fordern wird, was er dort schon hat, hier nochmals zu empfangen.

So viel für diejenigen, welche den Herausgeber, hier zu wenig gegeben zu haben, beschuldigen möchten.

In Wahrheit fürchtet er aber nicht von dieser, sondern grade von der entgegengesetzten Seite, manchen Vorwurf. Denn er darf sich so wenig, als der Welt, verbergen, daß die in dieser ersten Abtheilung gelieferten vier Erzählungen, deren Entstehung in die Zeit

fällt, wo Hoffmann fabrikmäßig für die Kalender-Redactionen arbeitete, *) ihm zu dem Schwächsten und Uebereiltesten zu gehören scheinen, was aus dessen Feder geflossen, und wer will ihm also dafür stehen, daß nicht Müllners geistreicher Spruch auf ihn als Sammler angewandt werde:

Stirbt ein Mann, der ein'gen Namen
In der Preßwelt sich erschrieb;
Auf der Stelle fällt ein Sammler
Ueber seinen Nachlaß her,
Jure primi occupantis
Nimmt er animo Besitz
Von dem weit zerstreuten Schatze,
Kündiget ihn pralend an,
Und das Gute wie das Fade,
Sey's gedruckt, sey's Manuscript,
Ohne Gnade wird's gesammelt:
Denn der Todten Omnia
Liebet korpulent den Handel,
Und es läßt die Republik
Sich kein Jota unterschlagen. **)

---

*) S. a. a. O. S. 130. 154 und 319.

**) S. das allerliebste Gedicht: Autors

Möchte er dagegen auch einwenden: der Ertrag des gegenwärtigen Werks, wie von Hoffmanns Leben und Nachlaß, sey allein der hülfsbedürftigen Wittwe seines Freundes bestimmt, und ein starkes Buch versprechen ihr größeren Nutzen, als ein schwaches, so könnte man mit Recht erwiedern: es sey ein literarischer Crispinianismus, den Ruhm des Mannes für die Ewigkeit schmälern, um der Frau einen zeitlichen Vortheil zu verschaffen. — Aber der Herausgeber hat noch einen andern Entschuldigungs-Grund in Vorrath, und damit hofft er durch zu kommen.

In Hoffmanns Leben nämlich ist schon angedeutet, und einsichtsvolle Kritiker dieses Werks haben es noch weiter ausgeführt, daß Hoffmann, wie das Eckfenster beweiset, in dem Maaße, als sein irdisches Leben sich zum Ziele neigte, in seiner Auffassung und Darstellung,

---

Schutzbrief, vor Müllners vermischten Schriften. Band 1. Stuttgard und Tübingen 1824.

aus dem ihn zur Gewohnheit gewordenen Nebeln und Schwebeln zu einer größern Klarheit und Natürlichkeit durchdrang. Diese Erscheinung aber, deren Grund nicht leicht aufzufinden seyn möchte, wird man, wenn man die sieben, in gegenwärtigem Werke nach der Zeitfolge, in welcher sie entstanden, gesammelten Erzählungen mit Aufmerksamkeit und im Zusammenhange betrachtet, gewiß noch deutlicher erkennen; vorzüglich in den drei letzten, — und so geht denn hieraus wieder ein wichtiges Resultat für die Total-Anschauung einer allgemein als merkwürdig anerkannten Individualität hervor. Aus dieser Rücksicht nun, auch das weniger Bedeutende nicht unterdrückt zu haben, wird man hoffentlich dem Biographen verzeihen, wenn man es an dem bloßen Compilator vielleicht mit Recht gerügt haben würde. Sollte der Herausgeber sich aber auch in dieser erfreulichen Erwartung täuschen, so ist er sich doch mit Klarheit bewußt, bei seinem Beginnen, von keinem andern als dem

angegebenen Gesichtspunkte, ausgegangen zu seyn, und wird darin seine Beruhigung suchen, wenn er den Tadel vernehmen müßte, daß die größere Hälfte der hier wieder an's Licht gezogenen Erzählungen in der ewigen Nacht hätte bleiben mögen, in welcher sie bis jetzt mit den abgeschiedenen Geistern anderer altjähriger Almanachs-Zierden wandelte.

Zur Entstehungs-Geschichte der einzelnen in diesem Werke enthaltenen Dichtungen, sey es übrigens vergönnt, folgendes zu bemerken.

Die Doppeltgänger gehören, ihrem Anfange nach, in eine weit frühere Periode des Lebens von Hoffmann, als diejenige, in welcher sie (in v. Biedenfeld's und Kuffner's Feierstunden) gedruckt erschienen, nämlich in die Zeit, wo Hoffmann von Leipzig nach Berlin kam. Dort lernte er, wie in der Biographie erzählt ist, durch den Herausgeber, dessen Freunde, Chamisso und Contessa kennen, und verabredete mit diesen gemeinschaftlich einen Roman auf die Weise zu

schreiben, als früher ein solcher aus einer Verbindung zwischen Bernhardi, Fouqué, Wilhelm Neumann nnd Varnhagen v. Ense hervorgegangen. Das von jenen dabei beobachtete Verfahren war folgendes. Einer hatte angefangen, und sein Kapitel dem nächsten mitgetheilt, dieser schrieb das zweite, der folgende das dritte, und so weiter, in wechselnder Reihe, mit voller Berechtigung eines Jeden, die Handlung nach seinem Gutdünken fortzuführen. Das auf solche Art wirklich entstandene seltsame Buch: „die Versuche und Hindernisse Karls. Berlin in der Realschulbuchhandlung 1808" ist wenig bekannt geworden, obgleich es dies Schicksal nicht verdient, indem es einzelnes Treffliche, wie z. B. die Parodieen Johannes Müllers und Jean Pauls, von Neumann, das Anekdoten Kapitel von Bernhardi, u. s. w. enthält. Hoffmann sprach es ungemein an, und er ging mit großer Liebe an das beabsichtigte ähnliche Werk. Aber die Sache zerschlug sich bald

nach ihrem Beginn, und so machte Contessa Gebrauch von dem von ihm Ausgearbeiteten, in seinem „Bild der Mutter" *) Hoffmann aber von dem Seinigen in den Doppeltgängern, weshalb man in beiden Erzählungen auf die nämlichen Figuren, den Maler Georg Haberland, den Wirth, u. s. w. stößt.

Wodurch Hoffmann bewogen worden, den Stoff von Schillers Räubern zu einer Erzählung zu verarbeiten, ist dem Herausgeber nicht bekannt.

Die Irrungen und die Geheimnisse verdanken ihre Entstehung den ersten Nachrichten von der Abschüttelung des Joches der Griechen.

Der Elementargeist hat, soviel der Herausgeber weiß, keine besondere Veranlassung.

Ueber die Datura fastuosa wolle man

---

*) Das Bild der Mutter und das blonde Kind von den Brüdern Contessa. Berlin 1818. bei Reimer.

gefälligst das bei der Biographie als Facsimile von Hoffmanns Handschrift mitgetheilten Schreiben desselben an Herrn Professor Lichtenstein vergleichen.

Meister Wacht endlich, wie aus der Biographie bekannt, auf dem Sterbelager, bei gänzlich gelähmten Händen, dictirt, enthält Erfahrungen und Schilderungen von Charakteren aus Bamberg, die jedoch der Herausgeber nicht deutlicher nachzuweisen vermag. Je näher Hoffmanns Ende herankam, und je mehr er verhindert wurde, den schönen Sommer, in welchen dasselbe fiel, im Freien zu genießen, desto lieber schweifte er mit der Phantasie über die Gränze des Krankenzimmers hinaus, in die von ihm in bessern Zeiten durchwandelten schönsten Gegenden, die er gesehn, die Süddeutschen. Darum bewegt er sich in seiner letzten vollendeten Erzählung, eben diesem Meister Wacht, in Bamberg, und in der allerletzten unvollendeten, dem Feind, in Nürnberg. Vielleicht, daß dies

Leben in der Erinnerung des wirklich Erfahrenen die oben als räthselhaft hingestellte Erscheinung zu erklären dient; vielleicht auch der durch die Krankheit bedingte nur sehr mäßige Genuß des Weins; — doch machen diese gelegentliche Bemerkungen durchaus keine andere Ansprüche, als Hypothesen zu seyn, die eben so gut jede andern zulassen.

Noch bleibt dem Herausgeber ein Wort über die auf den Titel versprochenen Nachträge zu Hoffmanns Leben zu sagen übrig.

Wie reichhaltig diese werden können, hängt nicht von seinem Willen ab. Er hat zeitig genug (im vorigen Jahre) die unten,*)

---

*) Bitte.

Das Werk: Aus Hoffmanns Leben und Nachlaß ist von allen Seiten mit so ausgezeichneter Güte aufgenommen, daß Unterzeichneter sich schmeicheln darf, das Publikum werde auch ein an dasselbe sich anschließendes gern aus seiner Hand empfangen.

auszugsweise abgedruckte Bitte in die gelesensten Zeitschriften einrücken lassen, sie auch an einzelne mit Hoffmann bekannte Personen versandt; — was diese Maßregel bis jetzt gefruchtet hat, ist aber nur wenig. Zwar

---

Dies soll enthalten:

1) Hoffmanns in Taschenbüchern und a. a. O. zerstreute, in den Serapions=Brüdern nicht gesammelte Erzählungen, (wonach es auch als eine Fortsetzung dieses zu betrachten);

2) Nachträge zur Biographie Hoffmanns, auf den Grund neuerer Mittheilungen.

Um aber die Materialien zu dieser letzten Abtheilung in möglichst reicher Fülle zu erhalten, wendet sich Unterzeichneter an alle, die mit Hoffmann in näherem oder entfernterem Verkehr gestanden, mit der Bitte — ihn baldigst (unter der Addresse der Dümmlerschen Buchhandlung in Berlin) von dem, was sie von H. wissen, und zur Publicität für geeignet halten, je umständlicher, desto besser, in Kenntniß zu setzen, wodurch manches, was in der Biographie nur hat angedeutet werden können, im helleren

ist eine ganze Sammlung ihm noch unbekannt gewesener Briefe Hoffmanns an einen vertrauten Freund in seine Hände gelegt worden; aber das Pikanteste daraus ist der öffentlichen Mittheilung nicht fähig, und der Rest, unter dieser Voraussetzung, — caput mortuum.

Was noch ferner auf seine, hier wiederholte, Bitte eingehen wird, soll auf das Gewissenhafteste benutzt werden, das verspricht der Herausgeber feierlich, und darf hoffen, daß man dieser Zusicherung Glauben beimessen wird, da man aus seinen frühern Versuchen über Hoffmann und Werner, mit so vieler Empfänglichkeit, seinen Wahlspruch, wenn er ihn auch nicht an deren Spitze zu

---

Lichte erscheinen wird. Noch ist es an der Zeit, aber auch nur eben noch; denn wie bald wird in dem Drange der Begebenheiten, in dem wir leben, jede, auch die Geschichte des einzelnen Menschen, zum Mythus! u. s. w.

stellen für nöthig fand, zu erkennen gewußt hat, — nämlich das alte gute Wort:

Amicus Plato, amicus Aristoteles, sed magis amica veritas!

Geschrieben Berlin, im Januar 1825.

I.

Die Doppeltgänger.

Erstes Kapitel.

Der Wirth zum silbernen Lamm riß seine Mütze vom Kopf, warf sie auf die Erde und rief, mit beiden Füßen darauf herumstampfend: „So — so — trittst du alle Rechtschaffenheit, alle Tugend, alle Nächstenliebe mit Füßen, du ehrvergessener Gevatter, du gottloser Wirth zum goldnen Bock! — Hat der Kerl nicht lediglich mir zum Tort seinen verwünschten Bock über dem Thor mit schweren Kosten so gleißend neu vergülden lassen, daß mein niedliches silbernes Lämmlein nun ganz ärmlich und bleich dagegen absticht, und alle Gäste mir vorbei nach dem funkelnden Thier ziehen? — Alles mögliche Gesindel von Seiltänzern, Comödianten und Taschenspielern reißt der Spitzbube an

sich, damit sein Haus nur immer von Menschen wimmle, die sich erlustiren und seinen essigsauren doppelt geschwefelten Wein saufen, statt daß ich meinen vortrefflichen Hochheimer und Nierensteiner selbst aussaufen muß, um ihn nur los zu werden an einen Mann, der ächten Wein zu schätzen weiß. Kaum verläßt die Comödiantenbande den vertrakten Bock, als die kluge Frau einkehrt mit dem Raben, und Alles strömt wieder hin und läßt sich wahrsagen und ruinirt sich mit Essen und Trinken. Und wie der heillose Nachbar oft seine Leute, die bei ihm einkehren, behandeln mag, kann ich mir wohl denken, denn der junge hübsche Herr, der erst vor wenigen Tagen dort war und heute zurückkam, ist doch richtig nicht bei ihm sondern bei mir eingekehrt. — Aber er soll auch bedient werden fürstlich. — Ach! — Ach! — Teufel! — Da geht er ja hin, der junge Herr nach dem goldenen Bock — die verfluchte weise Frau, die wird er sehen wollen. Es ist Mittagszeit — der Hochwohlgeborne strebt nach dem goldnen Bock — verschmäht

alle Speisung des silbernen Lämmleins! — Gnädiger Herr! — Ihr Gnaden!" —

So schrie der Wirth zum offnen Fenster heraus, aber Deodatus Schwendy (das war der junge Mann) überließ sich dem Strom der Menschenmenge, der ihn unaufhaltsam fortriß in das unfern gelegene Wirthshaus.

Dicht gedrängt stand Alles in Flur und Hofraum, ein leises erwartungsvolles Geflüster lief hin und wieder. Einzelne wurden in den Saal gelassen, andere traten heraus, bald mit verstörten, bald mit nachdenklichen, bald mit frohen Gesichtern.

„Ich weiß nicht," sprach ein alter ernster Mann, der sich mit Deodatus zugleich in eine Ecke geflüchtet hatte, „ich weiß nicht, weshalb diesem Unfug nicht von Obrigkeitswegen gesteuert wird." „Warum!" fragte Deodatus. „Ach," fuhr der Mann fort, „ach! Sie sind fremd, Ihnen ist daher unbekannt, daß von Zeit zu Zeit ein altes Weib herkommt, die das Publikum äfft mit wunderbaren Prophezeihungen und Orakelsprüchen.

Sie hat einen großen Raben bei sich, der den Leuten über Alles, was sie wissen wollen, wahr= oder vielmehr falschsagt. Denn ist es auch richtig, daß mancher Ausspruch des klugen Raben eintrifft auf sonderbare Weise, so bin ich doch überzeugt, daß er dagegen hundertmal ins Gelag hineinlügt. Sehn sie nur die Leute an, wenn sie herauskommen und Sie werden leicht merken, daß das Weib mit dem Raben sie ganz und gar berückt. — Muß denn in unserm, dem Himmel sey Dank! — aufgeklärten Zeitalter solch ein verderblicher Aberglaube" —

Weiter hörte Deodatus nichts von dem, was der in vollen Eifer gerathene Mann schwatzte, denn eben trat der bildschöne Jüngling, todtenbleich, helle Thränen in den Augen aus dem Saal heraus, in den er vor wenigen Minuten heiter, frohlächelnd hineingegangen.

Da war es dem Deodatus, als sey hinter jenen Vorhängen, durch die die Menschen hineinschlüpften, wirklich eine dunkle, unheimliche Macht verborgen, die dem Fröhlichen

die unheilbringende Zukunft enthülle und so schadenfroh jeden Genuß des Augenblicks tödte. —

Und doch stieg in ihm der Gedanke auf, selbst hinzugehen und dem Raben darum zu befragen, was ihm die nächsten Tage, ja die nächsten Augenblicke bringen könnten. Auf geheimnißvolle Weise war Deodatus von seinem Vater, dem alten Amadeus Schwendy, aus weiter Ferne nach Hohenflüh geschickt worden.

Hier auf die höchste Spitze des Lebens gestellt, sollte sich seine Zukunft entscheiden durch ein wunderbares Ereigniß, das ihm der Vater in dunklen geheimnißvollen Worten verkündet. Mit leiblichen Augen sollte er ein Wesen schauen, daß sich nur wie ein Traum in sein Leben verschlungen. Er sollte nun prüfen, ob dieser Traum, der aus einem, in sein Inneres geworfenen Funken immer frischer und strahlender emporgekeimt, wirklich heraustreten dürfe in sein äußeres weltliches Treiben. Er sollte, — war dieses, eingreifen mit der That. — Schon stand er

an der Thüre des Saals, schon wurden die Vorhänge gelüpft. Er hörte eine widrig krächzende Stimme, ein Eisstrom glitt durch sein Inneres, es war als dränge ihn eine unbekannte Gewalt zurück, andere kamen ihm zuvor und so geschah es, daß er, ohne daran zu denken, unwillkührlich die Treppe emporstieg und in ein Zimmer gerieth, wo man das Mittagsmahl für die zahlreichen Gäste des Hauses bereitet hatte.

Der Wirth kam ihm freundlich entgegen. „Ei sieh da! Herr Haberland! — Nun das ist schön. Sind Sie gleich da drüben in dem schlechten Hause, in dem silbernen Lamm eingekehrt, so können Sie sich doch nicht der weltberühmten Wirthstafel des goldnen Bocks entziehen. Ich habe die Ehre, diesen Platz für Sie zu belegen."

Deodatus merkte wohl, daß sich der Wirth in seiner Person irrte, allein ganz und gar befangen von der großen Unlust zu sprechen, die jede heftige Anregung aus dem Innern heraus erzeugt, ließ er sich nicht darauf ein, den Irrthum aufzuklären, sondern

setzte sich stillschweigend an seinen Platz. Die weise Frau war der Gegenstand des Tischgesprächs und es herrschten die verschiedensten Meinungen, indem manche alles für ein kindisches Gaukelspiel erklärten, andere dagegen ihr in der That die vollkommenste Erkenntniß der geheimnißvollen Verschlingungen des Lebens zutrauten und daraus ihre Sehergabe herleiteten.

Ein kleiner, alter, etwas zu dicker Herr, der sehr oft aus einer goldnen Dose, nachdem er sie auf dem Rockermel gerieben, Tabak nahm und dabei ungemein klug vor sich hinlächelte, meinte, der Hochweise Rath, dessen geringes Mitglied zu seyn er die Ehre habe, werde bald der verdammten Hexe das Handwerk legen, vorzüglich weil sie eine Pfuscherinn sey und keine wahre ordentliche Hexe. Denn daß sie Jedes Lebenslauf in der Tasche habe, und in nuce, wiewohl in absonderlichen schlecht stylisirten Redensarten, durch den Raben hersagen lasse, sey übrigens kein solch großes Kunststück. Wäre doch noch zum vorigen Jahrmarkt ein Mahler und

Bilderhändler am Orte gewesen, in dessen Bude ein Jeder sein wohlgetroffenes Portrait habe finden können.

Alles lachte laut auf. „Das ist,“ rief ein junger Mann dem Deodatus zu, „das ist etwas für Sie, Herr Haberland. Sie sind ja selbst ein tüchtiger Portraitmahler, aber so hoch haben Sie ihre Kunst doch wohl nicht gesteigert!“

Deodatus schon zum zweiten Mal als Herr Haberland, der wie er nun vernommen, ein Mahler seyn mußte, angesprochen, konnte sich eines innern Schauers nicht erwehren, indem es ihm plötzlich vorkam, als sey er mit seiner Gestalt und seinem Wesen der unheimliche Spuck jenes ihm unbekannten Haberlands. Aber bis zum Entsetzlichen wurde dieses innere Grauen gesteigert, als in dem Augenblick, noch ehe er dem, der ihn als Haberland angeredet, antworten konnte, ein junger Mensch in Reisekleidern auf ihn zustürzte und ihn heftig in seine Arme schloß, laut rufend: „Haberland — liebster bester George, hab ich dich endlich getroffen! Nun

können wir fröhlich unsern Weg fortwandern nach dem schönen Italia! Aber du siehst so blaß und verstört?" —

Deodatus erwiederte die Umarmung des ihm unbekannten Fremden, als sey er in der That der längst gesuchte und erwartete Mahler George Haberland. Er merkte wohl, daß er nun wirklich in den Kreis der wunderbaren Erscheinungen trete, die ihm sein alter Vater in mancherlei Andeutungen verkündet hatte. Er mußte sich hingeben allem dem was die dunkle Macht über ihn beschlossen. Aber jene Ironie des tiefsten Grimms gegen fremde unerreichbare Willkühr, in der man Eignes zu bewahren und zu erhalten strebt, erfaßte ihn gewaltig. In verzehrendem Feuer erglüht hielt er den Fremden fest bei beiden Armen und rief: „Ei du unbekannter Bruder, wie sollt ich nicht confus aussehen, da ich so eben mit meinem Ich in einen andern Menschen gefahren bin, wie in einen neuen Ueberrock, der hin und wieder zu eng ist oder zu weit, der noch drückt und preßt. Ei du mein Junge, bin

ich denn nicht wirklich der Mahler George Haberland?“

„Ich weiß nicht,“ sprach der Fremde, „wie du mir heute vorkommst, George. Bist du denn wieder einmal von deinem wunderlichen Wesen befangen, das über dich kommt wie eine periodische Krankheit? Ueberhaupt wollt' ich fragen, was du denn mit all dem unverständlichen Zeuge haben willst, das deinen letzten Brief anfüllt.“

Damit holte der Fremde einen Brief hervor und schlug ihn aus einander. So wie Deodatus hineinblickte, schrie er auf, wie von einer unsichtbaren feindlichen Macht schmerzhaft berührt. Die Handschrift des Briefes war ja ganz genau seine eigene.

Der Fremde warf einen raschen Blick auf Deodatus und las dann langsam und leise aus dem Briefe.

„Ach lieber Kunstbruder Berthold! Du weißt nicht, welch eine düstere, schmerzende und doch wohlthuende Schwermuth mich befängt je weiter ich fortwandere. Sollst Du es wohl glauben, daß mir mei-

ne Kunst, ja all' mein Leben, Thun und Treiben oft schal und dürftig vorkommt? Aber dann erwachen süße Träume aus meiner fröhlichen frischen Jugendzeit. Ich liege in des alten Priesters kleinem Garten ins Gras hingestreckt und schaue hinauf, wie der holde Frühling auf goldnen Morgenwolken daher gezogen kommt. Die Blümlein schlagen von dem Schimmer geweckt die lieblichen Augen auf und strahlen ihre Düfte empor, wie ein herrliches Loblied. Ach Berthold! — mir will die Brust zerspringen vor Liebe, vor Sehnsucht, vor brünstigem Verlangen! Wo finde ich sie wieder, die mein ganzes Leben ist, mein ganzes Seyn! — Ich gedenke dich in Hohenflüh zu treffen, wo ich einige Tage verweile. Es ist mir als müsse mir eben in Hohenflüh was besonderes begegnen, woher dieser Glaube, weiß ich nicht!" — —

„Nun sage mir," sprach der Kupferstecher Berthold — das war eben der Fremde — weiter, nachdem er dies gelesen, „nun sage mir nur, Bruder George, wie du in

frischer fröhlicher Jugend auf der vergnüglichen Reise nach dem Kunstlande solcher weichlicher Schwärmerei nachhängen magst.“

„Ja lieber Kunstbruder,“ erwiederte Deodatus, „es ist mit mir ein ganz tolles absonderliches Ding. So wie das nun gleich gar poßierlich ist, daß ich recht aus der tiefsten Seele das geschrieben, was du eben lasest und daß ich dennoch gar nicht der Georg Haberland bin, den du“ —

In dem Augenblick trat der junge Mann hinein, der schon früher den Deodatus als Georg Haberland begrüßt hatte, und meinte, Georg habe Recht gethan, daß er der weisen Frau halber noch einmal zurückgekehrt sey. Er solle sich an all das Geschwätz bei Tische gar nicht kehren, denn wollten auch die Weissagungen des Raben eben nicht viel bedeuten, so sey es doch höchst merkwürdig, wenn sie, die weise Frau selbst auftrete, wie eine zweite Sybille oder Pythia und in beinahe wilder Begeisterung geheimnißvolle Sprüche hersage, indem dumpfe geheimnißvolle Stimmen sie umtönten. Sie gebe heute in dem

geräumigen Bosket des Gartens eine solche Darstellung, die Georg durchaus nicht versäumen müsse.

Berthold ging, um manches Geschäft, das ihm in Hohenflüh oblag, abzuthun. Deodatus ließ es sich gefallen, mit jenem jungen Mann ein paar Flaschen zu leeren und so die Zeit bis zum Sonnenuntergang hinzubringen.

Die Gesellschaft, die im Zimmer versammelt, brach endlich auf, um sich nach dem Garten zu begeben. Da strich auf dem Flur ein langer hagrer, vornehm gekleideter Mann, der eben angekommen schien, bei ihnen vorüber. Im Begriff in die Zimmer hineinzutreten, wandte er sich noch einmal um, sein Blick fiel auf Deodatus und den Thürdrücker in der Hand, blieb er wie eingewurzelt stehen! Wildes Feuer blitzte aus seinen düstern Augen, während Todtenblässe sein krampfhaft zuckendes Antlitz überzog. Er trat einen Schritt vorwärts auf die Gesellschaft zu, doch wie plötzlich sich besinnend, kehrte er wieder um, rannte hinein in das Zimmer

und warf dröhnend die Thüre hinter sich zu. Was er zwischen den Zähnen murmelte, konnte niemand verstehen.

Mehr als dem jungen Schwendy war dem Andern das Betragen des Fremden aufgefallen, Deodatus hatte nicht sonderlich darauf geachtet. Man begab sich nach dem Bosket. —

Die letzten Strahlen der Abendsonne fielen auf eine hohe, von Kopf bis zu Fuß in ein weites erdgelbes Gewand gehüllte, Gestalt, die den Zuschauern den Rücken zugewendet hatte. Neben ihr auf der Erde lag ein großer Rabe wie todt, mit gesenkten Flügeln. Alle wurden von dem fremden grauenhaften Anblick erfaßt, das leise Geflüster verstummte und in dumpfen, die Brust belastenden Schweigen erwartete man, was die Gestalt beginnen werde.

Ein Säuseln strömte, wie Wellengeplätscher wunderbar klingend, durch das dunkle Gebüsch und wurde zu Tönen, zu vernehmbaren Worten:

„Phosphorus ist bezwungen. Der Feuer-

erkessel glüht auf im Westen! — Nachtadler! schwing dich empor zu den erwachten Träumen."

Da erhob der Rabe das gesenkte Haupt, schlug mit den Flügeln und stieg krächzend in die Höhe. Die Gestalt breitete beide Arme aus, das Gewand fiel herab und eine hohe wunderherrliche Frau stand da im weißen faltenreichen Kleide, mit einem Gürtel von funkelnden Steinen und schwarzen, hochaufgenestelten Haaren. Hals, Nacken und Arme, zeigten entblößt jugendlich üppige Formen.

„Das ist ja nicht die Alte!" so flüsterte es durch die Reihen der Zuschauer. —

Jetzt begann eine ferne dumpfe Stimme.

„Hörst du, wie es im Abendwinde heult und jammert?"

Eine noch fernere Stimme murmelte.

„Die Klage beginnt, wenn der Gluthwurm leuchtet!"

Da ging ein entsetzlicher, herzzerschneidender Jammer durch die Lüfte. Die Frau sprach.

„Ihr fernen Klagetöne, habt ihr euch losgewunden aus der Brust des Menschen, daß ihr vermöget, frei euch zu erheben im gewaltigen Chor? — Aber verhallen müßt ihr in Lust, denn die in segensreichen Himmeln thronende Macht, die Euch gebietet, ist ja die Sehnsucht.“

Die dumpfen Stimmen heulten stärker.

„Die Hoffnung ist gestorben! Der Sehnsucht Lust war die Hoffnung. Sehnsucht ohne Hoffnung ist namenlose Qual!“

Tief auf seufzte die Frau und rief wie in Verzweiflung.

„Die Hoffnung ist der Tod! — Das Leben dunkler Mächte grauses Spiel!“

Da schrie Deodatus unwillkührlich aus dem Innersten heraus: „Natalie!“

Rasch wandte sich die Frau um und ein altes fürchterlich verzerrtes Weiberantlitz starrte ihn an mit glühenden Augen. Grimmig mit ausgespreizten Armen auf ihn losfahrend, kreischte das Weib: „Was willst du hier? — Fort! Fort! — Der Mord ist hinter dir her! — Rette Natalien!“ — Der

Rabe rauschte durch die Bäume herab auf Deodatus und krächzte gräßlich: „Mord — Mord!“ Von wildem Entsetzen gepackt, halb sinnlos, rannte Deodatus fort nach seiner Wohnung.

Der Wirth sagte ihm, daß während dessen ein fremder reich gekleideter Herr mehrmals nach ihm gefragt, indem er seine Person genau beschrieben, ohne seinen Namen zu nennen, und endlich ein Billet zurückgelassen habe.

Deodatus erbrach das Billet, das ihm der Wirth einhändigte und das richtig an ihn addressirt war. Er fand folgende Worte.

„Ich weiß nicht, ob ich es unerhörte Frechheit oder Wahnsinn nennen soll, daß Sie sich hier blicken lassen. Sind Sie nicht, wie ich es jetzt glauben muß, ein ehrloser Bösewicht, so entfernen Sie sich augenblicklich aus Hohenflüh oder erwarten Sie, daß ich Mittel finden werde, Sie von Ihrer Tollheit auf immer zu heilen.“

“Graf Hektor von Zelies.“

„Die Hoffnung ist der Tod, das Leben

dunkler Mächte grauses Spiel!" — So murmelte Deodatus dumpf in sich hinein, als er dies gelesen. Er war entschlossen, sich durch die Drohungen eines Unbekannten, die noch dazu auf irgend einem unerklärlichen Irrthum beruhen mußten, durchaus nicht aus Hohenflüh vertreiben zu lassen, sondern mit festem Muth, mit männlicher Kraft dem entgegen zu treten, was irgend eine dunkle Macht über ihn verhänge. Sein ganzes Inneres war erfüllt mit banger Ahnung, die Brust wollte ihm zerspringen, hinaus sehnte er sich aus den Mauern ins Freie. Die Nacht war eingebrochen, als er eingedenk des unbekannten bedrohlichen Verfolgers seine geladenen Pistolen einsteckte und forteilte durch das Neudorfer Thor. Schon war er auf dem freien Platz, der vor diesem Thore befindlich, als er sich von hinten gefaßt und zurückgezogen fühlte. „Eile — eile, rette Natalien, die Zeit ist da!" — So murmelte es ihm in die Ohren. Es war das gräßliche Weib, die ihn gefaßt hatte und die ihn unaufhaltsam mit sich fortriß. Ein Wagen hielt

in geringer Entfernung, der Schlag war geöffnet, die Alte half ihm hinein und stieg nach. Er fühlte sich von weichen Armen umfangen und eine süße Stimme lispelte: „Mein geliebter Freund! endlich! — endlich kommst du!“ — „Natalie, meine Natalie!“ So schrie er auf, indem er halb ohnmächtig vor Entzücken die Geliebte in die Arme schloß.

Rasch ging es nun fort; im dicken Walde schimmerte plötzlich heller Fackelglanz durch das Gebüsch. „Sie sind es,“ rief die Alte; „noch einen Schritt weiter und uns trifft Verderben!“ —

Deodatus zur Besinnung gekommen, ließ halten, stieg aus dem Wagen und schlich leise, die gespannte Pistole in der Hand, auf den Fackelglanz zu, der augenblicklich verschwand. Er eilte zurück zum Wagen, aber erstarrt vor Entsetzen blieb er eingewurzelt stehen, als er eine männliche Figur erblickte, die mit seiner Stimme sprach: „die Gefahr ist vorüber!“ und dann einstieg.

Nachstürzen wollte Deodatus dem schnell-

fortrollenden Wagen, als ihn ein Schuß aus dem Gebüsch zu Boden warf. —

Zweites Kapitel.

Es ist nöthig, dem geneigten Leser zu sagen, daß der ferne Ort, von dem her der alte Amadeus Schwendy seinen Sohn nach Hohenflüh schickte, ein Landhaus in der Gegend von Lucern war. Das Städtlein Hohenflüh im Fürstenthum Reitlingen, lag aber ungefähr sechs bis sieben Stunden von Sonsitz, der Residenz des Fürsten Remigius, entfernt.

Ging es in Hohenflüh laut und lustig her, so herrschte dagegen in Sonsitz solch ein allgemeines Piano, wie etwa in Herrnhuth oder Neusalz. Alles trat leise wie auf Socken daher und selbst ein nothwendiger Zank wurde mit gedämpfter Stimme geführt. Von den gewöhnlichen Vergnügungen der Residenz, von Bällen, Conzerten, Schauspielen war gar nicht die Rede und wollten sich die armen, zur Traurigkeit verdammten, Sonsi-

ßer einmal vergnügen, so mußten sie hinüber ziehen nach Hohenflüh. Dies alles kam daher. Fürst Remigius, sonst ein freundlicher, lebenslustiger Herr, war seit mehreren Jahren, es konnten wohl über die zwanzig seyn, in furchtbar tiefe, an Wahnsinn gränzende Melancholie versenkt. Ohne Sonsitz zu verlassen, sollte sein Aufenthalt einer Einöde gleichen, in der das düstre Stillschweigen der lebensmüden Trauer herrscht. Nur seine vertrautesten Räthe und die nothwendigste Dienerschaft mocht er sehen, und selbst diese durften es nicht wagen zu sprechen, wenn der Fürst sie nicht angeredet. In einer dicht verschlossenen Kutsche fuhr er daher und niemand durfte auch nur durch eine Gebehrde merken lassen, daß er den Fürsten in der Kutsche wisse.

Ueber die Ursache dieser Melancholie gab es nur dumpfe Gerüchte. So viel war gewiß, daß damals, als die Gemahlinn des Fürsten den Erbprinzen geboren und das ganze Land von freudigem Jubel ertönte, wenige Monate nachher, Mutter und Kind

verschwanden auf unbegreifliche Weise. Manche meinten, Gemahlinn und Sohn wären als Opfer einer unerhörten Cabale entführt worden, andere behaupteten dagegen, der Fürst habe beide verstoßen. Diese bezogen sich, um ihre Behauptung zu unterstützen, auf den Umstand, daß zu derselben Zeit der Graf von Törny, erster Minister und entschiedener Liebling des Fürsten, vom Hofe entfernt worden, und es scheine gewiß, daß der Fürst ein verbrecherisches Verhältniß zwischen der Fürstinn und dem Grafen entdeckt und an der Aechtheit des gebornen Sohnes gezweifelt.

Alle, die die Fürstinn näher gekannt, waren aber im Innersten überzeugt, daß bei der reinsten unbeflecktesten Tugend, wie sie die Fürstinn bewährt, ein solcher Fehltritt ganz undenkbar, ganz unmöglich sey.

Niemand in Sonsitz durfte bei harter Ahndung auch nur ein Wort über das Verschwinden der Fürstinn äußern. Aufpasser lauerten überall, und plötzliche Verhaftungen derer, die nur irgendwo anders als inner-

halb ihres Zimmers davon gesprochen, zeigten, wie man, ohne es zu ahnen, belauscht, behorcht wurde. Eben so durfte auch über den Fürsten, über seinen Kummer, über sein ganzes Thun und Treiben, kein Wort gesprochen werden und dieser tyrannische Zwang war die ärgste Bedrängniß der Bewohner einer kleinen Residenz, die eben nichts lieber im Munde führen als den Fürsten und den Hof. —

Des Fürsten liebster Aufenthalt war ein kleines, dicht vor den Thoren von Sonsitz gelegenes Landhaus mit einem weitläuftigen eingehegten Park.

In den düstern wildverwachsenen Gängen dieses Parks wandelte eines Tages der Fürst, sich ganz hingebend dem zerstörendem Gram, der in seiner Brust wühlte, als er plötzlich ganz unfern ein seltsames Geräusch vernahm. — Unartikulirte Töne — ein Aechzen — Stöhnen, dazwischen wieder ein widriges Quicken — Grunzen — und dann wie in erstickter Wuth dumpf ausgestoßene Schimpfwörter. — Erzürnt, wer es gewagt,

dem strengsten Verbot entgegen einzudringen in den Park, trat der Fürst schnell aus dem Gebüsch und es bot sich ihm ein Schauspiel dar, das den griesgramigsten Smelfungus zum Lachen hätte reizen können. — Zwei Männer, der eine lang und knochendürr, wie die Hektik selbst, der andere ein kleines glaues Fallstafflein in den schmuckesten Sontagsklei- dern des idealen Spießbürgers angethan, wa- ren in heftigsten Faustkampf begriffen. Der Große säbelte mit den langen Armen, die mit den geballten Fäusten mächtigen Streit- kolben nicht unähnlich, so unbarmherzig auf den Kleinen los, daß jeder fernere Wider- stand unnütz und nichts anders rathsam schien, als schnelle Flucht. Doch Muth im Herzen wollte der Kleine, gleich den Parthern noch fliehend fechten. Da krallte sich aber der Große fest in das Haupthaar des Gegners. Schlechte Intention! — Die Perücke blieb ihm in der Hand, der Kleine nützte strategisch die Puderwolke, die ihn einhüllte, dukte schnell nieder und unterlief mit vorgestreckten Fäu- sten so behende und geschickt den Großen, daß

dieser mit einem gellenden Schrei rücklings überstürzte. Nun warf sich der Kleine auf den Großen, enterte sich fest, die linke Hand mit gebogenen Fingern zweckmäßig als Enterhaken brauchend, in der Halsbinde des Gegners und arbeitete mit den Knieen und der rechten Faust so schonungslos auf den Großen ein, daß dieser, kirschblau im ganzen Antlitz, gräßliche Laute ausstieß. Doch plötzlich fuhr nun der Große dem Kleinen mit den spitzen Knochenfingern so gewaltig in die Seiten und gab mit der letzten Kraft der Verzweiflung sich selbst einen solchen Schwung, daß der Kleine in die Höhe geschleudert wurde wie ein Ball und niederstürzte, dicht vor dem Fürsten.

„Hunde!" rief der Fürst mit der Stimme eines ergrimmten Löwen, „Hunde, welch ein Satan hat euch eingelassen? was wollt Ihr?"

Man kann denken, mit welchem Entsetzen die beiden ergrimmten Gymnastiker sich aufrafften vom Boden, wie sie nun gleich armen verlornen Sündern, bebend, zitternd,

keines Worts, keines Lauts mächtig, vor dem erzürnten Fürsten standen.

„Fort," rief der Fürst, „fort, auf der Stelle, hinauspeitschen lasse ich Euch, wenn Ihr noch einen Augenblick weilt.

Da fiel der Große nieder auf die Knie und brüllte ganz Verzweiflung: „Durchlauchtigster Fürst — gnädigster Landesherr — Gerechtigkeit — Blut für Blut!" —

Das Wort Gerechtigkeit, war noch eins von den wenigen, das stark anschlug an des Fürsten Ohr. Er faßte den Großen stark ins Auge und sprach gemäßigter. „Was ist's, sprecht, aber nehmt euch in Acht vor allen dummen Worten und macht's kurz."

— Vielleicht hat es der geneigte Leser schon geahnt, daß die beiden tapfern Kämpfer niemand anders waren als die beiden berühmten Gastwirthe zum goldnen Bock und zum silbernen Lamm aus Hohenflüh. In dem immer höher gesteigerten Groll gegen einander, waren sie zu dem wahnsinnigen Entschluß gekommen, da ihnen der hochweise Rath nicht genügte, dem Fürsten selbst

allen Tort zu klagen, den jeder vom andern erlitten zu haben glaubte, und der Zufall ließ es geschehen, daß beide in demselben Augenblick zusammen trafen vor dem äußersten Gatterthor des Parks, das ein einfältiger Gärtnerbursche ihnen öffnete. Beide können fernerhin sehr schicklich mit ihren Schildnamen bezeichnet werden! —

Also! — der goldne Bock, ermuthigt durch des Fürsten ruhigere Frage wollte eben beginnen, als ihn vielleicht in Gefolge des feindlichen Enterns ein solch fürchterliches krächzendes Husten überfiel, daß er kein Wort hervorzubringen vermochte.

Diesen verderblichen Zufall nutzte augenblicklich das silberne Lamm und stellte mit nicht geringer Beredtsamkeit dem Fürsten all die Unbild vor, die ihm der goldne Bock zufüge, der alle Gäste anlocke, indem er alle nur mögliche Hanswürste, Marktschreier, Wahrsager und anderes Gesindel bei sich aufnehme. Er beschrieb die weise Frau mit dem Raben, er sprach von ihren schnöden Künsten, von ihren Orakelsprüchen, mit denen sie die

Leute hinters Licht führe. Das schien die Aufmerksamkeit des Fürsten zu fesseln. Er ließ sich die Gestalt der Frau von Kopf bis zu Fuß beschreiben, er fragte, wann sie gekommen, wo sie geblieben. Das Lamm meinte, er seiner Seits halte das Weib für nichts anders, als für eine betrügerische halbwahnsinnige Zigeunerinn, die ein hochweiser Rath zu Hohenflüh hätte sogleich festnehmen lassen sollen.

Der Fürst heftete den funkelnden durchbohrenden Blick auf das arme Lamm, das, als hätt' es in die Sonne geschaut, sogleich ausbrach in ein heftiges Niesen.

Dies nützte sofort der goldne Bock, der sich indessen vom Husten erholt und nur auf den Moment gelauert hatte, dem Lamm die Rede abzuschneiden. Der Bock berichtete in süß und sanft tönenden Worten, daß alles, was das Lamm von der Aufnahme schädlichen polizeiwidrigen Gesindels berichtet, die schändlichste Verläumdung sey. Insonderheit rühmte der Bock die weise Frau, von der die gescheutesten brillantsten Herren, die größten

Genies von Hohenflüh, die er täglich an seiner Tafel zu bewirthen die Ehre habe, behaupteten, sie sey ein überirdisches Wesen und höher zu achten, als die ausgebildetste Somnambüle. Ach, gar arg ging es aber zu bei dem silbernen Lamm. Einen artigen, schönen, jungen Herrn habe das silberne Lamm von ihm weggelockt, als er nach Hohenflüh zurückgekehrt und gleich in der folgenden Nacht sey er auf seinem Zimmer mörderisch angefallen und durch einen Pistolenschuß verwundet worden, so daß er hoffnungslos darnieder läge.

Jede fernere Rücksicht, jede Ehrfurcht vor dem Fürsten in der Wuth vergessend, brach das silberne Lamm los und schrie: derjenige, welcher behaupte, daß der junge Herr George Haberland auf seinem Zimmer angefallen und verwundet worden, sey der niederträchtigste Spitzbube und abgefeimteste Hallunkenkerl, der jemals Beinschellen getragen und die Gassen gekehrt. Vielmehr habe wohllöbliche Polizei in Hohenflüh ermittelt, daß er in selbiger Nacht vor das Neudorfer Thor spaziert, daß dort ein Wagen gehalten,

aus dem eine weibliche Stimme gerufen: „rette Natalien,“ daß darauf der junge Herr in den Wagen gesprungen. — „Wer war das Weib im Wagen?“ fragte der Fürst mit strengem Ton.

„Man sagt,“ stotterte der goldne Bock, um nur wieder zum Wort zu kommen, „man sagt, die weise Frau habe“ —

Die Rede blieb dem goldnen Bock in der Kehle stecken vor dem furchtbaren Blick des Fürsten, und, als dieser ihm ein tödtendes „Nun? was weiter?“ zurief, fiel das silberne Lamm, das gerade außer der Richtung jener Strahlen im Schatten stand, leise stammelnd ein! „Ja, die weise Frau und der Herr Maler George Haberland — Im Walde hat er den Schuß erhalten, das weiß ja die ganze Stadt — aus dem Walde haben sie ihn geholt und zu mir gebracht am frühen Morgen — er liegt noch bei mir — wird aber wohl genesen, denn die Pflege bei mir — und der fremde Herr Graf — ja der Herr Graf Hektor von Zelies“ —

„Was? wer?“ rief der Fürst auf, daß

das

das silberne Lämmlein ein paar Schritte zurückprallte. „Genug," sprach dann der Fürst weiter mit rauhem gebieterischen Ton, „genug! packt euch Beide fort augenblicklich. — Der wird den mehrsten Zuspruch haben, der seine Gäste am besten bedient! — Hör' ich noch das mindeste von einem Gezänk unter euch, so soll der Rath euch die Schilder von den Häusern reißen und Euch fortbringen lassen aus den Thoren von Hohenflüh!"

Nach diesem kurzen kräftigen Bescheid ließ der Fürst die beiden Wirthe stehen, und verlor sich schnell ins Gebüsch.

Der Zorn des Fürsten hatte die aufgebrachten Gemüther besänftigt. Im Innersten zerknirscht schauten sich beide, das silberne Lämmlein und der goldne Bock, wehmüthig an, Thränen entquollen den verdüsterten Augen und mit dem gleichzeitigen Ausruf: „O Gevatter!" fielen sie sich in die Arme. Während der goldne Bock das silberne Lamm fest einklammernd und über dasselbe weggebeugt häufige Schmerzestropfen ins Gras fallen ließ, schluchzte dieses vor herber Weh-

muth leise an der Brust des versöhnten Gegners. Es war ein erhabener Moment!

Die zwei herbeieilenden fürstlichen Jäger schienen aber dergleichen pathetische Scenen nicht sonderlich zu lieben, denn ohne Weiteres packten sie den goldnen Bock sowohl als das silberne Lamm, wie man zu sagen pflegt, beim Fittig und warfen beide ziemlich unsanft zum Gatterthor hinaus.

Drittes Kapitel.

Bin ich hin und hergezogen,
Ueber Wiese, Flur und Feld
Hat manch Hoffen mich betrogen,
Ist mir manche Lust entflogen
In der bunten lauten Welt.

Was nur stillt dies bange Sehnen,
Was den Schmerz in dieser Brust!
Bittre Qualen! herbe Thränen!
Leeres Trachten! — falsches Wähnen!
Flieht mich ewig jede Lust?

Darf ich noch zu hoffen wagen,
Dämmert noch mein Lebensstern?
Soll' ich's länger dulden, tragen
Wird mein Schmerz mir selbst nicht sagen,
Ob sie nah ist, ob sie fern?

Sie die ist mein innig Leben,
Sie die ist mein ganzes Glück,
Süßen Träumen hingegeben,
Schaut mit wonnigem Erbeben
Sie mein Liebetrunkner Blick.

Doch in Nacht ist bald verschwunden
Der Geliebten Lichtgestalt!
Kann ich nimmer mehr gesunden?
Freundes Trost, Balsam den Wunden
Ist auch der für mich verhallt?

Der Kupferstecher Berthold hatte sich, während er dies Lied, das sein Freund der Mahler George Haberland gedichtet, leise vor sich sang, auf einer Anhöhe unter einem großen Baum gelagert und war bemüht, eine Parthie des Dorfs, das vor ihm im Thale lag, getreu nach der Natur in sein Mahlerbuch hineinzuzeichnen.

Bei den letzten Versen schossen ihm aber die Thränen aus den Augen. Er gedachte lebhaft seines Freundes, den er oft durch ein lustiges Wort oder durch ein heitres Kunstgespräch aus der düstren trostlosen Stimmung gerissen, in die er seit einiger

Zeit versunken und den nun ein unerklärliches Unheil von ihm getrennt. „Nein,“ rief er endlich, indem er schnell seine Geräthschaften zusammenpackte und hastig aufsprang, „nein, noch ist Freundes Trost nicht verhallt für dich, mein George! — Fort, dich aufzusuchen und nicht eher dich zu verlassen, bis ich dich im Schooße der Ruhe sehe und des Glücks.“ —

Er eilte zurück in das Dorf, das er vor wenigen Stunden verlassen und wollte dann weiter fort nach Hohenflüh.

Es war gerade Sonntag, der Abend fing an einzubrechen, die Landleute eilten nach der Schenke. Da zog ein seltsam gekleideter Mensch durch's Dorf, einen lustigen Marsch auf der Papagenopfeife blasend, die ihm aus dem Busen hervorragte und dazu derb die Trommel schlagend, die er umgehängt. Ihm folgte ein altes Zigeuner-Weib, die tapfer auf dem Triangel klingelte. Hintenher schritt langsam und bedächtig ein stattlicher Esel mit zwei vollgepackten Körben belastet, auf denen zwei kleine poßierliche Aeff-

chen hin und her hüpften und sich herum balgten. Zuweilen ließ der Mensch vom Blasen ab und begann einen seltsamen kreischenden Gesang, in den das Zigeunerweib, sich aus ihrer niedergebeugten Stellung ein wenig aufrichtend, mit gellenden Tönen einstimmte. Begleitete nun der Esel den Gesang mit seinen klagenden Naturlauten, quickten die Aeffchen dazu, so gab es einen angenehmen lustigen Chor, wie man sich ihn wohl genügend denken mag.

Bertholds ganze Aufmerksamkeit fesselte der junge Mensch, denn jung war er, das war sichtlich, unerachtet er sein Antlitz mit allerlei Farben häßlich beschmiert und durch eine große Doktorperücke, auf der ein kleines winziges Tressenhütlein saß, auf widrige Weise entstellt hatte. Dazu trug er einen abgeschabten rothen Sammtrock mit großen goldstoffnen Aufschlägen, einen offnen Hamletskragen, schwarzseidne Unterkleider nach der letzten Mode, auf den Schuhen große bunte Bandschleifen und ein zierliches Ritterschwert an der Seite.

Er schnitt die tollsten Gesichter und sprang hin und her in den lustigsten Capriolen, so daß das Bauernvolk übermäßig lachte, doch Bertholden erschien das ganze Wesen wie der unheimliche Spuck des Wahnsinns und überdem regte der tolle Mensch, wenn er ihn genau ins Auge faßte, in ihm Empfindungen auf, die er sich selbst nicht zu erklären wußte.

Der Mensch blieb endlich in der Mitte eines Rasenplatzes vor der Schenke stehen und schlug auf seiner Trommel einen langen starken Wirbel. Auf dies Zeichen schloß das Landvolk einen großen Kreis und der Mensch verkündete, daß er jetzt gleich vor dem verehrungswürdigen Publikum ein Schauspiel aufzuführen gedenke, wie es die höchsten Potentaten und Herrschaften nicht schöner und herrlicher geschaut.

Die Zigeunerinn ging nun im Kreise umher und bot unter närrischen Redensarten und Gebehrden bald Korallenschnüre, Bänder, Heiligenbildchen u. a. zum Kauf aus, bald wahrsagte sie dieser, jener Dirne aus

der Hand und trieb ihr von Bräutigam und Hochzeit und Kindtaufe sprechend, das Blut in die Wangen, während die andern kicherten und lachten.

Der junge Mensch hatte indessen die Körbe ausgepackt, ein kleines Gerüste gebaut und mit kleinen bunten Teppichen behängt. Berthold sah die Vorbereitungen zum Puppenspiel, das denn auch nach gewöhnlicher italienischer Art erfolgte. Pulcinell war von besonderer Aktivität und hielt sich tapfer, indem er sich aus den bedrohlichsten Gefahren mit Gewandheit rettete und über seine Feinde stets die Oberhand gewann.

Das Spiel schien geendet, als plötzlich der Puppenspieler sein, zur furchtbaren Fratze, verzerrtes Antlitz emporhob in den Raum der Puppen und mit todtstarren Augen gerade hin in den Kreis blickte. Pulcinell von der einen Seite, der Doktor von der andern, schienen über die Erscheinung des Riesenhaupts sehr erschrocken, dann erholten sie sich aber, beschauten sorglich mit Gläsern das Antlitz, betasteten Nase, Mund, die Stirn,

zu der sie kaum hinauflangen konnten, und begannen einen sehr tiefsinnigen gelehrten Streit über die Beschaffenheit des Haupts und auf welchem Rumpf es sitzen könne oder ob überhaupt ein Rumpf als dazu gehörig anzunehmen. Der Doktor stellte die aberwitzigsten Hypothesen auf, Pulcinell zeigte aber dagegen viel Menschenverstand und hatte die lustigsten Einfälle. Darin wurden sie zuletzt einig, daß, da sie keinen zum Kopf gehörigen Körper wahrnehmen könnten, es auch keinen gäbe, nur meinte der Doktor, die Natur habe sich, als sie diesen Giganten ausgesprochen, einer rhetorischen Figur, einer Synekdoche bedient, nach der ein Theil das Ganze bezeichnet. Pulcinell behauptete dagegen, daß das Haupt ein Unglücklicher sey, dem vor vielem Denken und tollen Gedanken der Rumpf abhanden gekommen, und der nun bei dem gänzlichen Mangel an Fäusten sich gegen Ohrfeigen, Nasenstüber u. dgl., nicht anders wehren könne als durch Schimpfen.

Berthold merkte bald, daß hier nicht der Scherz galt, der ein schaulustiges Volk ergö-

zen kann, sondern daß der finstre Geist einer Ironie spuke, die dem mit sich selbst entzweiten Innern entsteigt. Das konnte sein frohes freundliches Gemüth nicht ertragen, er begab sich weg nach der Schenke und ließ sich an einem einsamen Plätzchen hinter derselben ein mäßiges Abendbrot auftragen.

Bald vernahm er aus der Ferne Trommel, Pfeife und Triangel. Die Landleute strömten nach der Schenke, das Spiel war geendet.

In dem Augenblick, als Berthold fortwandern wollte, stürzte mit dem lauten Ausruf, „Berthold — herzgeliebter Bruder!“ jener tolle Puppenspieler herbei. Er riß die Perücke vom Haupt, wischte schnell die Farben vom Antlitz.

„— Wie? — George! — ist es möglich?“ So stammelte Berthold mühsam, beinahe zur Bildsäule erstarrt. „Was ist dir, kennst du mich denn nicht?“ So fragte George Haberland voll Erstaunen. Berthold erklärte nun, daß, wenn er nicht an Gespenster glauben wolle, er freilich nicht zweifeln

könne, seinen Freund vor sich zu sehen, wie dies aber möglich wäre, das könne er durchaus nicht enträthseln.

„Warst du,“ so sprach Berthold weiter, „warst du nicht unsere Abrede gemäß nach Hohenflüh gekommen? — traf ich dich nicht dort, begegnete dir nicht Seltsames mit einem geheimnißvollem Weibe im Gasthof zum goldnen Bock? Wollten Unbekannte dich nicht dazu gebrauchen, ein Frauenzimmer entführen zu helfen, die du selbst Natalie nanntest? Wurdest du nicht im Walde durch einen Pistolenschuß schwer verwundet? — hab' ich nicht von Dir Abschied genommen mit schwerem Herzen, da du entkräftet, todtwund auf dem Lager lagst? — Sprachst du nicht von einem unerklärlichen Ereigniß, — von einem Grafen Hektor von Zelies?“ —

„Halt' ein, du durchbohrst mein Innres mit glühenden Dolchen!“ so rief George im wilden Schmerz.

„Ja,“ fuhr er dann ruhiger fort, „ja Bruder Berthold, es ist nur zu gewiß, es gibt ein zweites Ich, einen Doppeltgänger,

der mich verfolgt, der mich um mein Leben betrügen, der mir Natalie rauben wird!"

In voller Trostlosigkeit verstummt, sank George auf die Rasenbank.

Berthold setzte sich neben ihm hin und sang leise, indem er sanft des Freundes Hand drückte:

Freundes Trost, Balsam der Wunden
Ist noch nicht für dich verhallt!

„Ich," sprach George, indem er sich die Thränen wegtrocknete, die ihm aus den Augen strömten, „ich verstehe dich ganz, mein geliebter Bruder Berthold! — Es ist Unrecht, daß ich dir nicht schon längst meine ganze Brust erschloß, nicht schon längst dir alles, alles sagte. — Daß ich in Liebe bin, konntest du längst ahnen. Die Geschichte dieser Liebe — sie ist so einfältig, so abgedroschen, daß du sie in jedem abgeschmackten Roman nachlesen kannst. — Ich bin Mahler und so ist nichts mehr in der hergebrachten Ordnung, als daß ich mich in ein schönes junges Frauenzimmer, die ich abkonterfeie, sterblich verliebe. So ist es mir denn auch

wirklich gegangen, als ich während meines Aufenthalts in Straßburg meine Proviantbäckerei — du weißt, daß ich darunter das Portraitmahlen verstehe — mehr trieb als jemals. Ich bekam den Ruf eines außerordentlichen Portraitisten, der die Gesichter recht aus dem Spiegel stehle in der schönsten Miniatur, und so geschah es, daß eine alte Dame, die eine Pensionsanstalt hatte, sich an mich wandte, und mich ersuchte, ein Fräulein, das bei ihr, zu mahlen für den entfernten Vater. Ich sah, ich mahlte Natalien — o ihr ewigen Mächte, das Geschick meines Lebens war entschieden! — Nun nicht wahr, Bruder Berthold, da ist nichts besonders daran? — Doch höre, manches mag doch bemerkenswerth seyn. — Laß es mich dir sagen, daß mich seit meiner frühen Knabenzeit in Ahnungen und Träumen das Bild eines himmlischen Weibes umschwebte, dem all' mein Sehnen, all' mein Lieben zugewandt. Die rohesten Versuche des mahlerischen Knaben zeigen dies Bild eben so als die vollendeteren Gemälde des reifenden Künstlers. —

Natalie sie war es! — Das ist wunderbar, Berthold! — Auch mag ich dir sagen, daß derselbe Funke, der mich entzündet, auch in Nataliens Brust gefallen, daß wir uns verstohlen sahen. — O zerronnenes Glück der Liebe! — Nataliens Vater, Graf Hektor von Zelies war gekommen, das Bildlein der Tochter hatte ihm ausnehmend gefallen, ich wurde eingeladen, ihn auch zu mahlen. Als der Graf mich sah, gerieth er in eine seltsame Bewegung, ich möchte sagen Bestürzung. Er fragte mich mit auffallender Aengstlichkeit über alle meine Lebensverhältnisse aus, und schrie dann mehr als er sprach, indem seine Augen glühten, er wolle nicht gemalt seyn, aber ich sey ein wackrer Künstler, müsse nach Italien und das auf der Stelle, er wolle mir Geld geben, wenn ich dessen bedürfe!" —

„Ich fort? — ich mich trennen von Natalien? — Nun es giebt Leitern, bestechliche Zofen — wir sahen uns verstohlen. Sie lag in meinen Armen, als der Graf eintrat. — „Ha, meine Ahnung — er ist reif!" — so schrie der Graf wüthend auf und stürzte

auf mich los mit gezogenem Stilet. Ohne daß sein Stoß mich treffen konnte, rannte ich ihn über den Haufen und entfloh. — Spurlos war er andern Tages mit Natalien verschwunden!" —

„Es begab sich, daß ich auf die alte Zigeunerinn stieß, die du heute bei mir gesehen. Sie schwatzte mir solch' abenteuerliche Prophezeihungen vor, daß ich gar nicht darauf achten sondern meinen Weg fortsetzen wollte. Da sprach sie mit einem Ton, der mein Innerstes durchdrang: George, mein Herzenskind, hast du Natalien vergessen? — Mag es nun Hexerei geben oder nicht, genug, die Alte wußte um meinen Liebesbund, wußte genau, wie sich alles begeben, betheuerte mir, daß ich durch sie zu Nataliens Besitz gelangen solle und gab mir auf, mich zu einer bestimmten Zeit in Hohenflüh einzufinden, wo ich sie, wiewohl in einer ganz andern Gestalt, finden werde. — Nun Berthold, laß mich nicht alles weitläuftig erzählen — mir brennt die Brust — ein Wagen rollt auf mich zu — hält — die Reiter kommen nä-

her — Jesus ruft eine Stimme im Wagen — es ist Nataliens Stimme. — Eile — eile, ruft eine andre Stimme — die Reiter biegen seitwärts ein. — Die Gefahr ist vorüber, spreche ich, und steige in den Wagen — in dem Augenblick fällt ein Schuß, fort geht es! — Meine Ahnung hat mich nicht betrogen, es ist Natalie, es ist die alte Zigeunerinn — Sie hat Wort gehalten." — „Glücklicher George!" sprach Berthold.

„Glücklicher?" wiederholte George, indem er eine wilde Lache aufschlug, „ha! noch im Walde holten uns Polizeisoldaten ein. Ich sprang aus dem Wagen, die Zigeunerinn mir nach, packte mich mit Riesenkraft und schleppte mich ins finstre Dickicht. — Natalie war verloren. — Ich war in Wuth, die Zigeunerinn wußte mich zu besänftigen, mich zu überzeugen, daß kein Widerstand möglich, und daß noch keine Hoffnung verloren. Ich vertraue ihr blindlings und wie du uns hier siehst, das ist ihr Plan, ihr Rath, um der Verfolgung eines mordsüchtigen Feindes zu entgehen." —

In dem Augenblick trat die alte Zigeunerinn hinzu, und sprach mit krächzender Stimme: „George, schon leuchtet der Nachtwurm, wir müssen fort über die Berge.“

Da wollte es Berthold bedünken, die Alte treibe leeres loses Gaukelspiel mit Georgen, den sie an sich gelockt, um durch ihn mit jenen Possen mehr Geld zu gewinnen.

Zornig wandte er sich zur Alten, erklärte, daß er als Georgs bester innigster Freund es nicht länger zugeben werde, daß er schnöder Landstreicherei und niedrigen Possen sein Kunstleben opfre, mit ihm solle er nach Italien und fragte dann, was sie überhaupt für ein Recht habe auf den ihm verbundenen Freund.

Da erhob sich die Alte, die Züge des Antlitzes schienen sich zu veredeln, aus den Augen strahlte ein dunkles Feuer, plötzlich war ihr ganzes Wesen die Würde und Hoheit selbst, sie sprach mit fester volltönender Stimme. „Du fragst, was für ein Recht ich habe auf diesen Jüngling? — Ich kenne dich wohl, du bist der Kupferstecher Berthold

thold — Du bist sein Freund, aber ich — o ihr ewigen Mächte! — ich bin — seine Mutter!

Damit faßte sie Georgen in ihre Arme, und drückte ihn stürmisch an ihre Brust. Doch plötzlich überfiel sie ein krampfhaftes Zittern, sie stieß Georgen von sich mit abgewandtem Gesicht, sie ließ sich erschöpft, halbohnmächtig auf die Rasenbank niedersinken, sie wimmerte, indem sie sich mit dem weiten Mantel, den sie umgeworfen, das Antlitz verhüllte. „Starre mich nicht so an George mit seinen Augen — warum wirfst du mir immer und ewig mein Verbrechen vor? — Du mußt fort — fort!“ —

„Mutter!“ rief George, indem er der Zigeunerinn zu Füßen stürzte. Diese schloß ihn nochmals heftig in ihre Arme, indem sie keines Wortes mächtig aus tiefer Brust aufseufzte. Sie schien in Schlaf zu versinken. Doch bald erhob sie sich mühsam, sprach wieder ganz Zigeunerinn mit krächzender Stimme: „George, schon leuchtet der Nachtwurm,

wir müssen fort über die Berge!" und schritt langsam fort.

George warf sich sprachlos an die Brust des Freundes, dem auch das bis zum Entsetzen gesteigerte Erstaunen die Zunge band.

Bald vernahm Berthold das Trommeln, Pfeifen, Klingeln, den schauerlichen Gesang, das Geschrei des Esels und das Quiken der Affen und den Jubel des nachziehenden Landvolks, bis alles dumpf verhallte in der weiten Ferne.

Viertes Kapitel.

Förster, welche am frühen Morgen den Wald durchstrichen, fanden den jungen Deodatus Schwendy ohnmächtig in seinem Blute liegend. Der Branntwein, den sie in Jagdflaschen bei sich führten, that gute Dienste, ihn ins Leben zurückzurufen, sie verbanden, so gut sie es vermochten, die Brustwunde, packten ihn auf einen Wagen und brachten ihn nach Hohenflüh in das Wirthshaus zum silbernen Lamm.

Der Schuß hatte nur die Brust stark gestreift, ohne daß die Kugel eingedrungen war, der Wundarzt erklärte daher, daß an Lebensgefahr nicht zu denken, wiewohl der Schreck und die Kälte der Nacht den erschöpften Zustand herbeigeführt, in dem sich Deodatus befand. Kräftige Mittel würden aber auch diesen bald heben.

Hätte Deodatus nicht den Schmerz der Wunde gefühlt, das ganze unerklärliche Ereigniß wäre ihm nichts gewesen als ein Traum. Es schien ihm gewiß, daß jenes Geheimniß, von dem der Vater in dunklen Worten gesprochen, sich zu enthüllen begann, daß aber irgend ein feindliches Wesen dazwischen getreten, und seine Hoffnung vernichtet. Dieses feindliche Wesen, wer konnte es anders seyn, als der Maler George Haberland, der ihm so durchaus ähnlich, daß er überall mit ihm verwechselt worden.

„Und wie,“ sprach er zu sich selbst, „wenn jene Natalie, jener schöne Liebestraum, der in süßen Ahnungen durch mein Leben ging, nur ihm angehörte, meinem unbekann-

ten Doppeltgänger, meinem zweiten Ich, wenn er sie mir geraubt, wenn all' mein Sehnen, all' mein Hoffen ewig unerfüllt bliebe?

Deodatus verlor sich in trübe Gedanken, immer dichtere Schleier schienen seine Zukunft zu verhüllen, jede Ahnung war dahin, er sah ein, daß er nur auf den Zufall hoffen durfte, der ihm vielleicht Geheimnisse erschließen konnte, welche gar verhängnißvoll, gar gefährlich seyn mußten, da sein Vater, der alte Amadeus Schwendy, es selbst nicht gewagt, sie ihm zu offenbaren. —

— Der Wundarzt hatte den kranken Deodatus eben verlassen, er befand sich allein, als die Thüre leise geöffnet wurde, und ein großer in einem Mantel gehüllter Mann hineintrat. Als er den Mantel zurückschlug, erkannte Deodatus in ihm augenblicklich jenen Fremden wieder, den er im Gasthause zum goldnen Bock auf dem Flur getroffen und er errieth, daß es derselbe seyn mußte, der ihm das unerklärliche Billet geschrieben.

nähmlich der Graf Hektor von Zelies. Es war dem so.

Der Graf schien sich Mühe zu geben, den finstern stechenden Blick, der ihm eigen, zu mildern, er zwang sich sogar zu einiger Freundlichkeit.

„Wahrscheinlich," so begann er, „wahrscheinlich erstaunen Sie, mich hier zu sehen, Herr Haberland, noch mehr werden sie erstaunen, wenn ich Ihnen erkläre, daß ich hier bin, um Ihnen Frieden, Versöhnung anzubieten, im Fall Sie gewisse Bedingungen" —

Deodatus unterbrach den Grafen, indem er mit Heftigkeit versicherte, daß er keinesweges der Maler George Haberland sey, daß hier ein unglücklicher Irrthum vorwalten müsse, der ihn in ein Labyrinth unerklärlicher Ereignisse stürzen zu wollen scheine. Starr schaute der Graf ihm ins Gesicht und sprach dann mit einem Blick, aus dem ein wenig der Teufel lächelte. „Sie haben, mein Herr Schwendy oder mein Herr Haberland oder wie Sie sich sonst zu nennen belieben mögen, Natalien entführen wollen?"—

„Natalie, o Natalie!“ seufzte Deodatus tief aus der Seele.

„Hoho,“ sprach der Graf mit dem bittersten Ingrimm, „Sie lieben Natalien wohl sehr?“

„Mehr,“ erwiederte Deodatus, indem er vor Schwäche zurücksank auf sein Lager, „mehr als mein Leben. — Sie wird mein werden, sie muß mein werden, in meinem Innersten glüht die Hoffnung, das Verlangen!“ —

„Welche unerhörte Frechheit,“ fuhr der Graf auf im flammenden Zorn, „he warum traf“ — plötzlich innehaltend, seinen Zorn mit Gewalt niederkämpfend, sprach der Graf, nachdem er einige Augenblicke geschwiegen, mit erkünstelter Ruhe. „Verdanken sie Ihrem Zustande, daß ich Sie schone, unter andern Umständen würde ich Rechte geltend machen, die Sie vernichten könnten. Aber ich verlange nun, daß sie mir augenblicklich sagen, wie es geschehen konnte, daß Sie Natalien sahen hier in Hohenflüh?“

Der Ton, in dem der Graf sprach, erfüllte den Deodatus Schwendy mit dem tiefsten Unwillen. Sich troz seiner Schwäche ermannend, richtete er sich auf und sprach mit festem männlichen Ton. „Es kann nur das Recht der Unverschämtheit seyn, das Sie geltend machen zu können glauben, wenn Sie in mein Zimmer dringen, wenn Sie mich mit Fragen belästigen, die ich nicht beantworten kann. Sie sind mir völlig unbekannt, niemals hatte ich mit Ihnen etwas zu schaffen, und diese Natalie, von der Sie sprechen, wissen Sie denn, daß diese das Himmelsbild ist, das in meinem Herzen lebt? — Weder in Hohenflüh noch sonst irgendwo sahen meine leiblichen Augen die — doch es ist Frevel, zu Ihnen von Geheimnissen zu reden, die ich bewahre tief in meiner innersten Brust!"

Der Graf schien in Staunen und Zweifel zu gerathen, er lispelte kaum hörbar. „Niemals hätten Sie Natalien gesehen? — Und als Sie sie malten? — Wie wenn dieser Haberland — dieser Schwendy" —

„Genug," rief Deodatus, „genug! —

Entfernen Sie sich, nichts habe ich zu schaffen mit dem finstern Geist, den ein wahnsinniger Irrthum hinter mir hertreibt und der mich angriff auf den Tod! — Es giebt Gesetze, welche schützen gegen hinterlistigen Meuchelmord — Sie verstehen mich Herr Graf!" —

Deodatus zog stark die Glocke. —

Der Graf biß die Zähne zusammen und maß den Deodatus mit furchtbarem Blick.

„Hüte dich," sprach er dann, „hüte dich, Knabe! Du hast ein unglückliches Gesicht — hüte dich, daß dein Gesicht nicht noch einem andern mißfalle als mir." —

Die Thüre ging auf und hereintrat der kleine alte etwas zu dicke Herr mit der goldnen Dose, den der geneigte Leser als Mitglied des hochweisen Rathes an der Wirthstafel im goldnen Bock gesehen und sehr klug raisonniren gehört hat.

Der Graf entfernte sich mit einer drohenden Bewegung gegen Deodatus zur Thüre heraus und zwar so wild und heftig, daß der kleine Rathsherr und seine Begleitung darob etwas erstaunt und verblüfft schienen.

Dem Rathsherrn folgte nähmlich ein ganz kleines winziges verwachsenes Männlein, der einen großen Stoß Papier unter dem Arm trug und hinterher traten zwei Rathsdiener hinein, die sich sofort als Wachen an der Thüre postirten.

Der Rathsherr grüßte den Deodatus mit ernster Amtsmiene, das Männlein rückte mit Mühe einen Tisch vor das Bett, legte die Papiere darauf, holte ein Schreibzeug aus der Tasche, erkletterte den ebenfalls mit Mühe herangerückten Stuhl und setzte sich in schreibfertige Positur, während der Rathsherr sich auch auf einen Stuhl dicht vor dem Bette niedergelassen hatte und ihn mit weit aufgerissenen Augen anstarrte.

Deodatus wartete ungeduldig, was aus dem allem nun endlich werden sollte. Endlich begann der Rathsherr pathetisch. „Mein Herr Haberland oder mein Herr Schwendy, denn Sie mein Herr, der Sie da vor mir im Bette liegen, belieben zwei diverse Namen zu führen, unerachtet das ein Luxus ist, den keine tüchtige Obrigkeit dulden darf. —

Nun! — ich hoffe, Sie werden, da der hochweise Rath schon von Allem auf das genaueste unterrichtet ist, nicht durch unnütze Lügen, Ränke und Schwänke ihren Arrest verzögern. Denn arretirt sind Sie in diesem Augenblick, wie Sie aus der Postirung jener treuen ehrlichen Rathswächter mit mehrerem ersehen werden."

Deodatus fragte verwundert, welches Verbrechens man ihn denn anklage, und welches Recht man habe, ihn als durchreisenden Fremden, zu verhaften.

Da hielt ihm aber der Rathsherr vor, daß er wider das erst neuerdings emanirte Duell-Mandat des gnädigsten Herrn Fürsten auf das schrecklichste gesündigt, indem er sich wirklich im Walde duellirt, welches denn schon die Pistolen, die man in seiner Rocktasche gefunden, hinlänglich bewiesen. Er möge daher nur ohne weiteres den frechen Mitduellanten, so wie die etwanigen Sekundanten nennen und hübsch erzählen, wie sich alles begeben von Aufang an.

Dagegen versicherte nun Deodatus sehr

ruhig und fest, daß hier nicht von einem Duell, sondern von einem meuchelmörderischen Angriff auf seine Person die Rede. Ein Ereigniß, das ihm selbst unerklärlich, und das einem hochweisen Rath noch viel unerklärlicher seyn werde, habe ihn ganz ohne seinen vorbedachten Willen in den Wald geführt. Die gefährliche Drohung eines ihm ganz unbekannten Verfolgers sey die Ursache, warum er sich bewaffnet und der hochweise Rath würde viel besser thun, seine Pflicht für Ruhe und Ordnung zu sorgen, viel besser erfüllen, wenn er, statt auf eine grundlose Vermuthung hin Arrest und Untersuchung zu verfügen, jenem Meuchelmörder nachforschte.

Dabei blieb Deodatus stehen, unerachtet der Rathsherr noch hin und her fragte, und bezog, als dieser mehr von seinen Lebensverhältnissen wissen wollte, sich lediglich auf seinen Paß, der, so lange nicht ein gegründeter Verdacht der Falschheit vorhanden, dem hochweisen Rath genügen müsse.

Der Rathsherr wischte sich den Angstschweiß von der Stirne. Der Kleine hatte

schon einmal übers andre den grandiosen Gänsekiel in das Tintenfäßlein getunkt und wieder ausgespritzt, schreibbegehrliche Blicke auf den Rathsherrn werfend. Der schien aber vergebens nach Worten zu trachten. Da schrieb der kleine keck und las mit krächzender Stimme:

„Aktum Hohenflüh den —. Auf Befehl eines hiesigen hochweisen Raths hatte sich der unterschriebene Deputirte" —

„Recht," rief der Rathsherr, „recht liebster Droßelkopf, recht himmlischer Aktuar, der unterschriebene Deputirte hatte sich — der unterschriebene Deputirte — das bin ich — ich hatte mich" —

Es war im Rath des Himmels beschlossen, daß der unterschriebene Deputirte sein Werk nicht vollenden, nicht unterschreiben, Deodatus vielmehr von dem unseligen Zuspruch befreit werden sollte.

Hinein trat nähmlich ein Offizier von der Leibgarde des Fürsten, in Begleitung des Wirths, den er, als er Deodatus erblickte, fragte, ob das wirklich der junge Mann sey,

der im Walde verwundet worden. Als der Wirth es bejaht, näherte sich der Offizier dem Lager des Deodatus und erklärte mit bescheidner Artigkeit, daß er Befehl habe, den Herrn George Haberland sogleich zum Fürsten nach Sonsitz zu bringen. Er hoffe, daß sein Zustand kein Hinderniß in den Weg legen würde; es seyen alle Vorkehrungen getroffen, daß die Fahrt ihm durchaus nicht nachtheilig seyn könne, und werde auch übrigens der Leibchirurgus des Fürsten beständig an seiner Seite seyn.

Der Rathsherr, auf einmal des Auftrags enthoben, der ihm Angstschweis ausgepreßt, näherte sich, vollen Sonnenschein im Antlitz, dem Offizier und fragte mit submisser Verbeugung, ob er vielleicht den Arrestanten schließen lassen solle, größerer Sicherheit halber. Der Offizier blickte ihn aber ganz verwundert an, und fragte dann seiner Seits, ob der gestrenge Herr Rathsherr wahnsinnig sey, was er denn für einen Arrestanten meine? Der Fürst wolle den Herrn Haberland selbst sprechen, um alle Umstände ei-

nes Ereignisses zu erfahren, das seinen Zorn gereizt. Nicht begreifen könne der Fürst, wie in seinem Lande und vorzüglich ganz in der Nähe von Hohenflüh noch ein verruchter Meuchelmörder sein Wesen treiben dürfe, und werde deshalb die Obrigkeit, der die Sorge für die Sicherheit der Bürger oblie=ge, zur schweren Verantwortung ziehen.

Man kann denken, wie dies dem dicken Rathsherrn in alle Glieder fuhr, der kleine Schreiber purzelte aber so fort vom Stuhle herab und wimmerte unten: er sey nichts als ein armer höchst unglücklicher Aktuarius, dem es ganz schrecklich ergangen seyn würde, wenn er jemals die Zweifel hätte laut wer=den lassen, die er schon längst gegen die Weis=heit des hochweisen Raths im Innern ge=hegt. —

Deodatus betheuerte, um jedem Irrthum vorzubeugen, daß er nicht der Mahler Ha=berland sey, mit dem er nur große Aehnlich=keit haben müsse, vielmehr wie er hinlänglich auf die glaubhafteste Art nachweisen könne, Deodatus Schwendy heiße, und aus der

Schweiz hergereiset sey. Der Offizier versicherte dagegen, daß es hier auf den Namen gar nicht ankomme, da der Fürst nur eben den jungen Mann zu sprechen verlange, der im Walde verwundet worden. Nun erklärte Deodatus, daß er denn in jedem Fall der sey, den der Fürst gemeint und daß er, da die Wunde nicht im mindesten bedeutend, sich stark genug fühle, mitzugehen nach Sonsitz. Der Leibchirurgus des Fürsten bestätigte dies, Deodatus wurde sogleich in den bequemsten Reisewagen des Fürsten gepackt und fort ging es nach Sonsitz.

Ganz Hohenflüh war in Bewegung, als Deodatus durch die Straßen fuhr und des Verwunderns kein Ende, da es unerhört, daß der Fürst einen Fremden nach Sonsitz holen lassen. Eben so, ja noch mehr verwunderten sich aber die Hohenflüher, als sie die beiden seit vielen Jahren tödtlich entzweiten Gevattern und Wirthe zum goldnen Bock und zum silbernen Lamm erblickten, wie sie mitten auf der Straße, auf dem sogenannten breiten Stein freundlich mit einander kon-

versirten, ja zutraulich sich in die Ohren zi-
scheln.

Der geneigte Leser weiß bereits, wo-
durch der goldne Bock und das silberne Lamm
versöhnt wurden, einen noch wirkungsvolleren
Grund dieser augenblicklichen Versöhnung
fanden beide aber jetzt in der gemeinschaftli-
chen brennenden, verzehrenden Neugierde, wer
wohl der Fremde seyn könne, dem das Au-
ßerordentlichste geschehn. —

Fünftes Kapitel.

Auf den Schwingen des Sturms war
das tobende Gewitter schnell entflohn über
die Berge und nur noch aus weiter Ferne
zürnte murmelnd der Donner. Die sinkende
Sonne blickte feurig durch die dunklen Bü-
sche, die tausend blinkende Krystalltropfen ab-
schüttelnd sich wollüstig badeten in den Wo-
gen der lauen Abendluft. — Auf einem von
babylonischen Weiden umschlossenen Platz in
jenem Park bei Sonsitz, den der geneigte
Le-

Leser schon kennt, stand der Fürst mit über einander geschlagenen Armen wie eingewurzelt und blickte hinauf in das Azur des wolkenlosen Himmels, als wolle er verschwundene Hoffnnngen, ein in Gram und Schmerz verlornes Leben herab erflehen. — Da wurde in dem Gebüsch der Gardeoffizier sichtbar, den der Fürst nach Hohenflüh geschickt. Ungeduldig winkte er ihn heran und befahl den jungen Menschen, dessen Ankunft der Offizier ihm meldete, sogleich vor ihn zu bringen und sollte man sich dazu eines Tragsessels bedienen. — Es geschah wie der Fürst geboten.

So wie der Fürst den Deodatus ins Auge faßte, schien er auf das heftigste bewegt, unwillkührlich entflohen ihm die Worte: „o Gott! — meine Ahnung! — ja — er ist es!“

Deodatus erhob sich langsam und wollte sich dem Fürsten nähern in ehrfurchtsvoller Stellung. „Bleiben Sie“ — rief der Fürst, „bleiben Sie, Sie sind schwach, ermattet, Ihre Wunde ist vielleicht gefährlicher als Sie glauben — meine Neugierde soll Ihnen auf

keine Weise nachtheilig seyn. — Man bringe zwei Lehnsessel." —

Alles dieses sprach der Fürst mit halber Stimme, abgebrochen, man merkte, daß er mit Gewalt des Sturms mächtig werden wollte, der in seinem Innern tobte.

Als die Lehnsessel herbeigebracht, als sich auf Geheiß des Fürsten Deodatus in den einen hineingesetzt, als alles sich schon entfernt hatte, ging der Fürst noch immer mit starken Schritten auf und ab. Dann blieb er vor Deodatus stehen und in dem Blick, mit dem er ihn anschaute, lag der lebendigste Ausdruck des herzzerreißendsten Schmerzes, der tiefsten Wehmuth, dann war es, als ginge alles wieder unter in der Gluth eines schnell auflodernden Zorns. — Eine unsichtbare Macht schien sich feindlich zu erheben zwischen ihm und Deodatus, und voll Entsetzen, ja voll Abscheu, prallte er zurück und schritt wieder heftiger auf und ab, indem er nur halbverstohlen hinblickte nach dem Jüngling, dessen Staunen mit jeder Sekunde stieg, der gar

nicht wußte, wie sich ein Auftritt enden werde, der ihm die Brust zuschnürte.

Der Fürst schien sich an Deodatus Anblick gewöhnen zu müssen, er rückte endlich den Lehnsessel halb abwärts von Deodatus und ließ sich ganz erschöpft darauf nieder. Dann sprach er mit gedämpfter, beinahe weicher Stimme: „Sie sind fremd, mein Herr, Sie betraten als Reisender mein Land. — Was gehen den fremden Fürsten, dessen Ländchen ich durchreise, meine Lebensverhältnisse an? So können Sie fragen — aber Ihnen selbst unbekannt, gibt es vielleicht gewisse Verhältnisse, gewisse geheimnißvolle Beziehungen; — doch — genug. — Nehmen Sie mein fürstliches Wort, daß mich nicht leere kindische Neugierde treibt, auch sonst keine unlautere Absicht, aber — ich will, ich muß Alles wissen!“

Die letzten Worte sprach der Fürst im Zorn entflammt heftig auffahrend von dem Lehnsessel. Doch bald sich besinnend, sich zusammenfassend, ließ er sich aufs neue nieder und sprach so weich wie vorher: „Schenken

Sie mir Ihr ganzes Vertrauen, junger Mann, verschweigen Sie mir keines Ihrer Lebensverhältnisse, sagen Sie mir insbesondere, woher und wie Sie nach Hohenflüh kamen, in welcher Art das was Ihnen in Hohenflüh begegnete, mit früheren Ereignissen in Bezug stand. Vorzüglich wünschte ich genau zu wissen, wie es mit der weisen Frau" —

Der Fürst stockte, dann fuhr er fort — wie sich selbst beschwichtigend: „es ist tolles, wahnsinniges Zeug — aber eine Ausgeburt der Hölle ist dies Blendwerk oder — nun — sprechen Sie, junger Mann, sprechen Sie frei, kein Geheimniß, keine Lü" —

Eben wollte der Fürst wieder heftig auffahren, er besann sich schnell und sprach das Wort nicht aus, das er auf der Zunge hatte.

Aus der tiefen Bewegung, die der Fürst zu unterdrücken sich vergebens mühte, konnte Deodatus wohl abnehmen, daß es sich hier um Geheimnisse handle, in die der Fürst selbst verflochten und die ihm auf diese oder jene Weise bedrohlich seyn müßten.

Deodatus seiner Seits fand gar keinen

Grund, nicht so aufrichtig zu seyn, wie es der Fürst verlangte und begann von seinem Vater, von seinen Knaben- und Jünglingsjahren, von seinem einsamen Aufenthalt in der Schweiz zu erzählen. Er gedachte ferner, wie ihn der Vater nach Hohenflüh geschickt und ihm in geheimnißvollen Worten angedeutet, daß dort der Wendepunkt seines ganzen Lebens eintreten, daß er selbst zu einer That sich angeregt fühlen werde, die über sein Schicksal entscheiden würde. Getreu erzählte er nun weiter alles, was sich mit ihm, mit der weisen Frau, mit dem fremden Grafen in Hohenflüh begeben.

Mehrmals äußerte der Fürst das lebhafteste Erstaunen, ja er fuhr auf, wie im jähen Schreck, als Deodatus die Namen Natalie — Graf Hektor von Zelles nannte.

Deodatus hatte seine Erzählung geendet, der Fürst schwieg mit niedergebeugtem Haupt in tiefes Nachdenken versunken, dann erhob er sich, stürzte los auf Deodatus und rief: „Ha der Verruchte, dieses Herz sollte die Ku-

gel durchbohren, die letzte Hoffnung wollte er tödten, Dich vernichten — Dich mein" —

Ein Thränenstrom erstickte des Fürsten Worte, er schloß ganz Wehmuth und Schmerz den Deodatus in seine Arme, drückte ihn heftig an seine Brust.

Doch plötzlich prallte wie vorher der Fürst voll Entsetzen zurück und rief, indem er die geballte Faust emporstreckte: „fort, fort Schlange, die sich einnisten will in meiner Brust — fort! Du teuflisches Trugbild, Du sollst meine Hoffnung nicht tödten, Du sollst mir mein Leben nicht verstören!"

Da rief eine ferne, seltsam dumpfe Stimme.

„Die Hoffnung ist der Tod, das Leben dunkler Mächte grauses Spiel!" und krächzend flatterte ein schwarzer Rabe auf und hinein ins Gebüsch.

Sinnlos stürzte der Fürst zu Boden. Deodatus, zu schwach ihm beizustehen, rief laut um Hülfe. Der Leibarzt fand den Fürsten vom Schlage getroffen und in dem bedenklichsten Zustande. Deodatus wußte selbst

nicht, welches unnennbar schmerzhafte Gefühl des tiefsten Mitleids seine Brust durchdrang, er kniete nieder bei der Tragbahre, auf die man den Fürsten gelegt, er küßte seine welk herabgesunkene Hand und benetzte sie mit heißen Thränen. Der Fürst kam zu sich, die wie zum Tode erstarrten Augen hatten wieder Sehkraft. Er erblickte Deodatus, winkte ihm fort und rief mit bebenden Lippen kaum verständlich: „weg — weg!" —

Deodatus tief erschüttert von dem Auftritt, der in das Innerste seines Lebens zu dringen schien, fühlte sich der Ohnmacht nahe und auch seinen Zustand fand der Leibarzt so bedenklich, daß es nicht rathsam, ihn zurückzubringen nach Hohenflüh.

Habe auch, meinte der Leibarzt, der Fürst den Willen geäußert, daß der junge Mann sich wegbegeben solle, so könne er doch fürs erste in einem entfernten Flügel des Landhauses untergebracht werden, und es sey gar nicht zu befürchten, daß der Fürst, der wohl in langer Zeit nicht aus dem Zimmer kommen dürfte, seinen Aufenthalt im Land-

hause erfahren sollte. Deodatus, in der That so erschöpft, daß er keines Willens, keines Widerspruchs fähig, ließ es sich gefallen, im Landhause des Fürsten zu bleiben.

War es schon sonst im Landhause still und traurig, so herrschte jetzt bei der Krankheit des Fürsten das Schweigeu des Grabes und Deodatus gewahrte nur dann, wenn ein Diener ihn mit den nöthigen Bedürfnissen versorgte oder der Wundarzt ihn besuchte, daß noch außer ihm Menschen im Landhause befindlich. Diese klösterliche Einsamkeit that indessen dem von allen Seiten bestürmten Deodatus wohl und er hielt eben das Landhaus des Fürsten für ein Asyl, in das er sich vor dem bedrohlichen Geheimniß, das ihn umgarnen wolle, gerettet.

Dazu kam, daß durch die schmucklose aber freundliche bequeme Einrichtung der beiden kleinen Zimmer, die er bewohnte, vorzüglich aber durch die herrliche Aussicht, die er genoß, sein Aufenthalt jenen Reiz wohlthuender Behaglichkeit erhielt, der das verdüstertste Gemüth aufzuheitern vermag. Er übersah

den schönsten Theil des Parks, an dessen Ende auf einem Hügel die mahlerischen Ruinen eines alten Schlosses lagen. Hinter diesen stiegen die blauen Spitzen des fernen Gebirges empor. —

Deodatus nutzte sogleich die Zeit, als er ruhiger geworden und als ihm der Wundarzt dergleichen Beschäftigung erlaubte, um seinem alten Vater alles ausführlich zu schreiben, was sich mit ihm begeben, bis zum letzten Augenblick. Er beschwor ihn, nicht länger zu schweigen über das, was ihm in Hohenflüh bevorgestanden und ihn so in den Stand zu setzen, seine eigne Lage ganz zu übersehen und sich gegen die Arglist unbekannter Feinde zu rüsten. —

Von dem alten verfallenen Schloß, dessen Ruinen Deodatus aus seinen Fenstern erblickte, stand noch ein kleiner Theil des Hauptgebäudes ziemlich unversehrt da. Dieser Theil schloß sich mit einem herausgebauten Erker, der, da an der andern Seite die Hauptmauer eingestürzt, frei und luftig heraushing wie ein Schwalbennest. Eben die-

ser Erker war, wie sich Deodatus durch ein Fernrohr überzeugte, mit Gesträuch, das sich aus den Mauerritzen hervorgedrängt, bewachsen und eben dieses Gesträuch bildete ein Laubdach, welches sich ganz hübsch ausnahm. Deodatus meinte, daß es dort recht wohnlich seyn müsse, wiewohl jetzt es unmöglich schien, hinaufzugelangen, da die Treppen eingestürzt. Um so mehr mußte daher Deodatus erstaunen, als er in einer Nacht, da er noch zum Fenster hinausschaute, ganz deutlich ein Licht in jenem Erker bemerkte, das erst nach einer Stunde wieder verschwand. Nicht allein in dieser, sondern auch in den folgenden Nächten gewahrte Deodatus das Licht und man kann denken, daß der in unerklärliche Geheimnisse verflochtene Jüngling auch hier wieder ein verhängnißvolles Abenteuer vermuthete.

Er theilte seine Beobachtung dem Wundarzte mit; der meinte aber, das Erscheinen des Lichts in dem Erker könne seinen natürlichen einfachen Grund haben. Eben in dem unversehrten Theil des Hauptgebäudes und

zwar im Erdgeschoß, wären einige Zimmer für den Förster eingerichtet, der die Aufsicht habe über den fürstlichen Park; könne nun, wie er sich bei dem Beschauen der Ruinen oftmals überzeugt, auch nicht wohl oder wenigstens nicht ohne Gefahr der Erker bestiegen werden, so sey es doch möglich, daß vielleicht die Jägerbursche das Schwalbennest dort oben erklettert, um ihr Wesen ungestört zu treiben.

Deodatus war mit dieser Erklärung durchaus nicht zufrieden, er ahnte lebhaft irgend ein Abenteuer, das sich in den Ruinen des Schlosses verborgen.

Der Arzt verstattete ihm endlich, in der Dämmerung den Park zu durchwandern, wobei er aber mit Behutsamkeit jeden Ort vermeiden mußte, der aus den Fenstern des Zimmers, in dem der kranke Fürst befindlich, übersehen werden konnte. Der Fürst war nähmlich so weit hergestellt, daß er am Fenster zu sitzen und hinauszuschauen vermochte, seinem Scharfblick wäre Deodatus nicht entgangen, und fort hätte dieser müssen ohne

Widerrede. Wenigstens glaubte der Leibarzt bei der Art, wie der Fürst damals mit dem Ausdruck des Abscheues den Jüngling von sich fortrückte, dies voraussetzen zu müssen.

Deodatus wanderte, als ihm der Arzt Freiheit gegeben, sogleich nach dem verfallnen Schloß. Er traf auf den Förster, der über seine Erscheinung sehr verwundert that und, als Deodatus ihm des breiteren sagte, wie er hergekommen und wie sich dann alles begeben, ganz unverholen meinte, daß die Herren, die ihn ohne Vorwissen des Fürsten einquartirt hätten ins Landhaus, ein gewagtes Spiel spielten. Erführe nähmlich der Fürst etwas davon, so könne es seyn, daß er fürs erste den jungen Herrn zum Tempel hinauswerfen ließe und alle seine Beschützer hinterher.

Deodatus wünschte den innern, noch unversehrten Theil des Schlosses zu sehen, der Förster versicherte dagegen trocken, daß dies nicht wohl angehe, da jeden Augenblick irgend eine morsche Decke oder sonst ein Stück Mauer einstürzen könne, überdem sey aber die

Treppe so verfallen, daß kein sichrer Tritt möglich und man jeden Augenblick Gefahr laufe, den Hals zu brechen. Als nun aber Deodatus dem Förster bemerkte, daß er oftmals Licht im Erker erblickte, da entgegnete dieser im groben barschen Ton, daß das ein einfältiger Irrthum seyn müsse und daß der junge Herr auch übrigens wohl thun werde, sich um nichts anderes zu kümmern, als um sich selbst, und auch nicht auf Beobachtungen auszugehen. Er könne dem Himmel danken, daß er, der Förster, Mitleiden mit ihm habe, und nicht gleich hinginge und dem Fürsten rein heraussage, wie man gegen seinen strengsten Befehl gehandelt.

Deodatus gewahrte wohl, daß der Förster unter dieser Grobheit ein gewisses verlegenes Wesen zu verstecken sich mühte. Bestätigt fand aber Deodatus die Vermuthung, daß ein Geheimniß hier verborgen, als er, über den Schloßhof schreitend, in einem ziemlich verborgenen Winkel des Gemäuers eine schmale hölzerne Freitreppe gewahrte, die neu=

erbaut und eben in den obern Stock des Hauptgebäudes zu führen schien.

Sechstes Kapitel.

Des Fürsten Krankheit, die immer bedenklicher wurde, erregte nicht geringe Bestürzung, nicht geringe Besorgniß. Schon früher erfuhr nähmlich der geneigte Leser, daß die Gemahlinn des Fürsten nebst dem Kinde, das sie geboren, auf unbegreifliche Weise verschwand. Der Fürst war daher ohne Erben und sein Nachfolger auf dem Thron ein jüngerer Bruder, der sich durch sein übermüthiges Betragen, durch lasterhafte Neigungen jeder Art, denen er auf freche Weise fröhnte, dem Hof und dem Volk verhaßt gemacht hatte. Ein dumpfes Gerücht klagte ihn des freventlichsten Verraths an dem Fürsten an, und fand darin die Ursache, daß er sich aus dem Lande entfernen müssen, ohne daß jemand seinen jetzigen verborgenen Aufenthalt kannte.

Die Hohenflüher zerbrachen sich weidlich die Köpfe, wie es denn nun gehen würde, wenn der Fürst gestorben. Sie zitterten vor dem tyrannischen Bruder und wünschten, er läge, wie es schon einmal geheissen, wirklich in dem tiefen Grunde des Meers.

An der Wirthstafel im goldnen Bock war nun eben von diesen Dingen stark die Rede, jeder sagte seine Meinung, und der bekannte Rathsherr urtheilte, ein hochweiser Rath könne ja bei der Regierung der Stadt auch ein wenig die Regierung des Landes mit übernehmen, bis sich das weitere finde. Ein alter Mann, der in sich gekehrt, so lange geschwiegen, sprach nun mit dem Ton der tiefsten Rührung: „welch ein herbes Ungemach trifft unser armes Land; den besten Fürsten erfaßt irgend ein unerhörtes Verhängniß und raubt ihm alles Lebensglück, alle Ruhe der Seele, bis er dem entsetzlichen Schmerz erliegt! Wir haben von dem Nachfolger alles zu fürchten, und der einzige Mann der feststehen, wie ein Fels im Meer, der un-

ser Hort, unser Heil seyn würde, dieser einzige Mann ist dahin!" —

Jeder wußte, daß der Alte keinen andern meinte, als den Grafen von Törny, der bald, nachdem die Fürstinn verschwunden, sich vom Hofe entfernte.

Graf Törny war in jeder Hinsicht ein ausgezeichneter Mensch. Mit dem schärfsten Verstande, mit der freien Genialität, die den festen Takt giebt, nur das Richtige zu wollen, und die Kraft es zu vollbringen, verband er das edelste Gemüth, den regsten Sinn für alles Gute und Schöne. Er war der Beschützer des Unterdrückten, der rastlose Verfolger des Unterdrückers. So mußte es kommen, daß der Graf nicht allein die Liebe des Fürsten, sondern auch die Liebe des Volks gewann, und nur ein sehr kleiner Theil wagte es, dem Gerücht Glauben beizumessen, das ihm als schuldbar darstellte und das, man wußte es, der Bruder des Fürsten, der den Grafen in der tiefsten Seele haßte, auszustreuen sich bemüht hatte. —

Mit einem Munde rief alles an der

Wirthstafel: „Graf Törny! — unser edler Graf Törny! O wäre er noch bei uns in dieser Zeit der Bedrängniß!“ —

Man trank auf des Grafen Wohl. Wurde nun weiter von des Fürsten bedenklicher Krankheit gesprochen, die ihn in das Grab bringen könne, so war es natürlich, daß man des jungen Mannes gedachte, in dessen Gegenwart den Fürsten der böse Zufall getroffen hatte.

Der kluge Rathsherr witterte die abscheulichsten Dinge. Es sey gewiß, meinte er, daß der junge Mensch, der thöricht genug gewesen, den hochweisen Rath durch zwei diverse Namen über seine Person täuschen zu wollen, ein Spitzbube im höhern Styl gewesen, der Arges im Sinn getragen.

Nicht umsonst habe der Fürst ihn nach Sonsitz und heraus nach dem Landhause bringen lassen, um ihn selbst über allerlei höllische Anschläge zu befragen, und die Artigkeit des Offiziers, der bequeme Wagen, der Leibarzt, alles sey nur Maske gewesen, um den Verbrecher lustig zu erhalten und guter

Dinge, damit er alles gleich gestehe. Gewiß würde es dem Fürsten gelungen seyn, alles heraus zu bringen, wenn ihm nicht die kalte nasse Abendluft den Schlagfluß zugezogen und der junge Mensch nicht die Verwirrung benutzt hätte, um schnell zu entfliehen. Er wünschte nur, daß der Taugenichts sich wieder sehen lasse in Hohenflüh, da solle er nicht zum zweiten Mal der Gerechtigkeit des hochweisen Raths entrinnen. — Eben hatte der Rathsherr dies gesprochen, als der junge Mann, von dem die Rede, hereintrat, stillschweigend und ernst die Gesellschaft grüßte, und sich an die Tafel setzte.

„Schönstens willkommen, bester Herr Haberland," sprach der Wirth, der des Rathsherrn böse Meinung gar nicht theilen konnte, „schönstens willkommen! — Nun! — Sie dürfen gewiß keine Scheu tragen, sich in Hohenflüh sehen zu lassen?" Der junge Mann schien über des Wirths Anrede sehr befremdet, da setzte sich der kleine dicke Rathsherr in Positur und begann sehr pathetisch: „Mein Herr, ich erkläre Ihnen hiermit" — da faßte

ihn aber der junge Mann mit einem scharfen durchdringenden Blick so fest ins Auge, daß er verstummte und unwillkührlich mit einer Verbeugung hinausstotterte: „ganz gehorsamster Diener!“ —

Vielleicht hat der geneigte Leser auch schon die Bemerkung gemacht, daß es Leute gibt, die, faßt man sie scharf ins Auge, sogleich wie im Gefühl schuldiger Demuth zu grüßen pflegen.

Der junge Mann aß und trank nun, ohne ein Wort zu reden. Auf der ganzen Gesellschaft lag ein schwüles erwartungsvolles Stillschweigen.

Der Alte, der vorhin gesprochen, redete endlich den jungen Menschen an, indem er ihn fragte, ob die Brustwunde, die er im Walde bei Hohenflüh erhalten, schon wieder ganz geheilt sey. Der junge Mann erwiederte, daß man sich in seiner Person irren müsse, da er nie in der Brust verwundet worden.

„Ich verstehe,“ fuhr der alte Mann schlau lächelnd fort, „ich verstehe, Herr Ha-

berland, Sie sind wieder völlig hergestellt und wollen von dem unangenehmen Vorfall nicht ferner reden. — Aber da Sie gegenwärtig waren, als unsern guten Fürsten der Schlag traf, so werden Sie uns am besten sagen können, wie sich alles begab und was man von dem Zustande des Fürsten zu hoffen oder zu fürchten hat."

Der junge Mensch erwiederte, daß derselbe Irrthum auch hier im Spiele seyn müsse, da er nie in Sonsitz gewesen, nie den Fürsten Remigius gesehen habe. Indessen sey ihm die Krankheit des Fürsten bekannt geworden und er wünsche Näheres darüber zu erfahren.

„Vielleicht," meinte der Alte, „wolle oder dürfe der Herr Haberland von seinem Aufenthalt bei dem Fürsten nicht viel sprechen, vielleicht habe auch das Gerücht vieles von dem entstellt, was sich in Sonsitz begeben, so viel sey aber gewiß, daß der Fürst den jungen Mann, der hier verwundet worden und für den er den Herrn Haberland nun einmal halten müsse, nach Sonsitz herausho=

len lassen und daß ihn bei einem einsamen Gespräch mit diesem jungen Manne im Park der Schlag getroffen. Entfernte Diener hatten auch eine seltsame dumpfe Stimme rufen gehört:"

„„die Hoffnung ist der Tod, das Leben dunkler Mächte grauses Spiel!""

Der junge Mensch seufzte tief auf, wechselte die Farbe, alles verrieth die tiefste innere Bewegung. Er stürzte schnell einige Gläser Wein hinunter, bestellte eine zweite Flasche, und entfernte sich aus dem Zimmer. Die Tafel war geendet, der junge Mensch kam nicht wieder. Der Portier hatte ihn schnell dem Neudorfer Thor zueilen gesehen. Die Bezahlung für das Couvert lag auf dem Teller.

Nun gerieth der Rathsherr in gewaltigen Amtseifer, sprach von Nachsetzen, Steckbriefen ꝛc. Der Alte erinnerte ihn aber an einen großen Vorfall, der ihm, als er bei ähnlichem Anlaß eine unzeitige Thätigkeit bewiesen, eine tüchtige Nase von der Landesbehörde zugezogen, und meinte, es möchte wohl

besser seyn, sich um den jungen Mann gar nicht weiter zu kümmern und die Sache ruhen zu lassen.

Die ganze Gesellschaft stimmte dieser Meinung bei, und der Rathsherr ließ wirklich die Sache ruhen. —

Während sich dies in Hohenflüh begab, war Haberlands Doppeltgänger, der junge Deodatus Schwendy, in einem neuen Zauberkreis bedrohlicher Abenteuer gerathen.

Mit magischer Gewalt hatte es ihn immer hingezogen nach dem verfallenen Schlosse.

Als er einst, da es schon dämmerte, vor dem geheimnißvollen Erker stand und mit einer Sehnsucht, die er selbst nicht zu deuten wußte, hinaufblickte nach den erblindeten Fenstern, war es ihm, als gewahre er eine weiße Gestalt, und in demselben Augenblick fiel auch ein Stein zu seinen Füßen nieder. Er hob ihn auf und löste das Papier los, mit dem er umwickelt. Er fand folgende Worte mit Bleistift kaum leserlich hingekritzelt:

„Georg! — mein Georg! — ist es möglich? täuscht mich nicht mein aufgereg-

ter Sinn? Du hier! — o ihr ewigen Himmelsmächte! — In diesen verfallenen Mauern liegt der Vater wie im Hinterhalt — ach! nur Böses brütend! Fliehe, fliehe Georg! ehe des Vaters Zorn Dich erreicht! doch nein — bleibe noch! — Ich muß Dich sehen — und ein einziger Augenblick seliger Wonne, dann fliehen! — bis Mitternacht ist der Vater abwesend. Komme! — über den Schloßhof — die hölzerne Treppe! doch nein, es ist nicht möglich. Des Försters Leute — schlafen sie auch, die wachen Hunde fallen Dich an! Auf der Südseite steht noch eine Treppe, die nach den Zimmern führt, doch ist sie morsch und verfallen. — Du darfst es nicht wagen, aber ich komme herab! — O Georg, was vermag alle Arglist der Hölle gegen ein liebendes Herz. Natalie ist Dein — Dein auf ewig!" —

„Sie ist es," rief Deodatus ganz außer sich, „es ist kein Zweifel mehr, ja sie ist es, der Traum des Knaben, die glühende Sehnsucht des Jünglings! — Hin zu ihr — um

sie nie wieder zu lassen, aufgehen, lichtvoll aufgehen soll des Vaters dunkles Geheimniß! — Aber! — bin ich es denn? — bin ich der George?" —

Wie ein tödtender Krampf erfaßte den armen Deodatus der Gedanke, daß ja nicht er, daß es jener unbekannte Doppeltgänger sey, den Natalie liebe, den sie wiedergefunden zu haben glaube. Und doch, so sprach das glühende Verlangen der Liebe aus dem Innern heraus, und doch, kann nicht eben jener Doppeltgänger der seyn, der sie täuscht, kann ich nicht der seyn, dem sie angehört, mit dem sie geheimnißvolle Bande verknüpfen? Hin zu ihr! — So wie die Nacht eingebrochen, schlich Deodatus hinaus aus seinen Zimmern. Im Park, unfern des Landhauses, hörte er Stimmen flüstern, schnell duckte er sich nieder ins Gebüsch. Da schritten zwei, in Mäntel gehüllte, Männer dicht bei ihm vorüber. „Also," sprach der eine, „also noch lange könnte es dauern mit dem Fürsten, meinte heute der Leibarzt? „So ist es, gnädigster Herr," erwiederte der andere.

„Nun,“ fuhr der erste fort, „so muß man zu andern Mitteln“ — die Worte wurden undeutlich. Deodatus richtete sich in die Höhe, dem Sprechenden fiel der volle Glanz der leuchtenden Mondesstrahlen ins Gesicht, Deodatus erkannte mit Entsetzen den Grafen Hektor von Zelies. —

Erbebend vor dem Gedanken, daß der Hölle schwarze Ausgeburt, daß der Mord hier im Finstern lauere, zu gleicher Zeit mit unwiderstehlicher Gewalt fortgetrieben von glühender Sehnsucht, von durstendem Verlangen, schlich Deodatus fort. Im Mondlicht fand er die verfallne Treppe an der Südseite, doch wollte er verzweifeln, als er, kaum einige Stufen hinaufgeklettert, die Unmöglichkeit einsah, in der tiefen Finsterniß, die ihn nun umgab, weiter fortzukommen. Doch plötzlich leuchtete ein fernes Licht aus dem innern Gebäude ihm entgegen. Er kletterte nicht ohne Gefahr vollends die Treppe herauf, kam in einen hohen weiten Saal. — In blendendem Liebreiz, in hoher Anmuth stand das holde Wunder seiner Träume vor

ihm. „Natalie!“ rief Deodatus und stürzte dem herrlichen Frauenbilde zu Füßen. Doch mit süßem Wohllaut lispelte Natalie: „mein Georg!“ und schloß den Jüngling in ihre Arme. Keine Worte — nur Blick, nur Kuß, die Sprache heißer stürmischer Liebesgluth. Da rief Deodatus im Wahnsinn tödtender Angst inbrünstiger Wonne: „mein — mein bist Du Natalie! — glaube an mein Ich — ich weiß, mein Doppeltgänger hat Dir die Brust zerspalten wollen, aber er traf mich — es war nur eine Kugel, die Wunde ist geheilt und mein Ich lebt. — Natalie, sage mir nur, ob du an mein Ich glaubest, sonst erfaßt mich der Tod vor Deinen Augen? — Ich heiße auch nicht Georg, aber doch bin ich selbst mein Ich, und kein anderer.“ —

„Weh mir,“ rief Natalie, sich aus des Jünglings Armen loswindend, „Georg, was sprichst Du? — Doch nein, nein! — ein bedrohliches Verhängniß hat Deine Sinne aufgeregt! — Sey ruhig, sey ganz mein Georg!“

Natalie breitete die Arme aus und Deodatus umfing sie, drückte sie an die Brust, indem er laut rief: „ja Natalie, ich bin es, ich bin der, den Du liebst. — Wer will es wagen, wer vermag es, mich aus diesem Himmel voll Seligkeit zu reißen! — Natalie — laß uns fliehen, laß uns fliehen — fort — daß mein Doppeltgänger Dich nicht erreiche — fürchte nichts — es ist mein Ich, das ihn tödtet!“ —

In dem Augenblick ließen sich dumpfe Tritte hören und: „Natalie, Natalie!“ erscholl es durch die hohen Gemächer! —

„Fort,“ rief Natalie, indem sie den Jüngling nach der Treppe drängte und ihm die Lampe, die sie mitgebracht, in die Hand gab, „fort, sonst sind wir verloren, der Vater ist gekommen. — Morgen um diese Zeit komme wieder, ich werde Dir folgen.“ —

Halb sinnlos kletterte Deodatus die Treppe herab, es war ein Wunder zu nennen, daß er nicht hinstürzte über die verfallenen Stufen. Unten löschte er die Lampe aus, und warf sie ins Gebüsch. Kaum war er

einige Schritte fortgegangen, als er hinterwärts von zwei Männern gepackt wurde, die mit ihm schnell davon rannten, ihn in den Wagen hoben, der vor dem Gatterthor stand und mit ihm davon fuhren im sausenden Gallopp.

Eine gute Stunde mochte Deodatus gefahren seyn, als der Wagen still hielt im dicksten Walde vor einer Köhlerhütte. Männer mit Fackeln traten aus der Hütte, man bat den Jüngling auszusteigen, er that es. Ein alter stattlicher Herr kam schnell heran, und mit dem Ausruf: „Mein Vater!" stürzte ihm Deodatus an die Brust.

„Aus den Schlingen," sprach der alte Amadeus Schwendy, „aus den Schlingen der Arglist und Bosheit habe ich Dich gerettet, dem Morde habe ich Dich entrissen, mein theurer Sohn! Bald enthüllt sich nun das Verborgene, bald tagt nun das herauf, was Du in Deiner Brust nicht zu ahnen vermagst." —

Siebentes Kapitel.

Am frühsten Morgen erwachte der Fürst aus tiefem ruhigen Schlummer. Er schien erquickt, die Krankheit gebrochen, mit Ungeduld verlangte er den Leibarzt. Nicht in geringe Verwunderung gerieth dieser, als der Fürst ihm in dem mildesten Ton befahl, den Jüngling, den er, wie er sehr gut wisse, im Landhause verborgen, sogleich zur Stelle zu bringen.

Der Leibarzt wollte sein Verfahren mit dem Zustande des Jünglings, der Ruhe und die sorgsamste ärztliche Behandlung erfordert, entschuldigen, der Fürst unterbrach ihn aber mit der Versicherung, daß es keiner Entschuldigung bedürfe, da er, der Leibarzt, ihm ohne es zu ahnen, die größte Wohlthat erzeigt. Uebrigens sey ihm gestern erst der Aufenthalt des Jünglings durch den Förster verrathen worden. —

Deodatus war nun aber spurlos verschwunden, und als der Fürst dies erfuhr, gerieth er in sichtliche Bewegung. Mit dem

schmerzlichsten Ton wiederholte er mehrmals: „Warum entfloh er — warum entfloh er? — Wußte er nicht, daß jede Bethörung weicht im Tode?“ —

Auf Befehl des Fürsten kam der Präsident des Staatsraths, außerdem aber noch der Präsident der obersten Justizkammer mit zwei Räthen. Die Thüren wurden sogleich verschlossen, man konnte vermuthen, daß der Fürst testire.

Am folgenden Morgen verkündete der dumpfe Ton der Glocken den Sonsitzern den Tod des Fürsten, der in der Nacht nach einem wiederholten Anfall des Schlags sanft und ruhig entschlummert war.

Der Staatsrath, die obersten Behörden, versammelten sich im Schloß, der letzte Wille des Fürsten sollte eröffnet werden, da man mit Recht vermuthen konnte, daß bei dem Mangel eines Thronfolgers darin Bestimmungen enthalten seyn würden, wie wenigstens augenblicklich die Verwaltung des Staats fortgesetzt werden solle.

Der feierliche Akt sollte beginnen, als

plötzlich, wie durch einen Zauberschlag hervorgerufen, der verschollene jüngere Bruder des Fürsten hineintrat, und erklärte, daß er nun als regierender Fürst allein zu gebieten habe, und daß jede Verfügung des Fürsten, die des Bruders Rechte auf den Thron auch nur im mindesten schmälere, unwirksam seyn und bleiben müsse. Mit der Eröffnung des Testaments habe es daher Zeit. —

Allen war die unerwartete Erscheinung des Fürsten Isidor ein unerklärliches Räthsel, denn niemand wußte, daß Fürst Isidor, durch das Alter, überdem aber noch durch falsches Haar, durch Schminke entstellt und auf diese Weise unerkannt, im Lande hauste, daß er in den letzten Tagen in jenem verfallenen Schloß auf den Tod des Fürsten lauerte.

Gleich, nachdem er das Fürstenthum Reutlingen verlassen, hatte er den Namen eines Grafen Hektor von Zelies angenommen und überhaupt jede Spur, wo er geblieben, geschickt zu vertilgen gewußt. —

Der Präsident des Staatsraths, ein ehrwürdiger Greis, versicherte, dem Fürsten

Isidor fest ins Auge blickend, daß, bevor nicht der letzte Wille des Fürsten Remigius eröffnet, er den Bruder nicht für zur Thronfolge berechtigt halten könne. Gewisse Geheimnisse würden vielleicht kund werden und die Dinge sich anders gestalten.

Die letzten Worte sprach der Präsident mit erhöhter starker Stimme, und man sah den Fürsten Isidor plötzlich erblassen.

Die Eröffnung des Testaments geschah nun mit den gewöhnlichen Förmlichkeiten, und alle, den Fürsten Isidor ausgenommen, geriethen über den Inhalt in das frohste freudigste Erstaunen. Der Fürst hatte erklärt, wie er erst auf dem Todbette das heillose Unrecht eingesehen, das er der tugendhaften Gemahlinn angethan, die er, auf den bloßen Verdacht der Untreue hin, den ihm ein arglistiger Bösewicht beizubringen gewußt, sammt dem Kinde, das sie ihm geboren, verstoßen und in ein fernes ödes Gränzschloß einsperren lassen, aus dem sie entflohen, ohne daß es möglich gewesen, auch nur die mindeste Spur weiter von ihr zu erforschen. Den

Sohn,

Sohn, Dank sey es der himmlischen Macht, habe er gefunden, denn die innerste Ueberzeugung sage es ihm, daß der Jüngling, der unter dem Namen Deodatus Schwendy zu ihm gebracht worden, kein anderer sey, als eben sein Sohn, den er in satanischer Verblendung von sich geworfen. Jeden Zweifel, der über die Identität dieses Jünglings und seines Sohnes entstehen könne, werde der Graf von Törny heben können, der den Sohn gerettet und erzogen und der unter dem Namen Amadeus Schwendy in tiefer Verborgenheit auf einem Landhause bei Luzern wohne. — Daß übrigens der böse Verdacht, den er gehegt gegen die Rechtmäßigkeit der Geburt seines Sohnes durchaus nichts vermögen könne, verstehe sich von selbst. — Den Rest des Testaments füllten Ausbrüche der tiefsten Reue, Betheuerungen, daß aller Argwohn vertilgt sey aus seiner Brust, und an den Sohn und künftigen Herrscher gerichtete kräftige väterliche Worte.

Fürst Isidor sah ringsumher mit lächelndem Hohn, und meinte dann, daß das

alles auf einer Vision des sterbenden Fürsten beruhen könne, und daß er durchaus nicht geneigt sey, wohlerworbene Rechte wahnsinnigen Phantasien aufzuopfern. Wenigstens sey der vermeintliche Thronerbe nicht da, und es werde sehr darauf ankommen, was der Graf von Törny sagen, und wie es ihm gelingen möchte, jene Umstände, die der Fürst angeführt, so glaubhaft ins Klare zu stellen, daß kein Zweifel gegen den Jüngling, der plötzlich als Thronerbe vom Himmel gefallen, und der vielleicht ein Abenteurer, aufkommen könne. Zur Zeit werde er daher sogleich den Thron besteigen.

Kaum hatte Fürst Isidor diese Worte gesprochen, als in voller Würde, reich gekleidet, den funkelnden Stern auf der Brust, der alte Amadeus Schwendy oder vielmehr der Graf von Törny hineintrat, und an seiner Hand den jungen Menschen führte, der so lange für seinen Sohn Deodatus Schwendy gegolten. Aller Blicke waren auf den Jüngling gerichtet, alle riefen wie aus einem Munde: „es ist der Fürst, es ist der Fürst!“

Noch waren aber die Wunder des Tages nicht erschöpft, denn so wie Graf Törny die Lippen geöffnet zum sprechen, so unterbrach ihn der Jubel des Volks, der sich unten auf der Straße vernehmen ließ. „Es lebe die Fürstinn — es lebe die Fürstinn!“ so tönte es herauf, und bald trat eine hohe majestätische Frau in den Saal, der ein Jüngling folgte.

„Ist es möglich,“ rief der Graf von Törny ganz außer sich, „ist es kein Traum? — die Fürstinn — ja es ist die Fürstinn, die wir verloren glaubten! — Glückseliger Tag, segensreicher Augenblick, Mutter, Sohn, sie sind gefunden!“ — So rief die ganze Versammlung.

„Ja,“ sprach die Fürstinn, „ja, der Tod eines unglücklichen Gemahls giebt Euch, Ihr Treuergebenen, Eure Fürstinn wieder, doch noch mehr! erblickt den Sohn, den sie gebar, erblickt Euern Fürsten, Euern Landesherrn!“

Damit führte sie den Jüngling, der ihr gefolgt, mitten in den Saal. Ihm trat rasch der Jüngling, der mit dem Grafen von Tör=

ny gekommen, entgegen, und beide, sich nicht nur gleichend; nein, einer des andern Doppeltgänger in Antlitz, Wuchs, Gebehrde, rc. blieben, vor Entsetzen erstarrt, in den Boden festgewurzelt stehen! — —

Es möchte hier der Ort seyn, dem geneigten Leser zu sagen, wie sich alles begab am Hofe des Fürsten Remigius.

Fürst Remigius war mit dem Grafen von Törny aufgewachsen, beide sich gleich an hohem Geist und edlem Gemüth, fühlten sich eng verkettet, und so geschah es, daß, als der Fürst den Thron bestieg, der Freund, den er innig im Herzen trug, den er nicht lassen konnte, der erste nach ihm wurde im Staat. Daß der Graf sich in seiner Stellung überall Vertrauen und Liebe gewann, hat der geneigte Leser bereits erfahren.

Beide, der Fürst und Graf von Törny waren, als sie einen benachbarten Hof besuchten, zu gleicher Zeit in Liebe gekommen, und der Zufall wollte, daß Prinzessinn Angela, welche der Fürst, und Gräfinn Pauline, die der Graf gewählt, eben so von Kindheit an

in Lieb' und Freundschaft verbunden waren, als sie selbst. Sie feierten beide ihre Vermählung an einem und demselben Tage und nichts in der Welt schien ein Glück stören zu können, das in ihrem tiefen Innern begründet.

Ein dunkles Verhängniß wollte es anders! —

Je länger die Fürstinn den Grafen Törny sah, je mehr sich ihr sein ganzes inneres Wesen glanzvoll entfaltete, desto stärker, desto wunderbarer, fühlte sie sich hingezogen zu dem herrlichen Mann. Die reinste Himmelstugend, die vorwurffreieste Treue selbst, gewahrte die Fürstinn endlich mit Entsetzen, daß die flammendste Liebesgluth sie verzehre. Sie dachte, sie empfand nur ihn, Todesöde war in ihrer Brust, wenn sie ihn nicht sah, alle Wonnen des Himmels stiegen herab, wenn er kam, wenn er sprach! — Trennung, Flucht war nicht möglich, und doch der furchtbare Zustand, in dem sie mit der glühendsten Leidenschaft, mit den qualvollsten Vorwürfen rang, nicht zu ertragen. Es schien oft, als

wolle sie ihre Liebe, und mit dieser ihr Leben, aushauchen in den Busen der Freundinn. Krampfhaft schloß sie in Thränen gebadet die Gräfinn in die Arme, und sprach mit herzzerschneidendem Ton: „Du Selige, Dir glänzt ein Paradies, aber meine Hoffnung ist der Tod!“ —

Die Gräfinn, weit entfernt zu ahnen, was im Innern der Fürstinn vorging, fühlte sich doch von dem namenlosen Schmerz der Fürstinn so tief ergriffen, daß sie mit ihr klagte und weinte, und sich auch den Tod wünschte, so daß der Graf über die plötzliche Melancholie der sonst heitern unbefangenen Frau nicht wenig in Verlegenheit gerieth.

An beiden, an der Fürstinn und an der Gräfinn, hatte man schon in ihrer früheren Jugend, zu Zeiten eine an Hysterismus gränzende Ueberspannung bemerkt; mit so größerem Recht glaubten daher die Aerzte, alle seltsamen Ausbrüche eines krankhaften Ueberreitzes, die vorzüglich bei der Fürstinn jedem Beobachter auffallen mußten, dem Zustande zuschreiben zu müssen, in dem sich beide

Frauen befanden. Beide waren in guter Hoffnung.

Ein seltnes Spiel des Zufalls — oder mag es ein wunderbares Verhängniß genannt werden — fügte es, daß beide, die Fürstinn und die Gräfinn, in derselben Stunde, ja in demselben Augenblick von Söhnen entbunden wurden. — Noch mehr! Mit jeder Woche, mit jedem Tage offenbarte sich deutlicher eine solche Aehnlichkeit, ja eine solche völlige Gleichheit beider Kinder, daß es ganz unmöglich, sie von einander zu unterscheiden. Beide trugen in ihren kindischen Gesichtern aber schon deutlich die Züge des Grafen von Törny. Konnte hier noch ein Irrthum, eine Täuschung statt finden, so entschied der ganz ausgezeichnete Bau des Schädels so wie ein kleines, wie die Mondessichel geformtes Mahl auf der linken Schläfe jene Aehnlichkeit ganz und gar.

Das feindliche Mißtrauen, der böse Argwohn, der jederzeit in einem verderbten Herzen zu wohnen pflegt, hatte dem Fürsten Isidor das Geheimniß der Fürstinn verrathen.

Er war bemüht gewesen, das Gift dem Fürsten einzuflößen, das er gesogen, doch der Fürst wies ihn mit Verachtung zurück. Jetzt war der Zeitpunkt da, der dem Fürsten Isidor gelegen schien, seinen Angriff auf den Grafen Törny, und auf die Fürstinn, die er beide tödtlich haßte, da sie überall seiner bösen Einwirkung entgegenstanden, zu erneuern.

Der Fürst wankte, doch nimmermehr hätte jene bloße Aehnlichkeit des Kindes mit dem Grafen Törny den Fürsten zu irgend einem entsetzlichen Entschluß gebracht, hätte das Betragen der Fürstinn nicht den Ausschlag gegeben.

Keine Ruhe fand die Fürstinn, wie von dem tiefsten Schmerz, ja von namenloser Qual zerrissen, durchjammerte sie die Tage, die Nächte. Bald bedeckte sie das Kind mit den zärtlichsten Küssen, bald gab sie es mit abgewandtem Gesicht, mit dem Ausdruck des tiefsten Abscheus zurück. „Gerechter Gott, so hart strafst du das Verbrechen!“ diesen Ausruf der Fürstinn hatten mehrere gehört, und auf nichts anders konnte dies deuten, als

auf eine verbrecherische That, der nun die bitterste Reue folgte.

Mehrere Monate vergingen, endlich kam der Fürst zum Entschluß. In der Nacht ließ er Mutter und Kind nach einem öden entfernten Gränzschloß bringen und verwies den Grafen Törny vom Hofe. Aber auch der Bruder, dessen Anblick dem Fürsten unerträglich, mußte fort. —

Nur der Geist hatte gesündigt, irdische Begierde keinen Theil daran; fest stand die Treue, aber auch jene Sünde des Geistes galt der Fürstinn als ein strafwürdiges Verbrechen, das nur die tiefste Reue zu sühnen vermochte.

Der Aufenthalt in dem öden Schlosse, die strenge Bewachung, alles trug dazu bei, den krampfhaften Zustand, in dem sich die Fürstinn befand, beinahe bis zum Wahnsinne zu steigern.

Da begab es sich, daß eines Tages mit Spiel und Gesang ein Zigeunertrupp daher zog, und sich hinlagerte dicht vor den Mauern des Schlosses.

Der Fürstinn war es, als fielen plötzlich dichte Schleier, und sie vermöge hinauszublicken in ein helles buntes Leben. Eine unaussprechliche Sehnsucht erfaßte ihre Brust. — „Hinaus — hinaus ins Freie! — Nehmt mich auf — nehmt mich auf!“ — so rief sie, indem sie die Arme ausstreckte durch das geöffnete Fenster. Ein Zigeunerweib schien sie zu verstehen, denn freundlich winkte sie ihr zu, und blitzschnell hatte ein Zigeunerbube die Mauer erklettert. Die Fürstinn nahm ihr Kind, rannte herab, die Pforte war offen, der Zigeunerbube schaffte geschickt das Kind herüber. Trostlos stand die Fürstinn vor der Mauer, die sie nicht zu erklettern vermochte. Doch alsbald senkte sich eine Strickleiter herab, wenige Sekunden, und sie war in Freiheit. —

Mit Jubel empfing sie die Zigeunerhorde, die ihrem Glauben gemäß in der vornehmen Frau, die dem Gefängnisse entflohen, einen Glücksstern fand, der ihr aufgegangen. „Hoho,“ sprach ein altes Zigeunerweib, „seht ihr denn nicht, wie die Fürsten=

Kron' auf ihrem Haupte funkelt? — solch ein Glanz kann nie verbleichen."

Das wilde nomadische Herumstreifen der Zigeuner, ihr Treiben dunkler Wissenschaft, geheimnißvoller Kunst, war der Fürstinn wohlthätig, denn indem ihre, beinahe bis zum wirklichen Wahnsinn gesteigerte, Ueberspannung frei ins Leben treten konnte, wurde sie versöhnt mit dem Leben. Das Kind wußten die Zigeuner geschickt unterzubringen bei einem alten frommen Landpriester. Es ist kaum nöthig zu sagen, daß es die Fürstinn war, die, als sie ruhiger geworden und des wilden Lebens satt, sich von der Horde getrennt hatte, auftrat als weise Frau mit dem Raben u. s. w. und eben so ist es nun erklärt, warum Fürst Isidor den Maler Georg Haberland und den jungen Deodatus Schwendy für eine und dieselbe Person, und zwar für den jungen Fürsten haltend, sich den auf jede Weise vom Halse zu schaffen suchte, der allein ihm jede Hoffnung auf den Thron vereiteln konnte.

Wunderbar ist es, daß beide, Haberland

und Schwendy, das geliebte Wesen längst träumten, das ihnen dann in vollem Leben entgegentrat; wunderbar, daß eben dieses Wesen Natalie, die Tochter des Fürsten Isidors war, welche beide, der Graf von Törny und die Fürstinn, als auserwählt ansahen, in der Verbindung mit dem Fürsten das dunkle Verhängniß, das bis dahin gewaltet, aufzuhalten, daß beide daher alle Mittel, die ihnen zu Gebothe standen, aufbietend, dahin strebten, ein Paar zu vereinen, welches, wie sie wähnten, eine geheimnißvolle Verkettung der Dinge für einander bestimmt hatte.

Man weiß, wie nun alle Pläne scheiterten, weil die Doppeltgänger auf ihren Wegen sich durchkreuzten, man weiß auch, wie, als der Fürst tödtlich erkrankt, sich alle die, welche sein Gebot vertrieben hatte, sich wieder sammelten in seiner Nähe.

Achtes Kapitel.

Also! — vor Entsetzen erstarrt, in den Boden festgewurzelt standen die beiden Dop-

peltgänger sich gegenüber. Eine dumpfe Gewitterschwüle lag auf der ganzen Versammlung, jeder fragte im Herzen: „wer von beiden ist der Fürst?“

Der Graf von Tórny brach zuerst das Stillschweigen, indem er dem Jüngling, der der Fürstinn gefolgt, entgegen trat und wie in schmerzlicher Wonne rief: „mein Sohn!“—

Da blitzten die Augen der Fürstinn in strahlendem Feuer, und sie sprach mit niederschmetternder Hoheit: „Dein Sohn, Graf Tórny? — Und wer ist der, der neben Dir steht? — Der Räuber eines Throns, der diesem gebührt, der an meiner Brust gelegen?“

Fürst Isidorus wandte sich an die Versammlung, und meinte, daß da über die Person des jungen Fürsten und Thronfolgers vollkommene Ungewißheit herrsche, so sey es natürlich, daß weder der eine noch der andere der beiden Prätendenten den Thron besteigen könne, vielmehr werde es darauf ankommen, wer von beiden seine rechtmäßige Geburt am besten und glaubhaftesten ausführen werde.

Einer solchen Ausführung, versicherte der Graf von Törny, bedürfe es ganz und gar nicht, da er im Stande sey, in wenigen Minuten die Versammlung davon zu überzeugen, daß sein Zögling der Sohn des verstorbenen Fürsten Remigius, mithin dessen rechtmäßiger Thronfolger sey.

Das, was der Graf von Törny der Versammlung jetzt vortrug, bestand in folgendem.

Zu sehr war die vertrauteste Dienerschaft des Fürsten Remigius dem Grafen ergeben, als daß dieser nicht von dem Entschluß des Fürsten unterrichtet seyn, ja nicht den Augenblick hätte wissen sollen, der zur Fortschaffung der Fürstinn und ihres Kindes bestimmt worden. Der Graf übersah die Gefahr, in die der Thronerbe gerieth, die Verwirrung, die vielleicht künftig die Aehnlichkeit des Kindes mit dem seinigen veranlassen, das Unglück, welches nach dem Tode des Fürsten einbrechen konnte. Er beschloß allem vorzubeugen.

Es gelang ihm in später Nacht, in Be-

gleitung zweier vertrauten Räthe, des Vorstehers des geheimen Archivs, des Leibdoktors, des Wundarztes und eines alten Kammerdieners, in das Vorzimmer der Fürstinn zu gelangen. Die alte, ebenfalls ins Vertrauen gezogene Wärterinn brachte das Kind herbei, während die Fürstinn eingeschlummert, diesem, das in einem durch narkotische Mittel hervorgebrachten Schlaf lag, wurde nun von dem Wundarzt ein kleines Zeichen auf die linke Brust gebrannt, dann nahm es der Graf Tòrny, und übergab der Wärterinn sein eignes Kind. Ueber den ganzen Hergang wurde ein genauer Akt aufgenommen, und derselbe, dem eine Abbildung des eingebrannten Zeichens beigefügt, von allen gegenwärtigen Personen unterschrieben und besiegelt, dem Archivarius übergeben zur Aufbewahrung im geheimen fürstlichen Archiv.

So geschah es, daß der Sohn des Grafen Tòrny mit der Fürstinn fortgebracht, und der junge Fürst von dem Grafen von Tòrny auferzogen wurde, für seinen Sohn geltend.

Die Gräfinn, niedergebeugt von Gram,

trostlos über das heillose Geschick ihrer Herzensfreundinn, starb bald nach ihrer Ankunft in der Schweiz.

Von den Personen, die damals bei dem Akt gegenwärtig gewesen waren, lebten noch der Wundarzt, der Archivarius, die Wärterinn und der Kammerdiener; auf Graf Törnys Veranstaltung hatten sie sich alle eingefunden auf dem Schlosse.

Der Archivarius brachte nun den Akt herbei, der im Beiseyn der vorhin genannten Personen geöffnet, und von dem Präsidenten des Staatsraths laut verlesen wurde.

Der junge Fürst entblößte die Brust, das Zeichen wurde gefunden, jeder Zweifel war gehoben, und heiße Segenswünsche ertönten aus der Brust der treusten Vasallen.

Mit dem Ausdruck des tiefsten Ingrimms hatte sich Fürst Isidor entfernt, während der Akt verlesen wurde. — Als nun die Fürstinn sich allein befand mit dem Grafen von Törny und den beiden Jünglingen, da war es, als wollte ihre Brust zerspringen, nicht mehr vermögend, den Sturm der mannig-

fach-

fachsten Gefühle zu bergen. Ungestüm warf sie sich an die Brust des Grafen, und rief wie ganz aufgelöst in schmerzlicher Wonne: „o Törny! Dein Kind, Deinen Sohn hast Du verstoßen, um den zu retten, der unter diesem Herzen lag! — Aber ich bringe ihn Dir wieder, den Verlornen! — O Törny, wir gehören nicht mehr der Erde an, kein irdischer Gram hat hinfort Macht über uns! — Laß uns die Ruhe, die Seligkeit des Himmels genießen! — Ueber uns schwebt sein versöhnter Geist! — Doch was vergaß ich! — sie harrt, sie harrt, die selige Braut!“ —

Damit ging die Fürstinn in ein Nebenzimmer, und kam zurück mit der bräutlich geschmückten Natalie. Keines Wortes mächtig, hatten sich bis jetzt die Jünglinge angestarrt mit Blicken, in denen sich ein unheimliches Grauen abspiegelte. In dem Augenblick, als die Jünglinge Natalien erblickten, schien ein zündender Blitzstrahl sie zu beleben; mit dem lauten Ausruf: „Natalie!“ stürzten sie beide los auf das holde Engelskind. Aber auch Natalien faßte tiefes Ent-

setzen, als sie die beiden Jünglinge gewahrte, ein Doppeltbild des Geliebten, den sie im Herzen getragen.

„Ha," rief nun wild der junge Tórny, „ha! Fürst, bist Du, Du der Hölle entstiegener Doppeltgänger, der mir mein Ich gestohlen, der mir Natalien zu rauben, der mir das Leben aus der zerfleischten Brust zu reißen trachtet? — Eitler, wahnsinniger Gedanke! Sie ist mein, mein!"

Darauf der junge Fürst: „Was drängst Du Dich in mein Ich? — Was habe ich mit Dir zu schaffen, daß Du mich äffst mit meinem Antlitz, mit meiner Gestalt! — Fort! hinweg — mein ist Natalie!" —

„Entscheide Natalie!" schrie nun Tórny, „sprich — schwurst Du nicht Treue mir tausendmal in jenen seligen Stunden, als ich Dich malte, als" — „Ha," unterbrach ihn der Fürst, „gedenke jener Stunde in dem verfallnen Schloß, als Du mir folgen wolltest" — und nun riefen beide wild durch einander, „entscheide Natalie, entscheide, und dann einer wieder zum andern: „laß sehen,

wem es gelingt, sich den Doppeltgänger vom Halse zu schaffen — bluten, bluten sollst Du, bist Du kein satanisches Trugbild der Hölle!“ —

Da rief Natalie im Jammerton trostloser Verzweiflung: „gerechter Gott, wer ist es, wer von beiden, den ich liebe! — Ist dies Herz zerspalten und kann doch leben? — Gerechter Gott — laß mich sterben, sterben in diesem Augenblick!“ — Thränen erstickten ihre Stimme — Dann beugte sie das Haupt, hielt beide Hände vors Gesicht, es war, als ob sie hinein schauen wollte in ihre eigne innerste Brust. Dann sank sie nieder auf die Knie, erhob den thränenschweren Blick, die gefalteten Hände, wie brünstig betend und sprach leise, mit dem Ton der innigsten herzdurchbohrendsten Wehmuth: „entsaget!“

„Es ist,“ sprach die Fürstinn mit verklärter Begeisterung, „es ist der Engel des ewigen Lichts selbst, der zu Euch spricht.“

Noch starrten sich die Jünglinge an, wilde Flammen im Blick — da quoll plötz-

lich ein Thränenstrom ihnen aus den Augen, sie fielen sich in die Arme, sie drückten sich an die Brust, sie stammelten: „ja! — entsagen — entsagen — vergib — vergib mir Bruder“ — dann der Fürst zum jungen Törny: „um meinetwillen verstieß Dich der Vater — um meinetwillen hast Du gelitten — ja ich entsage!“ — Dann der junge Törny zum Fürsten: „was ist meine Entsagung gegen die Deine! — Ja Du, Du warst es, Du der Fürst des Landes, dem die Prinzessinn bestimmt.“ —

„Habe Dank,“ rief Natalie, „habe Dank, o ewige Macht des Himmels, es ist vorüber!“ — Dann drückte sie den Abschiedskuß auf die Stirne beider Jünglinge, und entfernte sich wankend auf der Fürstinn Arm gestützt! —

„Ich verliere Dich auf's neue,“ sprach der Graf von Törny mit tiefem Schmerz, als der Sohn fort wollte. „Vater,“ rief dieser, „Vater, laß mir Zeit, laß mir Freiheit, daß ich nicht untergehe, daß dieses zerrissene Herz gesunde!“ — Damit umarmte

er schweigend nochmals den Fürsten, den Vater und eilte schnell davon. — —

Natalie begab sich in ein weit entferntes Fräuleinstift, dessen Aebtissin sie wurde. Die Fürstinn, in ihren letzten Hoffnungen getäuscht, ließ das Gränzschloß, in dem sie sonst gefangen, bequem einrichten und wählte es zu ihrem einsamen Aufenthalt. Graf Törny blieb bei dem Fürsten. Beide sahen es gern, daß Fürst Isidor wieder außer Landes gegangen.

Ganz Hohenflüh war berauscht in Jubel und Freude. Die Tischlerzunft, unterstützt von würdigem Zimmerleuten, kletterte an der stattlichen Ehrenpforte, jede Gefahr verhöhnend, hin und her, und klopfte und hämmerte rüstig darauf los, während die Maler, jeden Augenblick des Losstreichens gewärtig, in den Farbetöpfen rührten, und die Gärtnerbursche unabsehbare Kränze flochten von Taxus und buntleuchtenden Blumen.

Die Waisenknaben standen schon in die Sonntagskleider gepreßt auf dem Markt, die Schuljugend plärrte: „Heil Dir im Siegerkranz,“ als Vorübung, dazwischen schrie dann und wann eine Trompete, wie die Heiserkeit ausräuspernd, und der ganze Mädchenflor gutdenkender Bürger prangte in neugewaschenen Kleidern, während Bürgermeisters Tinchen allein in weißen knisternden Atlas angethan, Schweißtropfen vergoß, da der junge Candidat, der zu Hohenflüh der Dichter von Profession, nicht nachließ, ihr die in Versen abgefaßte Anrede an den Fürsten einzustudiren und dabei keinen einzigen deklamatorischen Effekt vernachläßigt haben wollte.

Arm in Arm gingen die beiden versöhnten Wirthe zum goldnen Bock und zum silbernen Lamm die Straße auf und ab, beide sich sonnend in dem Gedanken, daß sie den gnädigsten Landesherrn bewirthet, beide behaglich hinaufschauend zu dem gewaltigen: Vivat Princeps! das eben über ihren Hausthüren eingeölt wurde, um Abends bei der Illumination mächtig zu flammen. —

Man erwartete den Fürsten in wenigen Stunden. —

In Reisekleidern, Reisebündel und Mappe auf dem Rücken, schlich der Maler George Haberland (kein anderer wollte der junge Graf Törny zur Zeit seyn) durch das Neudorfer Thor. — „Ha," rief ihm Berthold entgegen, „herrlich getroffen! — Glück auf, Bruder George! — Ich weiß alles! — Gott sey gedankt, daß Du kein regierender Fürst bist, da wäre freilich Alles vorbei gewesen. Aus dem Grafen mache ich mir ganz und gar nichts, denn ich weiß, Du bist und bleibst Künstler. Und die, die Du liebst? — Sie ist kein irdisches Wesen, sie lebt nicht auf der Erde, aber in Dir selbst als hohes reines Ideal Deiner Kunst, das Dich entzündet, das aus Deinen Werken die Liebe aushaucht, die über den Sternen thront." —

„Ha Bruder Berthold," rief George, indem seine Augen aufstrahlten in himmlischem Feuer: „ha Bruder Berthold, Du hast Recht, sie — sie selbst ist die Kunst, in der mein ganzes Wesen athmet. — Nichts habe

ich verloren, und will mich, abgewendet vom Himmlischen, irdischer Schmerz erfassen, mich niederbeugen — Du — Dein unwandelbar heitres Gemüth —" —

Freundes Trost, Balsam den Wunden,
Ist noch nicht für mich verhallt! —

Die Jünglinge zogen weiter fort über die Berge! —

II.

Die Räuber.

Abentheuer zweier Freunde auf einem Schlosse in Böhmen.

Zwei junge Leute, mögen sie Hartmann und Willibald genannt werden, hatte von Kindheit auf ein gleicher Sinn verbunden. Beide in Berlin hausend, pflegten, von jugendlicher Lebenslust beseelt, jedes Jahr wenigstens auf kurze Zeit dem drückenden Dienstgeschäfte, das sie belastete, zu entfliehen und gemeinschaftlich irgend eine Reise zu unternehmen. Wie es den Norddeutschen überhaupt eigen, sehnten sie sich stets nach dem Süden, und so hatten sie schon das südliche Teutschland in manchen Richtungen durchstrichen, die herrliche Rheinfahrt gemacht, und die vorzüglichsten Städte gesehen. Dasmal war es ihnen aber gelungen, das Dienstjoch abzuschütteln auf längere Zeit, als gewöhnlich, und nun sollte der Plan ausgeführt werden, mit dem

sie sich längst herumgetragen. Italienische Luft wollten sie einathmen, wenigstens bis Mailand vordringend. Sie wählten den Weg über Dresden, Prag und Wien nach dem Wunderlande, dessen Erscheinung so mancher im träumenden Sinn hegt, wie ein buntes romantisches Mährlein.

Das Herz ging ihnen erst recht auf in frischem Lebensmuth, als sie hinaus waren aus dem Thore der Residenz, wie es denn zu geschehen pflegt, daß wir das schöne Ziel der Reise erst dann recht lebendig vor Augen erblicken, wenn der Wagen hinausrollt ins Freie. Alle kleinlichen Sorgen des Lebens liegen hinter uns, vorwärts, vorwärts strebt der fröhliche Sinn, weit wird die Brust und wunderbare Ahnungen erwachen, wenn jauchzender Posthornschall hinausruft in die blaue Ferne. Glücklich ohne irgend einen Unfall hatten die Freunde Prag erreicht, und nun sollt' es fortgehen in einem Strich Tag und Nacht bis nach Wien, wo sie einige Tage zu verweilen gedachten. Gleich hinter Prag vernahmen sie dumpfe Gerüchte von auf off-

ner Straße vorgefallenen Räubereien, ja von einer Bande, die die Wege unsicher machen sollte. Da sich indessen nicht das mindeste ereignete, das jene Gerüchte bestätigt haben sollte, so achteten sie nicht weiter darauf. Der Abend begann schon zu dämmern, als sie nach Sudonieschitz kamen. Hier rieth ihnen der Posthalter, ihre Reise wenigstens auf der Stelle nicht fortzusetzen, da vor ein paar Tagen das seit vielen Jahren Unerhörte geschehen. Zwischen Wesseli und Wittingau sey nehmlich der Postwagen von Raubgesindel angefallen, der Postillion erschossen, zwei Passagiere schwer verwundet, und diese, so wie der Wagen rein ausgeplündert worden. Schon sey das Militair, das die waldigte Gegend durchstreifen solle, in Bewegung, und er, der Posthalter, hoffe andern Tages nähere Nachricht zu erhalten, die abzuwarten sie gut thun würden. Willibald zeigte sich geneigt, den Rath des Posthalters zu befolgen; Hartmann dagegen, der stets gern beherzt und solche Gefahr nicht achtend erschien, bestand darauf weiter zu reisen, da sie noch vor

Einbruch der Nacht das nur vier Stunden entfernte Tabor erreichen könnten, und es überdem gar nicht denkbar, daß das Raubgesindel, schon vom Militair verfolgt, den Muth haben solle, bis in diese Gegend vorzudringen, vielmehr anzunehmen sey, daß es sich in seine Schlupfwinkel geflüchtet. Als nun Willibald die Pistolen in schußfertigen Stand setzte, und das Doppelgewehr lud, lachte Hartmann und meinte, Willibald schicke sich schlecht zur Reise nach Italien, da solch ein Abentheuer wie das gefürchtete, dort jedem Reisenden begegnet seyn müsse, um den wahren Charakter in die Reisebeschreibung zu bringen. Willibald ließ sich aber gar nicht abhalten, auch Hartmanns Pistolen, die dieser zwar zu seinem Schutz mitgenommen, aber ungeladen sehr sorgfältig im Reisekoffer verschlossen, hervorzuholen und zu laden, indem er seiner Seits meinte, daß, reise man Abentheuern entgegen, es auch dienlich sey, sich zeitig genug darauf vorzubereiten, sie zu bestehen.

Immer dunkler und dunkler zogen die

Abendwolken auf, die Freunde waren begriffen im lebhaftesten Gespräch, und dachten an keine Gefahr, als plötzlich ein Schuß fiel, und aus dem dicken Gebüsch einige Kerle von wildem Ansehn sprangen, wovon der eine den Pferden in den Zügel fiel, während ein zweiter sich bemühte, den Postillion hinunterzuziehen von seinem Sitz. Indem es aber dem Postillion gelang, sich durch einen Peitschenschlag ins Gesicht des Räubers von dem Angriff zu befreien, hatte Willibald mit seinem guten Doppelgewehr den andern so richtig auf's Korn gefaßt, daß er wohlgetroffen niederstürzte. Hartmann wollte seine Pistolen auf den Räuber abdrücken, der auf den Wagen zusprang, fühlte sich aber in demselben Augenblick von einem Schuß verwundet. Willibald schoß den zweiten Lauf seines Gewehrs auf diesen Räuber ab, indem der Postillion die Pferde anpeitschte und fortjagte in gestrecktem Gallop. Nun hörten sie hinter sich Schuß auf Schuß fallen, und ein wildes wüthendes Geschrei. „Ho ho, jauchzte der Postillion auf, als sie eine gute Strecke

davon waren, ho ho, nun ist's gut, nun ist's gut, die Jäger des Herrn Grafen sind heran!“

Alles war der Vorgang eines Moments, und überrascht von der bedrohlichen Gefahr, stets gespannt, eines wiederholten Angriffs gewärtig, kamen sie erst zur Besinnung, als der Postillion schon anhielt auf der neuen Station. Unerachtet die Kugel nur Hartmanns rechten Arm gestreift, blutete die Wunde doch so stark und schmerzte so heftig, daß an Weiterreisen gar nicht zu denken war. Ein elendes Wirthshaus, das kaum die gewöhnlichste Bequemlichkeit darbot, kein ordentlicher Wundarzt in der Nähe, alles dieses setzte die Freunde in nicht geringe Verlegenheit, die bei Willibald zur ängstlichsten Sorge wurde, als nach dem Verbande, den ein elender Bartscheerer ungeschickt genug angelegt, Hartmann in ein nicht gar leichtes Wundfieber verfiel. Willibald verwünschte Hartmanns Herzhaftigkeit oder vielmehr seinen Leichtsinn, der sie nun plötzlich fest bannte in ein verwünschtes Loch, so daß bloß dieser Aufent-

enthalt nun doch, da sie dem mörderischen Angriff glücklich entrannen, Hartmanns Leben in Gefahr setzte, und vielleicht gar die ganze Reise vereitelte. —

Am andern Morgen, als eben Hartmann erklärte, daß er zur Noth die Reise fortsetzen könne, und Willibald hin und her überlegte, was nun gerathner sey, zu bleiben oder zu reisen, ohne zum Entschluß zu kommen, wandte sich die Sache unvermuthet ganz anders.

Seitwärts, von dem Moldaufluß durchströmt, lag nehmlich die reiche weitläuftige Herrschaft des Grafen Maximilian von C., und von diesem an die Freunde abgesandt, erschien ein Diener, der sie auf das dringendste einlud, sich auf das Schloß des Grafen zu begeben, das nur wenige Stunden entlegen. Der Herr Graf, fügte der Diener hinzu, habe vernommen, daß die Herren Reisenden auf seinem Gebiet von Raubgesindel angefallen und der eine von den Herren bei tapferer Gegenwehr sogar verwundet worden. Zu spät wären seine Jäger herbeigeeilt, um

die Gefahr ganz abzuwenden, oder wenigstens den Herren beizustehen. Für seine Pflicht halte es daher der Herr Graf, die Herren Reisenden so lange aufzunehmen in seinem Schlosse, bis der verwundete Herr völlig hergestellt seyn werde, und seine Reise fortsetzen könne.

Die Freunde mußten diese Einladung für eine besondere Gunst des Schicksals halten, und nahmen daher um so weniger Anstand, ihr zu folgen.

Dem reitenden Diener war eine große wohl ausgepolsterte, mit vier schönen Pferden bespannte Kutsche, in der sich noch eine Menge weicher Kissen befanden, gefolgt. In diese wurde von den andern noch mitgekommenen Dienern Hartmann mit einer Behutsamkeit gepackt, als sey er verwundet auf den Tod, und jeder harte Stoß könne in der That ihm augenblicklich das Leben kosten. Hartmann machte, als ihn die Leute in den Wagen trugen, unerachtet er recht gut zu Fuße, solch ein grämliches leidendes Gesicht, als sey er selbst überzeugt von der großen

Gefahr seines Zustandes, worüber denn Willibald im Innern recht herzlich lachen mußte. — Fort gieng es nun in sehr leisem Trab, Willibald folgte der Krankenkutsche in dem Reisewagen.

Es schien, als habe der Graf die Ankunft der Freunde gar nicht erwarten können, denn schon am äußern Portal des Schlosses wurden sie von ihm empfangen.

Graf Maximilian von C. war ein stattlicher Herr in den siebziger Jahren, das zeigte sein schneeweißes Haar und sein tiefgefurchtes Antlitz. Dem Alter trotzte aber die jugendliche Raschheit in der Bewegung, die starke wohltönende Sprache und das milde Feuer, das in den großen sprechenden Augen strahlte. Eben ein ganz besonderer Blick dieser Augen mußte jeden gleich für den alten Herrn einnehmen, denn in ihm ging alle herzliche Gemüthlichkeit eines lebensfrohen Jünglings auf.

Der Graf bewies bei dem Empfang der Freunde einen gastlichen Eifer, der ihnen als ganz ungewöhnlich auffallen mußte. Selbst

ergriff er Hartmanns Arm, und half ihn die Treppe heraufführen. Sogleich sollte in seiner Gegenwart der Wundarzt des Schlosses Hartmanns Wunde verbinden. Der Wundarzt besorgte das mit geschickter kunstgeübter Hand, und erklärte dann, daß die Wunde auch nicht im mindesten gefährlich sey, daß das Fieber nur dem ersten ungeschickten Verbande zuzuschreiben, daß eine einzige ruhige Nacht auch dieses vertreiben, und die Wunde in gar kurzer Zeit völlig heil seyn werde.

Während die Freunde nun sich an den Erfrischungen erlabten, die der Graf herbeibringen lassen, gab sich Willibald ganz der frohen Laune hin, die die unerwartet günstige Wendung des bedrohlichen Zufalls, der wahrhaft gemüthliche Empfang und die Aussicht, die wenigen Tage, deren Hartmanns Genesung bedurfte, recht behaglich zuzubringen, in ihm geweckt. Ein Gleiches that Hartmann, so weit es sein krankhafter Zustand erlaubte und versicherte, daß er nun erst den größten Schmerz seiner Wunde fühle. Dieser Schmerz sey aber eigentlich nur psy-

chisch, und bestehe in der tiefen Betrübniß, nicht von dem Tokaier genießen zu dürfen, der so herrlich in den blankgeschliffnen Gläsern perle. Auch dieser Betrübniß, meinte der alte Graf, müsse abgeholfen werden, und fragte den Wundarzt auf Gewissen, ob Hartmann nicht wenigstens ein halbes Glas jenes feurigen Weins genießen dürfe. Als nun der Wundarzt, wiewohl kopfschüttelnd einwilligte, da erhob der alte Herr sein gefülltes Glas, und rief lachend: wahrhaftig, die Räuber sollen leben, in so fern sie nicht von meinen Jägern, oder von den herumstreifenden Husaren niedergeschossen oder niedergehauen sind, denn ihnen verdanke ich eine große Wohlthat. Ja! ihr lieben wackern Herren — doch nein, nicht Herren, ihr lieben wackern Freunde; denn befreundet seyd ihr mir in Euerm Wesen ganz und gar, und mir geht bei Euch das Herz so auf, als hätt' ich schon mit Euch seit langer langer Zeit die frohsten Tage verlebt, ja eine wahre Wohlthat ist es für mich, daß ich Euch aufzunehmen in meinem Schlosse Gelegenheit fand. — Nach

manchem fröhlichen Gespräch hin und her, nach manchen drolligen Schwänken, die dieser, jener, ja selbst der alte Graf vorgebracht, so daß das anhaltende laute Gelächter auf ein lustiges Gelag muntrer Jünglinge zu deuten schien, meinte der Wundarzt, es sey Zeit dem Kranken Ruhe zu gönnen. Willibald bat es sich aus, bei dem Freunde bleiben zu dürfen, und so mußte der alte Herr, der sich ungern von den Freunden trennte, sich mit dem Versprechen begnügen, daß beide folgenden Tages unfehlbar bei der Mittagstafel erscheinen würden. — Er betheuerte, daß ihm die Zeit bis dahin gewaltig lang werden und er dem säumenden Koch Exekution in die Küche schicken würde, damit er die Tafel beschleunige. —

Die Freunde verwunderten sich höchlich über die jugendliche Lebendigkeit des alten Grafen, so wie über den so ausnehmend gastlichen Empfang, dessen sie sich als gänzlich Fremde erfreut, und rühmten das in Gegenwart des jungen Menschen, der sich zu ihrer Bedienung eingestellt. „Ach!“ sprach dieser

mit gutmüthigem treuherzigen Ton: „ach meine lieben gnädigen Herren, das ist nicht immer so! Der gnädige Herr Graf, ja der ist gar zu gern froh und vergnügt, und dabei die Gnade und Güte selbst gegen jedermann, aber er kann es ja nur, wenn fremde Gäste kommen, aber die kommen selten, beinahe gar nicht, denn keiner mag — Nun wenigstens sind solche fröhliche liebe Gäste, wie sie es sind, und wie sie eben recht passen für unsern gnädigen Herrn Grafen, hier nicht gewesen seit Gedenken. Ach! — wenn nur nicht —"

Der junge Mensch stockte, die Freunde blickten ihn schweigend an, gespannt durch das Geheimnißvolle, was in der Rede lag.

Da fuhr der junge Mensch fort: „Nun, warum sollt' ich es denn nicht sagen, es ist hier im Schlosse nicht alles, so wie es seyn sollte, es giebt viel Kummer und Gram, und so viel unser eins mit seinem schwachen Verstande begreifen kann, und davon erfahren hat, mag wohl Grund genug dazu vorhanden seyn. — Sie bleiben gewiß noch lange

Zeit hier, meine gnädigen Herren, unser gnädiger Herr Graf wird solche liebe Gäste nicht so bald von sich lassen, da werden Sie schon selbst recht gut merken, wo der Has' im Pfeffer liegt." —

Ich wette, sprach Hartmann, als der Diener sich entfernt, ich wette, daß der Hase, der hier im Pfeffer liegt, ein sehr böses Thier ist. —

Andern Tages, als die Freunde sich zur Mittagstafel einfanden, stellte ihnen der Graf einen sehr wohlgebildeten Jüngling von edler Gestalt mit den Worten vor: mein Sohn Franz! — Er war erst kürzlich von weiten Reisen zurückgekehrt, und dem langen Aufenthalt in Paris schrieben die Freunde die Blässe seines übrigens männlich schönen Antlitzes und die tiefliegenden Augen zu. Er mochte das Leben genossen haben. Man schien noch auf eine Person zu warten, bald öffneten sich denn auch die Thüren, und ein junges Frauenzimmer von ausnehmender Schönheit trat hinein. Es war die Nichte des Grafen, Gräfin Amalie von T. Außer diesen Perso-

nen nahmen noch der Wundarzt und der Kapellan des Schlosses, ein Geistlicher von ehrwürdigem Ansehn, an der Tafel Theil.

Der alte Graf in seiner Heiterkeit beharrend, wiederholte den Freunden, wie er den Zufall preise, der sie ihm zugeführt, und diese nahmen gar keinen Anstand, all' ihrer guten Laune, eben so wie Tages vorher, den Zügel schießen zu lassen, so daß, da auch der Geistliche sich als ein gemüthlicher lebensfroher Mann bewies, das Gespräch unter diesen vier Personen sich frisch und lebendig bewegte. Der Wundarzt gehörte zu den Leuten, die mehr ergötzbar als ergötzlich sind. Ohne besonders zu sprechen, lachte er über alles Drollige, was vorkam, und wenn er denn recht herzlich gelacht, fuhr er mit der Nasenspitze beinahe bis in den Teller hinein, um gnädige Verzeihung bittend, daß er das Komische fühle und belache an hochgräflicher Tafel. Dagegen beharrte Graf Franz, nicht eine Miene verziehend, im finstern Ernst, und nur dann und wann flossen einige unbedeutende Worte über seine Lippen. Gräfin Amalie schien gar

nicht an der Tafel zu seyn, denn, als werde eine ihr ganz fremde Sprache gesprochen, achtete sie nicht im mindesten auf das Gespräch, und sprach selbst nicht ein einziges Wörtlein. Willibald, der Platz neben der Gräfin genommen, besaß ein ungemeines Talent, schweigsame Damen zum Reden zu bringen, oder wenigstens zum Hören. Dieses Talent wollte er nun geltend machen, indem er das Wort an die Gräfin richtete, diese, jene Saite anschlagend, die sonst wohl wiederklingt in dem weiblichen Gemüth. Doch alles umsonst, die Gräfin blickte ihn mit ihren großen schönen aber etwas todten Augen an, und wandte sich, ohne ihn einer Antwort zu würdigen, wieder von ihm ab, um ins Leere zu schauen. Willibald glaubte in Hartmanns Gesicht deutlich zu lesen: du bist ein Thor, gieb dir doch keine Mühe mit der stolzen Närrin, der unter uns es gar nicht recht ist. — Es wurde auf das Wohl des Kaiserhauses getrunken, und die Grafin, die noch keinen Tropfen Weins über die Lippen gebracht, konnte nun nicht umhin, ihr Glas zu ergreifen, und mit

dem Nachbar anzustoßen, was sie mit Widerwillen zu thun schien. Willibald noch nicht von ihr ablassend, bemerkte, daß es seltsame Verstimmungen des Gemüths gebe, die unauflöslich scheinend, doch auch bei Frauen der Kraft des feurigen Geistes wichen, der dem edlen Wein entsteige. Ja, dieser Geist wandle jene Verstimmung oft um in die liebenswürdigste Laune. Darum wage er die Gräfin zu bitten, den Versuch zu machen, ob jener Erfahrungssatz richtig, und das Glas zu leeren. — Die Grafin schaute ihn an, wie von seiner Aeußerung plötzlich überrascht und ergriffen, dann sprach sie halb leise mit einem Ton, der von tiefem Schmerz zeugte: verstimmt? — verstimmt finden Sie mich? — heilige Jungfrau! ist es möglich, daß ein zerbrochenes Instrument stimme! — Nun, fuhr sie dann gelassener fort, Sie mögen es gut meinen, mein Herr, aber mich erhitzt der Wein, und ich finde nichts aberwitziger, als die sogenannten Gesundheiten, an denen Herz und Gemüth keinen Theil haben, und mit denen man nur den Tribut einer gewissen her=

kömmlichen Schicklichkeit abträgt. So, sprach Willibald, so lassen Sie, gnädige Gräfin, uns dann die Gläser leeren auf das, was wir recht tief und unvertilgbar in Herz und Gemüth tragen. Da färbten sich plötzlich die Wangen der Gräfin in hohem Roth, düstres Feuer blitzte aus ihren Augen, sie ergriff das Glas, und leerte es, nachdem sie mit Willibald angestoßen, mit einem langen Zuge. Graf Franz, der beiden schräg über saß, hatte kein Auge von ihnen verwandt, auch er ergriff sein Glas, leerte es, und stieß es so heftig auf den Tisch nieder, daß es klirrend zersprang in hundert Stücke.

Alles schwieg betroffen, der alte Graf schien mit gesenktem Blick sich trübem Nachdenken zu überlassen. Während die Freunde bedeutende Blicke wechselten, und sich ihrer Seits nun gar nicht berufen fühlten, das gut machen zu wollen, was das unbewußte Hineintappen in sein Geheimniß verdorben, nahm der Geistliche wieder das Wort, und indem er anscheinend sehr ernst begann, wußte er geschickt ganz unerwartet in irgend einen

überaus drolligen Schwank einzulenken. Der Wundarzt, der allein gar keinen Begriff davon zu haben, was vorgegangen und ängstlich umherblickend zu fragen schien, warum in aller Welt es denn plötzlich so still geworden, lachte ganz unmäßig, bückte sich denn einmal übers andere bis zum Teller und brach zuletzt in die Worte aus: pardoniren Ew. Excellenz, aber es ist unmöglich — es schadet der Lunge, sämmtlichen Intestinis — man darf es nicht zurück halten, man muß ein bischen losplatzen. Der alte Graf erwachte wie aus einem tiefen Traum, schaute in das kirschbraune Antlitz des Wundarztes und brach denn auch aus in ein lautes Gelächter. Nun lebte das Gespräch zwar wieder auf, aber es blieb ein erzwungenes mühsam erhaltenes Leben, so daß die Freunde froh waren, als die Tafel aufgehoben wurde. Gräfin Amalia entfernte sich schnell und nun erst schien, mit Ausschluß des Wundarztes, allen eine drückende Last entnommen.

Auch Graf Franz war heiter geworden. Er lustwandelte, während der alte Graf sich

auf sein Zimmer begab, um wie gewöhnlich zu ruhen, mit den Freunden durch den Park.

In der That, sprach er, nachdem manches Wort gewechselt, zu Willibald, mit scherzendem doch etwas scharfem Ton: in der That, mein Vater hat mir nicht zu viel von Ihrem gesellschaftlichen Genie gesagt. Es ist Ihnen etwas gelungen, was Ihnen selbst wohl gar nicht so schwierig bedünken mag, was ich meines Theils bis jetzt aber für ganz unausführbar halten mußte. — Ich meine, Sie vermochten die Gräfin dahin zu bringen, daß sie mit Ihnen, der ihr gänzlich fremd, den sie zum erstenmal sah, sprach. Noch mehr, daß sie auf Ihren Anlaß, allem jungfräulichen Sprödethun entgegen, ein ganzes Glas Wein mit einem Zuge leerte. — Kennten Sie alle wunderbare Seltsamkeiten der theuren Gräfin so genau als ich, Sie würden sich gar nicht verwundern, wenn ich Sie mit Ihrer Erlaubniß für eine Art Schwarzkünstler halte.

Doch, erwiederte Willibald lachend, doch hoffe ich, von der guten harmlosen Gattung,

die ihren Zauberstab schwingen, nur um Ergötzliches zu Tage zu fördern.

Ueberzeugt, daß es bei der Eifersüchtelei des jungen Grafen gerathen, nicht tiefer einzugehen in das Kapitel, wandten die Freunde das Gespräch auf andere Dinge, und es wurde der Gräfin und ihrer wunderbaren Seltsamkeiten nicht ferner gedacht.

Als am Abend, nach froh, beinahe üppig verlebtem Tage, die Freunde sich allein auf ihrem Zimmer befanden, sprach Hartmann: sag' einmal, Willibald, fällt dir denn in diesem Schlosse nicht etwas über alle Maßen auf?

Daß, erwiederte Willibald, daß ich nicht wüßte. Mir kommt vielmehr hier im Schlosse alles ziemlich ordinär vor, und es giebt nichts Geheimnißvolles, worauf die gestrigen Reden des jungen Menschen zu deuten schienen. Der junge Graf ist verliebt in die Gräfin, die ihn nicht leiden kann, und der alte Herr, der beider Heirath wünscht, ist darüber verdrießlich, und weiß nicht, wie er es anfangen soll, sie zusammen zu bringen. Das ist alles! —

Ho ho, rief Hartmann, das ist nicht alles! — Merkst du denn nicht, daß wir mit beiden Füßen recht in der Mitte der Schiller'schen Räuber stehen? — Der Schauplatz ist ein altes Schloß in Böhmen, mithin die Decoration richtig. Als spielende Personen treten auf: Maximilian, regierender Graf, Franz sein Sohn, Amalia seine Nichte. — Nun! und Carl mag der Hauptmann der Räuber seyn, die uns anfielen. Es freut mich sehr, die Begebenheit endlich einmal in der wirklichen Welt anzutreffen, die Schillern zu dem Trauerspiel Anlaß gab, um mit Gewißheit zu erfahren, was für ein Ende Carl Moor nimmt, ob er von Schweitzer erstochen wird, oder sich den Gerichten ausliefert. Fraglich ist es nur, ob wir als zufälliger Chorus es zulassen dürfen, daß Graf Franz den Vater in den alten Thurm sperrt, der, wie du weißt, am Ende des Parks steht, vorzüglich da es vor der Hand an Herrmann dem Raben fehlt, der ihn füttert.

Willibald lachte sehr über Hartmanns närrischen Gedanken, meinte aber doch, daß

in

in der That ein merkwürdiges Spiel des Zufalls hier die wichtigsten Personen aus jenem Trauerspiel, wenigstens dem Namen nach, bis auf den Haupthelden zusammen gebracht, so daß nur noch ein Herrmann und ein alter Daniel fehle.

Wer weiß, erwiederte Hartmann, ob nicht schon Morgen uns beide erscheinen. Was aber den Hauptheldеn betrifft, so gehört der vor der Hand nicht ins Schloß, und doch ists mir so, als würde auch nun nächstens ein seltsam gekleideter Mann mit sonnverbranntem, wildem Antlitz kommen und sentimentaler Weise rufen: Du weinst Amalia? —

Die Freunde spannen nach ihrer Weise aus, wie nun alles sich begeben und fügen müsse, und wetteiferten in allerlei, jenes große aber entsetzliche Trauerspiel parodirenden Ideen, und sie stritten noch dann, als jeder schon sich zu Bette begeben, so daß der Morgen zu dämmern begann, als sie endlich einschliefen.

Andern Tages hieß es, Gräfin Amalia

leide an heftigem Kopfschmerz, und werde ihr Zimmer nicht verlassen. Graf Franz war ganz erheitert, gar nicht mehr derselbe, der er gestern gewesen, und auch dem alten Grafen schien eine große Last entnommen.

So kam es, daß das Gespräch bei der Mittagstafel sich in rücksichtsloser Lebendigkeit frei und unbefangen bewegte, ohne auf irgend eine Weise gestört zu werden. Als bei dem Nachtisch ein seltner feuriger Wein kredenzt wurde, und der alte Graf die Freunde fragte, ob man in Berlin wohl dergleichen trinke, da meinte Hartmann, daß er sich zwar nicht erinnere, dergleichen getrunken zu haben, daß er dagegen bei irgend einem Feste einen uralten Rheinwein genossen, der wie es ihm schien, alles übertroffen, was er bisher von seltenen Weinen gekannt. „Hoho, rief der alte Graf, indem sein Antlitz vor Freude glänzte, hoho, wir wollen sehen, was mein Keller vermag. Daniel, rief er dann einem Diener zu, Daniel soll einmal ein paar Flaschen von dem hundertjährigen Rheinwein hinaufschaffen, und den Krystall-Pokal dazu!"—

Man kann denken, daß die Freunde sich ein wenig seltsam getroffen fühlten bei dem Nahmen Daniel. Bald darauf trat ein eisgrauer Mann mit gekrümmtem Rücken hinein, und brachte den Wein, so wie den Pokal herbei; da konnten sie ihren Blick nicht von der Gestalt wegbringen. Hartmann sah seinen Freund Willibald mit einer Miene an, als wollte er fragen: „nun, hab' ich nicht Recht gehabt?“ Da entschlüpften Willibald die Worte: In der That, das ist höchst merkwürdig!

Als nach der Tafel die Freunde mit dem Grafen Franz allein geblieben, und ganz heiter über dieses und jenes gesprochen, brach der Graf plötzlich ab, und fragte erst Hartmann, dann Willibald scharf fixirend, was ihnen denn so aufgefallen, so merkwürdig gedünkt bei der Erscheinung des alten Daniels? — Gewiß, fuhr er fort, als die Freunde betroffen schwiegen, gewiß rief der alte treue Diener unsers Hauses einer Aehnlichkeit halber irgend ein merkwürdiges Ereigniß aus Ihrem Leben in Ihr Gedächtniß zurück, und ist

dieß Ereigniß mittheilbar, so geben Sie mir Gelegenheit, das Talent, gut und lebendig zu erzählen, das Sie beide in hohem Grade besitzen, auf's neue zu bewundern; ich bitte Sie recht herzlich darum.

Hartmann meinte, daß Daniels Erscheinung sie keineswegs an ein merkwürdiges Ereigniß aus ihrem Leben, wohl aber an einen närrischen Einfall erinnert, der aber viel zu närrisch und dabei zu unbedeutend sey, um noch einmal wiederholt zu werden.

Als nun aber der Graf nicht nachließ, sondern immer mehr in die Freunde drang, ihm die Ursache ihres plötzlichen Erstaunens bei der Mittagstafel zu entdecken, da sprach Willibald: können Ihnen denn die innern Gedanken der Fremdlinge, die ein Zufall Ihnen zuführte, von so großem Belange seyn? — Doch Sie wollen wissen, was in uns vorging, als der alte Daniel hineintrat, nun es sey! — Doch sagen Sie mir vorher, sollten Sie an der Aufführung irgend eines dramatischen Werks Theil nehmen, würde es Ihnen nicht verdrießlich, ja höchst fatal

seyn, einen schlechten Charakter darstellen zu müssen?

Wenn, erwiederte der Graf lachend, wenn die Rolle sonst interessant ist, und Gelegenheit giebt, das Talent zu entwickeln, wie es denn bei Bösewichtern gewöhnlich der Fall zu seyn pflegt, ich würde und könnte mich eben nicht sträuben.

Nun dann, fuhr Willibald fort, mein Freund Hartmann meinte gestern scherzend, hier in einem alten prächtigen Schloß wären die eben auch in einem Schloß spielenden Hauptpersonen der Schiller'schen Räuber versammelt, bis auf Herrmann und den alten Daniel; als nun bei der Tafel wirklich solch ein alter Diener Namens Daniel —

Willibald stockte, da er wahrnahm, daß furchtbare Todtenblässe des Grafen Antlitz überzog, daß er wankend sich kaum aufrecht zu erhalten vermochte.

„Verzeihen Sie, sprach er mit bebenden Lippen, verzeihen Sie, meine Herren, eine Art von Schwindel — ich fühle mich plötz-

lich krank!" — Sich mit Mühe ermannend, verließ der Graf das Zimmer.

Was ist das, was geht hier vor? sprach Hartmann.

Hm, erwiederte Willibald, toller Spuk, Teufeleien! — Ich glaube, du hattest Recht, als du meintest, der Hase, der hier im Pfeffer liege, sey ein böses Thier. Entweder ist Graf Franz wirklich auf irgend eine Weise schuldbelastet, oder der Gedanke an jenes entsetzliche Verhältniß Amaliens in den Schiller'schen Räubern, woran ich ihn sehr unvorsichtiger Weise erinnerte, zerschnitt so tödtend sein Herz. — Ich hätte schweigen sollen! wer konnte aber auch wissen —

Nur, unterbrach Hartmann den Freund, nur jeden Falls mußte es den Grafen kränken, sich plötzlich in der Rolle jenes höllischen Bastards zu sehen, und schon deshalb hättest du nicht mit der Wahrheit herausrücken, sondern auf der Stelle irgend eine andere Ursache unsers Erstaunens angeben sollen. Gar keine Lust spüre ich übrigens tiefer in das Geheimniß, das hier obwaltet, dringen zu

wollen, und da meine Wunde beinahe ganz geheilt, halte ich für das Gerathenste, den alten Grafen zu bitten, daß er uns morgenden Tages fortschaffen lasse bis zur nächsten Station.

Willibald meinte dagegen, es sey doch besser, noch ein Paar Tage zu verweilen, damit Hartmanns gänzliche Genesung keinen Rückfall und neue Störung der Reise befürchten lasse.

Die Freunde gingen in den Park. Als sie sich einem entfernten Pavillon näherten, hörten sie, wie in demselben ein Mann zornig sprach, und dazwischen Klagetöne eines Weibes. Sie glaubten, die Stimme des jungen Grafen zu erkennen, und vernahmen, als sie dicht an die Thüre getreten waren, ganz deutlich die Worte: „Wahnsinnige, ich weiß, daß du mich verabscheuest, weil ich dich anbete, weil mein ganzes Wesen nur in dir lebt, athmet! — Aber ihn trägst du im Herzen, ihn, den Verruchten, der Schande auf Schande über uns häuft. Fliehe, bethörtes Weib, fliehe hin, suche ihn auf, den Abgott

deiner Liebe, er wartet deiner in der Räuberhöhle oder im finstern Kerker! — Doch nein, nein, jenem höllischen Teufel zum Trotz, lasse ich dich nicht aus meinen Armen."

„Bösewicht — Hülfe! Hülfe!" — so kreischte die weibliche Stimme laut auf.

Willibald stieß ohne weiteres die Thüre ein. Gräfin Amalia riß sich aus den Armen des jungen Grafen, und entfloh mit der Schnelligkeit des aufgescheuchten Reh's.

„Ha! rief der Graf den Freunden mit entsetzlicher Stimme entgegen, indem seine Augen funkelten in wilder Gluth: ha! — Ihr kommt eben recht! — Ja, ich bin Franz! ich will es seyn! ich muß es seyn — ich —

Plötzlich war seine Stimme erstickt, und mit dem kaum vernehmbaren Wort: Helfer! — sank er nieder.

So zweideutig den Freunden der ganze Auftritt auch erschien, so sehr sie überzeugt waren, daß der Graf in seinem Thun wirklich jenem satanischen Bösewicht ähnlich, doch mußten sie einsehen, daß es Pflicht war, ihm beizustehen. Sie richteten den Grafen auf,

setzten ihn in einen Lehnsessel, und Hartmann bestrich seine Stirne mit einem kräftigen Spiritus, den er bei sich zu tragen pflegte.

Mühsam erholte sich der Graf und sprach, beider, Willibalds und Hartmanns Hand erfassend, mit einem Ton, der von dem tiefsten herzzerreißendsten Jammer zeugte: „Sie haben Recht! — ein Trauerspiel, eben so entsetzlich als jenes, an das die Namen unsers Hauses Sie erinnerten, wird vielleicht hier bald aufgeführt! — Ja, ich bin Franz, den Amalia verabscheut! — Aber nicht, bei Gott, bei allen Heiligen nicht jener Verworfene, dessen Gestalt dem Dichter aus der Hölle selbst aufstieg. Nein, nur ein Unglücklicher, den ein schwarzes Verhängniß erfaßt, dem schmerzlichsten quaalvollsten Tode geweiht hat — und dies Verhängniß ruht unvertilgbar in seiner eigenen Brust. — Verlassen Sie mich, erwarten Sie mich in Ihrem Zimmer.

Wirklich trat bald, nachdem die Freunde zurückgekehrt waren in ihr Gemach, Graf Franz ebenfalls hinein. Er schien sich ganz

erholt, ganz gefaßt zu haben, und begann mit leisem ruhigen Ton. Der Zufall hat Sie in den Abgrund blicken lassen, in dem ich wohl rettungslos untergehen werde. Ich nenne es nicht unbedachtsam, nein, dasselbe finstere Geschick, das bedrohlich über mir schwebt, zwang Sie dazu, mich an die seltsame Aehnlichkeit der Gestaltung unseres Hauses mit der in jenem schauderhaften Trauerspiel zu erinnern, an die ich, so sehr sie in's Auge springen mag, doch früher niemals gedacht. Es war, als reichten Sie mir den Schlüssel dar zu dem furchtbaren Geheimniß, das sich mir nun aufthun würde, und nicht der Zufall, nein, eben jenes finstre Geschick habe Sie hergeführt, mich zu stürzen in den Abgrund. Wie mich die Ursache Ihres Erstaunens bei der Tafel, der ganze Aufschluß deshalb, im Innern zermalmte, wird Ihnen nicht entgangen seyn. Erfahren und erstaunen Sie noch mehr über das räthselhafte Wirken des waltenden Geistes, daß ich wirklich einen älteren Bruder habe, Carl geheißen. Doch nicht jener entsetzliche aber wahr=

haft große Räuberhauptmann ist jener Carl — nein. — Schwer, sehr schwer wird es mir von der Schmach zu sprechen, die unser Haus befleckt, aber das, was sich vor ihren Augen so eben begab, zwingt mich dazu, und das vollste Vertrauen hege ich, daß Sie alles, was ich Ihnen entdecke, bewahren werden als ein tiefes Geheimniß. — Schon in früher Jugend bewies Carl bei einer vorzüglich schönen Gestaltung die seltensten Fähigkeiten des Geistes, ja in allem was er begann, eine schimmernde Genialität. Um so entsetzlicher schien es daher, daß eben so früh sich sein entschiedener Hang zu Ausschweifungen, ja zu Abscheulichkeiten jeder Art aussprach. Dieß war unserm Hause, den glorreichen Ahnen, so fremd, daß mein Vater den Fluch einer grausen That darin erblicken wollte. — O Gott! — man sagte, Carl der Erstgeborne sey die Frucht eines bösen Frevels, dem meine Mutter unterlag. Auch Amalia soll ihre Geburt einem schändlichen Truge verdanken, der einer vom Wahnsinn der Liebe zum Verbrechen hingerissenen Frau den Mann in die

Arme führte, den meine Mutter einst liebte, und den sie meinem Vater aufzuopfern gezwungen. — Sie sehen, daß für einen handfesten Psychologen es hier viel zu deuteln giebt, keinen von ihnen mag ich aber dafür halten. Lassen Sie mich schweigen von der ununterbrochenen Reihe von Bosheiten und schlechten Streichen, die dem Vater zu steter Quaal, Carls ganze Laufbahn auf einer fremden Universität beschmutzten. — Endlich gelang es dem Vater, ihm Militärdienste zu verschaffen. Er brachte es bis zum Hauptmann; es ging in's Feld; da — bestahl er die Kriegskasse, wurde infam kassirt, und nach der Festung geschafft. — Er entsprang, und wir hörten nichts mehr von ihm. — Man schrieb mir vor einiger Zeit, daß man aus guter Quelle wisse, der infam kassirte Graf Carl von C. sey als Hauptmann einer Räuberbande im Elsaß eingefangen worden, und werde nächstens hingerichtet werden. Ich habe dafür gesorgt, daß der Vater nichts davon erfährt, nichts erfahren kann, dieser letzte Schlag würde ihn augenblicklich tödten. —

Und diesen Verworfenen liebt die Gräfin, liebt ihn mit einer gränzenlosen wahnsinnigen Inbrunst. Zwölf Jahre war Amalia alt, als Carl das väterliche Haus verließ, in dem die Vater= und Mutterlose Nichte aufgenommen worden. Finden Sie es möglich, daß ein Kind in solcher Liebe entbrennen, daß diese Liebe, eine unverlöschbare Flamme, ihr ganzes Wesen ergreifen konnte? Ein satanisches Geheimniß ist diese Liebe, und die Schauer der Hölle durchbeben mich oft, wenn ich Amalia erblicke in Gram, in Schmerz aufgelöst, verzehrt von den Quaalen einer Sehnsucht, die alles, was Tugend, was Jungfräulichkeit heißen mag, frech verhöhnt! — Sie wollen von mir selbst hören? — Nun, mit eben der Inbrunst, mit all' dem Wahnsinn, wie Amalia den verruchten Bruder liebt, ja! — eben so liebte ich schon, da ich kaum zum Jünglinge gereift, das Kind von zwölf Jahren. Aelter geworden, von ihr verworfen, glaubte ich eine Leidenschaft, die mir verderblich werden mußte, besiegen zu können, indem ich sie Preis gab aller anlok=

kenden Lust der Welt. Ich durchreiste Frankreich, Italien, aber ihr Bild — ihr Bild, glaubt' ich es verblichen, strahlte immer wieder auf in neuem Glanz! — Tödtendes Gift gährte in meinem Innern! — Nirgends Ruhe, nirgends Rast! — Wie der Nachtvogel immer enger und enger die Flamme umkreist, und endlich in der Gluth seines Sehnens sein Grab findet, so kam ich, mit dem festen Vorsatz, Amalien niemals wieder zu sehen, ihr doch immer näher und näher, bis ich, dem Willen des Vaters nur scheinbar nachgebend, zurückkehrte in das Schloß. Mein Vater sieht meine Quaal, er verabscheut Amaliens unwürdige Neigung, er glaubt, daß ihr verwirrter Sinn endlich gesunden werde — trostlose Hoffnung! — Und doch, indem ich mich selbst als einen Wahnsinnigen betrachte, kann ich nicht lassen von der, die in meinem Wesen lebend, mein Wesen zerstört! — Und doch! nie bin ich bei dieser steten unnennbaren Quaal so wie von den Gedanken der Hölle zerrissen worden, als in dem verhängnißvollen Augenblick, da Sie das fürchterliche

Bild jenes Trauerspiels mir vor Augen brachten, und ich dann Amalia, die ich in ihren Zimmern glaubte, in dem Pavillon einsam fand. Alle Wuth der brünstigsten Liebe erwachte in mir, und zu ihr gesellte sich der wilde Zorn der Verzweiflung. — Es ist vorüber, ich reiße mich los mit Gewalt, — man spricht von dem Ausbruch eines neuen Krieges — ich nehme Dienste. —

Was sagst, sprach Willibald, als die Freunde sich allein befanden, was sagst du zu dem Allen? Ich meine, erwiederte Hartmann, daß dem Herrn Grafen Franz gar nicht zu trauen ist. Er ist ganz gewiß in seiner Leidenschaft ein wilder Mensch, und ich bedaure die reizende Gräfin Amalia aus dem Grunde meines Herzens. — Wenigstens war es sehr seltsam oder vielmehr unzart, daß der Graf nur, um sich des Auftritts in dem Pavillon halber zu entschuldigen, uns in die Geheimnisse des Hauses einweihte, und vor unsern Augen den Namen des Bruders an den Schandpfahl schlug.

In dem Augenblick entstand auf dem

Schloßhofe ein großer Tumult. Die Jäger des Grafen nebst einigen Husaren brachten eine gute Anzahl eingefangener, zum Theil schon verwundeter, Räuber ein. Menschen von wildem zum Theil ganz fremdem Ansehen, die, gelang es, sie zum Reden zu bringen, welches schwer hielt, da sie auf alle Fragen trotzig schwiegen, nur ein gebrochenes Deutsch, und ein verdorbenes, kaum verständliches Italienisch sprachen. Andere konnten die Zigeunerische Abkunft gar nicht verläugnen, und sprachen fertig böhmisch. Mit Recht konnte man daraus schließen, daß das Räubergesindel von der italienischen Gränze herübergekommen, und sich in Böhmen durch Zigeunerhorden verstärkt haben müßte. Als man die Räuber nach ihrem Hauptmann fragte, lachten sie laut auf, und sagten: der sey in guter Ruhe und Sicherheit, der sey nicht so leicht zu fangen, als man wohl denke. Wirklich hatte sich, wie die Jäger erzählten, ein Trupp der Räuber mit der Wuth der Verzweiflung durchgeschlagen, und war, da die Nacht eingebrochen, im Dickigt des Waldes

des entkommen. — Ein Grund mehr, sprach der Graf anmuthig lächelnd zu den Freunden, warum ich Sie noch durchaus nicht von mir lassen kann. Jede Gefahr muß erst aus dem Wege geräumt seyn.

Abends war Willibald aus der Gesellschaft, die wie gewöhnlich aus den beiden Grafen, dem Geistlichen und dem Wundarzt bestand, — Amalia fehlte, — verschwunden. Schon wollte man ihn aufsuchen, als er eintrat. Hartmann merkte es dem Freunde an, daß ihm etwas ganz Seltsames begegnet seyn müsse, und es war dem wirklich so. Kaum waren die Freunde auf ihrem Zimmer allein, als Willibald losbrach: „nein, es ist die höchste Zeit, daß wir forteilen. Das unheimlich Seltsame häuft sich zu sehr, und es will mich bedünken, daß wir dem Räderwerk, das hier ein besonderes böses Verhängniß zu treiben scheint, zu nahe kommen, und von dem Schwungrad ergriffen, unaufhaltsam hineingeschleudert werden könnten ins Verderben. — Du weißt, daß ich dem alten Grafen etwas mitzutheilen versprochen von

meiner Schreiberei. Als ich nun mit dem Manuscript, das ich hervorgesucht aus dem Koffer, in der Hand, herabkomme, gerathe ich in meiner Zerstreuung in den großen Saal auf der linken Seite, der, wie du weißt, mit großen Gemälden behängt ist. Der Rubens, den wir schon neulich bewunderten, zieht mich aufs neue an. Indem ich nun aber davor stehe, und ihn betrachte, geht eine Seitenthür auf, und Gräfin Amalia tritt hinein. Du meinst noch ganz verstört, ganz außer sich über das, was sich vor ein Paar Stunden begeben? — Nichts weniger als das! — Ganz heiter und unbefangen tritt sie auf mich zu, und beginnt von den Gemälden und den verschiedenen Meistern, die hier versammelt, zu sprechen, indem sie sich vertraulich in meinen Arm hängt, und langsam den Saal mit mir hinabwandelt. „Doch, ruft sie endlich aus, als wir uns am Ende des Saals befinden, doch, giebt es etwas Langweiligeres, als so viel zu sprechen von todten Bildern? Hat das frische Leben so wenig

Anspruch an uns, daß wir uns davon abwenden? —"

Und damit öffnet sie die Thüre, und wir durchwandeln zwei, drei Zimmer, bis wir endlich in ein mit dem ausgesuchtesten Geschmack dekorirtes Gemach treten.

„Ich begrüße Sie in meiner Behausung," spricht Amalia, und nöthigt mich neben ihr Platz zu nehmen auf dem Sopha.

Du magst dir es vorstellen, daß mir in der Nähe des reizenden Weibes, die sonst mir schroff und kalt erschienen, jetzt die Anmuth, die Lieblichkeit selbst war, ganz seltsamlich zu Muthe wurde. Ich gedachte eben in den schönsten Redensarten ganz ausnehmend liebenswürdig zu seyn, und rüstete mich, irgend einen leuchtenden Geistesblitz abzuschießen, als mir die Gräfin mit einem Blick in die Augen starrte, vor dem ich augenblicklich verstummte.

Sie nahm meine Hand und fragte: finden Sie mich schön? — So wie ich die Lippen öffnen wollte zur Antwort, sprach sie weiter: ich verlange keine Schmeichelei, die

mir in diesem Augenblick nur zu abgeschmackt erscheinen mußte. Mir genügt ein einfaches Ja oder Nein! — „Ja!“ erwiederte ich nun, und ich möchte wohl wissen, wie dieses Ja! geklungen mag, das ich schnell ausstieß in einer Art von seltsamer Bestürzung.

„Könnten Sie mich lieben?“ fragte die Baronesse weiter, indem mir ihr Blick sagte, daß sie auch wieder nichts anders verlange, als ein einfaches Ja oder Nein.

Der Teufel nehme sich anders, ich habe kein weißes kaltes Blut, keine philisterige Fischnatur. „Ja!“ rief ich, und drückte ihre Hand, die noch immer die meine faßte, an die bebenden Lippen, und küßte sie einmal über das andere mit einer Inbrunst, die ihr gar keinen Zweifel lassen mußte, wie jenes Ja recht aus dem tiefen Herzen gekommen.

Nun dann, rief die Gräfin wie aufjauchzend vor Freude, so reißen Sie mich aus meinem Verhältniß, das mir täglich, stündlich den quaalvollsten Tod giebt. — Sie sind Fremde, — Sie gehen nach Italien, — ich folge Ihnen, — entführen Sie mich dem

Verhaßten, — retten Sie mich zum zweiten Mal! —

Wie ein jäher Blitz traf mich jetzt der Gedanke, wie unbesonnen ich dem Eindruck des Augenblicks der aufgeregten Sinnlichkeit nachgegeben. Ich fuhr zusammen, die Gräfin schien das gar nicht zu bemerken, sondern fuhr ruhiger fort: nicht verschweigen will ich Ihnen, daß mein ganzes Wesen einem andern gehört, und ich daher auf eine ganz uneigennützige Tugend rechne, wie sie wohl kaum zu finden. Doch, — eben so wenig will ich läugnen, daß es unter gewissen Umständen möglich seyn würde, Ihnen den höchsten Lohn der Liebe zu gönnen, — und ich würde reich lohnen! — Ist nämlich jener, den ich im Herzen trage seit meiner Kindheit, nicht mehr unter den Lebendigen, so — Sie bemerken, daß ich, da ich dies auszusprechen vermag, mich selbst bis in das Innerste hinein geprüft habe, und daß meine Entschlüsse nicht von der jähen Aufregung eines entsetzlichen Augenblicks erzeugt wurden. Uebrigens weiß ich, daß Sie und ihr Freund die

Verhältnisse hier im Schloß mit der Exposition eines gewissen furchtbaren Trauerspiels verglichen haben. Es liegt darin etwas Seltsames, Verhängnißvolles.

Was um aller Welt willen der Gräfin sagen? — Welche Antwort lag im ganzen Reiche des Möglichen? — Die Gräfin riß mich aus der Verlegenheit, indem sie sehr ruhig sprach! Jetzt nichts weiter — verlassen Sie mich — wir sprechen weiter zur gelegenen Zeit. —

Schweigend küßte ich der Gräfin die Hand, und entfernte mich nach der Thüre. Da eilte die Gräfin mir nach, warf sich, wie in heller Liebesverzweiflung mir in die Arme, glühende Küsse brannten auf meinen Lippen, sie rief mit einem Ton, der meine Brust zerfleischte: rette mich! — Halb betäubt, bestürmt von den widersprechendsten Gefühlen, wurde es mir unmöglich, zu Euch zurückzukehren. Ich lief hinab in den Park. Es war mir, als habe ich das höchste Liebesglück gewonnen, als müßt' ich, rücksichtslos mich hinopfernd, thun, was die Gräfin geboten,

bis ich, ruhiger geworden, den Wahnsinn eines solchen verderblichen Unternehmens einsah. — Du hast bemerkt, daß Graf Franz mich, ehe wir in unser Zimmer hinaufgingen, bei Seite nahm, und heimlich mit mir redete. — Nun, nichts anders gab er mir zu verstehen, als daß er unterrichtet sey von der Neigung, die die Gräfin zu mir gefaßt. „Ihr," so sprach der Graf, „Ihr ganzes Wesen, Ihre ganze Art zu seyn, erfüllt mich mit dem unbedingtesten Zutrauen, darum darf ich Ihnen sagen, daß ich mehr ahne, als Sie wohl denken mögen. — Sie sprachen die Gräfin. — Hüten Sie sich vor Armidens sinnbethörender Verlockung — seltsam muß Ihnen das aus meinem Munde klingen; — doch, das ist eben der böse Fluch, der mich verfolgt, daß ich mir meines Wahnsinns bewußt bin, und mich nicht herauszureißen vermag aus dem heillosen Zustande, der mich verdirbt, und den ich dennoch zu lieben gezwungen." —

Du siehst, Freund Hartmann, daß ich mich jetzt hier in solch toller verwirrter Lage

befinde, die die schnelle Abreise unbedingt nothwendig macht."

Hartmann war nicht wenig erstaunt über alles das, was sich mit seinem Freunde Willibald begeben, und beide, nachdem sie noch manches über die Lage der Dinge auf dem Schlosse hin und her gesprochen, waren einstimmig der Meinung, daß sich hier wohl alles aus gewissen bedrohlichen Abgründen der menschlichen Natur entwickelt haben müsse.

Mit den ersten Strahlen der Sonne erwachten die Freunde aus dem Schlaf. Blüthendüfte hauchten durch das geöffnete Fenster, und draußen in Wald und Flur war alles Leben und Lust. Die Freunde beschlossen, noch vor dem Frühstück einen Gang durch den Park zu machen. Als sie nun in den entfernteren Theil kamen, der an den Forst gränzte, vernahmen sie ein eifriges Gespräch, und erblickten bald darauf den alten Daniel und einen großen stattlich gekleideten Mann, die gar wichtige Dinge abzuhandeln schienen. Endlich gab der Fremde dem Al-

ten ein kleines Papier und ging, von Daniel begleitet, waldeinwärts, wo in geringer Entfernung ein Jäger mit zwei Reitpferden stand. Beide, der Jäger und der Fremde, schwangen sich auf, und jagten in vollem Gallopp davon. Als Daniel zurückkehrte, stieß er gerade auf die Freunde. Er fuhr erschrocken zusammen, dann sprach er aber lächelnd: ei, ei, schon so früh auf, meine Herren. — Nun, da war eben der fremde Herr Graf hier, der unser Nachbar werden will. Er hat sich hier ein wenig umgesehen, ich habe ihn überall herumführen müssen. So wie er nun sein Schloß bezogen, will er einsprechen bei unserm gnädigen Herrn Grafen, und um gute freundliche Gastfreundschaft bitten. —

Auch dieser Fremde, das Erschrecken Daniels, wollte den mißtrauisch gewordenen Freunden gar bedenklich vorkommen.

Mit vieler Mühe errangen die Freunde vom alten Grafen das Versprechen, daß sie andern Morgens fortgeschafft werden sollten, dafür wollte er aber diesen Tag nicht aus ihrer Gesellschaft kommen. Das war, was

Willibald, der Amalien fürchtete wie ein scheues Kind, nur wünschen konnte. Der Morgen verging heiter und froh, als man sich bereitete, zur Tafel zu gehen, fehlte Gräfin Amalia. „Der Kopfschmerz wird sich wieder eingestellt haben," sprach der alte Graf verdrießlich. Da ging die Thüre auf, Gräfin Amalia trat herein, und den Freunden stockte der Athem. Auf das Köstlichste war sie in dunkelrothem Sammt gekleidet, ein funkelnder Gürtel umschloß fest den schlanken Leib, und eben solch ein prächtiger Schmuck erhöhte den Reiz des blendenden Nackens, während reiche Spitzen den schwellenden Busen nur halb verbargen. Die dunklen Locken waren mit Perlenschnüren und Myrthen durchflochten, Handschuhe und Fächer vollendeten den festlichen Putz. Sie strahlte in solchem Glanz der Schönheit, daß ein tiefes Schweigen von der Ueberraschung selbst derer zeugte, die sie wohl schon öfters so geschmückt gesehen.

„Mein Himmel, begann der alte Graf, was bedeutet das, Amalia, du bist ja ge-

schmückt, als sollest du, eine frohe Braut, vor den Altar treten."

„Bin ich denn keine glückliche Braut?" sprach Amalia mit einem unnennbaren Ausdruck, kniete nieder vor dem Grafen, und beugte ihr Haupt, als flehe sie um seinen Segen.

Ganz verklärt vor Freude hob der Graf sie auf, küßte sie auf die Stirne, und sprach dann: o Amalia, wäre es möglich? Franz — glücklicher Franz! — Graf Franz näherte sich mit wankendem Schritt. Man sah ihm die Angst des bangen Zweifels an. Amalia schauerte zusammen, dann ließ sie dem Grafen willig ihre Hand, die er mit feurigen Küssen bedeckte.

Bei der Tafel blieb sie still und ernst, wenig theilnehmend daran, was eben gesprochen, aber sichtlich weich gestimmt, und sich hinneigend den Worten Willibalds, der wie gewöhnlich ihr Nachbar, und dem übrigens zu Muthe war, als sitze er auf glühenden Kohlen. Seltsame Blicke warf Graf Franz herüber auf das Paar, und Willibald mußte

fürchten, daß Amaliens unerklärliches Beginnen, der wahnsinnige Gedanke, sich plötzlich als Braut zu schmücken, und ihm mehr Aufmerksamkeit zu beweisen, als jemals, noch einen argen Strich durch die Lebensrechnung machen, und zu einem heillosen Zweikampf nöthigen werde. — Es kam aber anders! — Als die Tafel aufgehoben, nahm sie Willibalds Arm und eilte, während die andern noch im Gespräch begriffen, so schnell von dannen, daß sie sich plötzlich in dem entfernten Zimmer mit Willibald allein befand. — Sie wankte, wollte niedersinken, da schloß Willibald sie in seine Arme, und außer sich selbst, ganz Liebeslust, drückte er heiße Küsse auf die schönsten Lippen: da lispelte die Gräfin: laß mich, o laß mich — entschieden ist mein Schicksal — du kamst zu spät — o wärst du früher gekommen — doch jetzt — o Gott!

Ein Thränenstrom stürzte ihr aus den Augen, und sie verließ das Zimmer in demselben Augenblick, als Graf Franz eintrat. Willibald rüstete sich, einen harten Auftritt

zu bestehen, und jeder Beleidigung des Eifersüchtigen mit dem Muth, mit der Kraft des Mannes zu begegnen. Doch nicht wenig verwundert war er, als der Graf in heftiger Bewegung auf ihn zutrat, und mit einem Ton, mit einem Blick, der genugsam davon zeugte, wie sein ganzes Innres zerrissen, fragte: so wie ich höre, reisen Sie morgen früh mit Ihrem Freunde ab? — Allerdings Herr Graf, erwiederte Willibald sehr ruhig und gelassen. Schon zu lange haben wir hier verweilt, und ein böses Verhängniß könnte uns ganz ohne unsere Schuld in manches verwickeln, das sich hier auf dem Schlosse zu großem Unheil gestalten möchte.

„Sie haben Recht, sprach der Graf tief gerührt, indem heiße Thränen aus seinen Augen perlten, Sie haben Recht mein Herr. — Nicht mehr darf ich Sie vor Armidens Zauberreize warnen. Rinaldo reißt sich los mit männlichem Muth! — Sie verstehen mich ganz. — Ich habe Sie beobachtet mit eifersüchtigem Mißtrauen — ich spreche Sie frei von aller Schuld — o! — wäre es denn

eine Schuld gewesen — doch still, nichts mehr davon. So viel ist gewiß, daß irgend ein unheilschwangres Geheimniß waltet, aber die Kunst der Hölle gehört dazu, es zu errathen. —

Die übrige Gesellschaft versammelte sich. Der Geistliche wurde abgerufen. Als er wieder kam, sprach er leise mit dem alten Grafen, dieser erwiederte halb laut: sie ist eine überspannte Närrin, man lasse sie gehen! — Die Freunde erfuhren nachher von dem Geistlichen, daß Amalia seinen Zuspruch verlangt, und ihm allerlei seltsame Zweifel über die Sünde, ewige Strafen u. s. w. aufgeworfen, dann, als er ihr unruhiges ganz verstörtes Gemüth beschwichtigt, so gut, als er es vermocht, aber erklärt, wie sie sich durchaus krank fühle, und den ganzen Abend in ihrem Zimmer eingeschlossen bleiben werde. — Des Abschieds der Freunde halber floß der edle Wein noch reichlicher, als sonst, und ließ die schwärmerische Amalia vergessen sammt ihrer Krankheit, die, wie der alte Graf aus Erfahrung wissen wollte, auf lee-

rer Einbildung beruhe. Alles, vorzüglich Willibald, der sich bei dem Gedanken der nahen Abreise aller Sorge entnommen, und so leicht und froh fühlte, wie ein freigelassener Vogel, war und blieb bei der heitersten und unbefangensten Laune. Ja, der Scherz stieg beinahe bis zur Ausgelassenheit, der Wundarzt hörte nicht auf, um gnädige Verzeihung zu bitten seines Lachens halber, und wollte immer wieder dazwischen fragen, ob denn die gnädige Gräfin heute wirklich getraut worden? Der Geistliche schnitt ihm dann aber gleich das Wort ab, und es war possierlich genug anzuschauen, wie er ganz verblüfft da saß mit offnem Munde, und gar nicht begreifen konnte, warum er nichts wissen solle von der Hochzeit, die seines Bedünkens gefeiert würde, wiewohl im Stillen ohne Braut. — Nur Graf Franz schien von bösen Ahnungen gepeinigt in steter Unruhe. Bald verließ er den Garten-Saal, in dem man versammelt, bald kehrte er wieder zurück, sah aus dem Fenster, trat vor die Thüre ꝛc. Man trennte sich in später Nacht.

Andern Morgens vernahmen die Freunde ein ungewöhnliches Hin = und Herlaufen im Schlosse, Stimmen durcheinander, Waffengeräusch u. s. w. Sie traten an das Fenster und sahen, wie eben Graf Franz bewaffnet an der Spitze der Jäger fortsprengte. Der Diener, der sonst jeden Morgen hinauf kam mit dem Frühstück, blieb aus. Irgend ein bedrohliches Ereigniß ahnend, stiegen die Freunde herab. Sie begegneten lauter blassen verstörten Gesichtern, niemand stand Rede.

Endlich gewahrten sie den Geistlichen, der aus den Zimmern des alten Grafen trat. Von ihm erfuhren sie alles. — Gräfin Amalia war spurlos verschwunden! — Als sie des Morgens nicht, wie sie sonst zu thun pflegte, dem Kammermädchen klingelte, ging diese nach ihrem Zimmer. Sie fand die Thüre verschlossen, und da sie auf alles Klopfen, auf alles Rufen keine Antwort erhielt, gerieth sie in große Angst und Besorgniß. Sie lief herab, schrie laut, daß Gräfin Amalia todt sey, oder wenigstens in tiefer Ohnmacht liege, und bald war das ganze Schloß

ver=

versammelt vor dem Zimmer der Gräfin. Man stieß die Thüre ein, Amalia war entflohen, entflohen in demselben prächtigen Anzuge, den sie Tages vorher getragen. Sie hatte sich nicht entkleiden lassen, und es selbst nicht gethan, da man sonst den Anzug im Zimmer hätte finden müssen. — Auf dem Marmortisch vor dem Spiegel lag ein kleiner Zettel, auf dem die wenigen Worte von Amaliens Hand standen: „die Braut eilt in die Arme des Bräutigams.“

Ganz unbegreiflich schien es, wie Amalia hatte unbemerkt entfliehen können. Bei Tage war das ganz unmöglich, da sich innerhalb und außerhalb dem Schlosse eine Menge Menschen bewegten, die gewiß die Gräfin, noch dazu in ihrem ungewöhnlichen reichen Anzuge, bemerkt haben würden. Floh die Gräfin zur Nachtzeit, so war es wieder nicht zu erklären, wie sie aus dem Schlosse hatte kommen können, dessen Thor man am Morgen fest verschlossen fand. An eine Flucht durch das Fenster war bei der beträchtlichen Höhe des Stocks, in dem sich der Gräfin

Zimmer befand, nicht zu denken. Offenbar mußte irgend jemand im Schlosse der Gräfin zur Flucht behülflich gewesen seyn.

Hartmann erzählte nun, wie sie am gestrigen Morgen im Park den alten Daniel mit einem Fremden eifrig sprechend getroffen hätten, der dann rasch waldeinwärts fortgesprengt.

Der Geistliche wurde sehr aufmerksam, ließ sich die Gestalt des Fremden, seinen Gang, sein ganzes Wesen auf das Genaueste beschreiben, und versank in tiefes Nachdenken. „Es ist, sprach er dann halb leise, es ist ein schwarzer Argwohn, der in mir aufkeimen will — sollte dieser alte Diener — Muster der Redlichkeit — sollte jener Verruchte selbst. — Nein es ist nicht möglich! — Und doch — die Beschreibung des Fremden — das Gespräch mit Daniel in einer Tageszeit, wo er sich ganz unbeobachtet glauben konnte. — Nun! — bald klärt sich ja alles auf. Ist Graf Franz so glücklich, die Gräfin aufzufinden, sie zurück zu bringen —

Das, rief Willibald lebhaft, das wolle

Gott verhüten! Mag Graf Franz die Gräfin für todt, für ewig verloren halten. Den durchbohrendsten Gram lindert die Zeit und selbst der Tod, der unüberwindliche Leiden endigt, ist Wohlthat für den, dessen Inneres irgend eine heillose Gestaltung des Lebens zerreißt mit namenloser Quaal. Mag das entsetzliche Verhältniß, der Kampf der brünstigsten Liebe und des tiefsten Abscheues aus derselben unreinen Flamme roher Sinnlichkeit geboren, mag dieser furchtbare Kampf, in dem das Edelste untergeht, nie mehr dieses Haus verstören! —

Ach, sprach der Geistliche, indem er die Augen gen Himmel hob, ach es ist wohl dem so, ich kann Ihnen nicht widersprechen.

Die Freunde bestanden darauf, nun ohne weiteres auf der Stelle abzureisen. Der Geistliche versprach, für Pferde zu sorgen, da alles in Verwirrung, und hielt Wort. Nach einer halben Stunde stand der gepackte Reisewagen vor der Thüre.

Der alte Graf hatte durch den Geistlichen den Freunden ein herzliches Lebewohl

sagen lassen, da er sich außer Stande fühle, sie mündlich zu sprechen.

Als indessen die Freunde im Begriff waren, in den Wagen zu steigen, trat der alte Graf aus der Thüre. Stolz trug er sein Haupt erhoben, veredelt schienen die Züge seines Antlitzes, fester war sein Schritt. Ueberwunden hatte er den jähen Schmerz, und nun konnte das Leid neu seinen heldenmüthigen Geist nur beleben mit neuer Kraft.

Er umarmte die Freunde herzlich, und sprach dann mit der ernsten Würde des in sich abgeschlossenen Mannes: Ihre Erscheinung war der letzte Lichtpunkt in meinem Leben, Amaliens Flucht der erste Schlag des Wetters, das nun über mein Haus einbricht, und es vernichtet. Im Alter, wenn das Feuer der Fantasie erloschen, gelten Ahnungen mehr, als in der Jugend. — Haben Sie Dank für die heitern Augenblicke, die Ihr frischer lebensmuthiger Geist mir gewährte. Beten Sie, daß der Herr bald vollende, was er über mich beschlossen.

Der Graf drückte schnell eine Thräne

aus dem Auge, als er von den Freunden schied, und auch diese verließen das Schloß in der tiefsten Rührung.

Mitten im nahen Walde trafen sie auf einen Trupp gräflicher Jäger, die auf einer von Baumzweigen geflochtenen Bahre den Grafen Franz nach dem Schlosse brachten. Ein Schuß, der ganz unerwartet aus dem dichten Gebüsche fiel, hatte ihn in die Brust getroffen: er schien rettungslos verloren. — O fort — fort von diesem Schauplatz des Jammers!

So riefen die Freunde, und rasch ging es weiter.

Zwei Briefe.

Mehrere Jahren waren verflossen. Hartmann, in seiner diplomatischen Laufbahn vorgerückt, ging in Aufträgen seiner Obern nach Rom, und dann nach Neapel. Von hier aus erhielt Willibald, der in Berlin zurückgeblieben, einen Brief folgenden Inhalts:

Hartmann an Willibald.

Neapel, den ....

Ich schreibe Dir, mein theuerster Willibald, in der vollsten Bewegung meiner ganzen Seele! — An einen Moment in unserm Leben bin ich erinnert worden, der Dich so erfaßte, daß Du lange nicht das seltsame Gefühl von Lust und Schmerz, von Liebe und Verachtung verwinden konntest. — Doch ohne weitere Vorrede zur Sache.

Gestern besuchte ich den reizendsten romantischsten Punkt dieser Gegend, nämlich das Kamaldulenser-Kloster in der Nähe des Posilippo.

Der Prior war artig genug, mich an einen Mönch zu weisen, der ein Deutscher war, und den er vom Gelübde des Schweigens dispensirte.

Je länger der Mönch mit mir sprach, desto bekannter wurde mir der Ton seiner Stimme, und auch in den Zügen seines würdigen Antlitzes lag etwas Bekanntes schon Gesehenes, das nur der lange weiße Bart zweifelhaft zu machen schien. Der Mönch

betrachtete mich mit einer forschenden Aufmerksamkeit, die offenbar zeigte, daß auch ich ihm bekannt vorkam.

Endlich erwähnte ich, als der Mönch mich fragte, ob ich zum erstenmal in Italien sey, unserer Reise von Berlin über Prag und Wien nach Mailand. — So, rief der Mönch, so täuscht mich doch wohl nicht die Erinnerung, die mir gleich zu Sinn kommen wollte, als ich Sie nur erblickte. — Wir sahen uns schon in Böhmen auf dem Schlosse des Grafen Maximilian von C. —

Der Mönch war kein anderer als jener würdige Geistliche, der Schloßkapellan des Grafen von C., und du kannst denken, wie mir mit einem Zauberschlage das helle lebendige Bild jener verhängnißvollen Momente auf dem Schlosse vor Augen trat. Eifrig bat ich den Mönch, mir zu sagen, wie sich fernerhin alles begeben, und meinte, daß, führe mich meine Rückreise durch Böhmen, ich gewiß die Gastfreundschaft des alten Grafen, sey er noch am Leben, zum zweiten Mal in Anspruch nehmen werde. — „Ach,“ sprach

der Mönch, indem er den thränenschweren Blick zum Himmel richtete, „ach! — alles ist dahin! — verschwunden alle Pracht und Herrlichkeit! — Das Geflügel der Nacht nistet in den Ruinen, wo sonst Freiheit thronte, und Gastfreundschaft in schimmernden Prunkgemächern! —"

Geahnt haben wir wohl beide den Untergang der von verhängnißvollen Geheimnissen bedrohten Familie; höre indessen, wie nach der Erzählung des Mönchs sich alles begeben.

Graf Maximilian behielt die Fassung des männlich starken Geistes, als ihm der auf den Tod verwundete Sohn gebracht wurde, und diesen Muth lohnte der Ausspruch des Wundarztes, der, nachdem er mit dem Geschick des vollendeten Meisters die Kugel herausgebracht, erklärte, daß die Verwundung allerdings sehr gefahrvoll, Rettung indessen nicht nur möglich, sondern, käme nicht irgend ein anderes Uebel hinzu, mit vieler Wahrscheinlichkeit vorauszusehen sey. Daß die Büchsenkugel nicht die Brust des Grafen

durchbohrt, was sonst bei der Richtung des Schusses ein Wunder zu nennen, ließ den Wundarzt vermuthen, daß der Mörder in gar beträchtlicher Ferne geschossen. Daraus ließ sich denn auch erklären, daß der Mörder Zeit genug gehabt hatte, zu entfliehen, da die Jäger, so sorgsam sie auch den ganzen Wald durchstreiften, doch nicht eine einzige verdächtige Person antrafen. Ueberhaupt schien jenes Raubgesindel, das die ganze Gegend ringsumher unsicher machte, nach der Niederlage, die es zuletzt erlitten, sich wieder über die Gränze zurückgezogen zu haben, denn man hörte durchaus nichts mehr von den kühnen Raubstreichen, die sonst beinahe jeden Tages vorgefallen.

Der Wundarzt hatte die Verwundung des Grafen ganz richtig beurtheilt. Sehr bald war er außer aller Gefahr, und die sanfte Trauer, die tiefe Schwermuth, die sein Gemüth erfüllte, hatte seinen in Feuer und Flamme aufsprühenden Geist gebrochen, und war eben deshalb seiner völligen Genesung zuträglich. Beide, der alte Graf und Graf

Franz, hatten Amalia, die wie durch Zauberei spurlos verschwunden, ganz aufgegeben. Sie durften nicht einmal irgend eine Vermuthung wagen, wohin, mit welcher Hülfsleistung sie entflohen. Alles nur irgend Denkbare wurde bei näherer Beleuchtung zum leeren Hirngespinnst, und so war es auch unmöglich, irgend eine Maßregel zu ersinnen, die dahin hätte führen können, die Spur der Entflohenen zu finden und zu verfolgen. — Die Stille des Grabes herrschte nun in dem Schlosse, und nur vorübergehende helle Augenblicke, die der Geistliche manchmal herbeizuführen wußte, unterbrachen die tiefe Trauer, in die beide, Vater und Sohn, versunken. Nur der Trost, den die Kirche zu spenden vermag, stärkte den alten Grafen, als der entsetzliche Schlag ihn traf, den abzuwenden Graf Franz sich vergebens bemüht hatte. Graf Maximilian erfuhr durch Zufall, daß sein Sohn Carl wirklich vor mehrerer Zeit als Haupt einer Räuberbande im Elsaß eingefangen, und zur Hinrichtung verurtheilt, aber von seinen Spießgesellen, die das Ge-

fängniß, worin er eingeschlossen, erbrachen, indessen mit Gewalt befreit worden war. — Sein Name wurde an den Galgen geschlagen. Er hatte seinen Familiennamen richtig angegeben, man ließ jedoch den Grafentitel hinweg. —

Schlaflos lag Graf Maximilian in einer Nacht, gequält von dem Gedanken, in welche Schmach der heillose Sohn die würdigste Familie, die ihre Abstammung von Königen herleitete, versenkt, und wie Amaliens verbrecherischer Wahnsinn auch den letzten Funken jeder Hoffnung irgend eines irdischen Wohls verlöscht. Da vernahm er leise Tritte vor den Fenstern des Schlosses, und dann war es, als würde die Hauptthüre behutsam geöffnet. Dann wurde alles still, bald ließ sich aber, wie aus der untersten Tiefe herauf, ein seltsames klirrendes Getön hören, als würden Eisen gehandhabt. — Der Graf zog an der Glocke, die hineinging in Daniels, von des Grafen Schlafgemach nicht weit entfernte Kammer. Doch der Graf mochte klingeln so viel er wollte, kein Daniel er-

schien. Da stand der Graf auf, warf sich in die Kleider, zündete am Nachtlicht eine Kerze an, und stieg herab, um selbst die Ursache des Geräusches zu erforschen. In Daniels Kammer schaute er vorbeigehend hinein, und überzeugte sich, daß Daniel, da das Bett unberührt, sich noch gar nicht niedergelegt hatte. Als der Graf in den geräumigen Säulenflur trat, gewahrte er wie ein Mensch schnell zum Portal herauswischte. — Rechts und links war eine Reihe Zimmer gelegen, in die man aus dem Säulenflur hineintrat. Die Reihe an der rechten Seite endigte mit einem kleinen gewölbten Kabinett, dessen Thüre von starkem Eisen war, so wie vor dem einzigen Fenster sich ein starkes Gitterwerk befand. Mitten in dem steinernen Boden dieses Kabinets war eine eiserne Fallthüre mit starken eisernen Querbänden angebracht. Sie führte hinab in ein sehr tiefes Gewölbe, wo der bedeutende in gemünztem Golde, in prächtigen goldnen und silbernen Geräthschaften, in Juwelen und andern Kleinodien bestehende Familienschatz aufbewahrt

wurde. Die Thüre des ersten Zimmers an dieser rechten Seite stand offen, der Graf trat schnell hinein, durchschritt die ganze Reihe, und ihm stockte der Athem, als er die Thür des letzten Kabinetts ohne Gewalt geöffnet fand. Behutsam trat der Graf hinein. „Wartet nur noch etwas. Es ist eine verwünschte Arbeit, aber ich werde gleich fertig seyn.“ So sprach leise der Mensch, der auf der Fallthüre kniete, und emsig an den eisernen Querbänden feilte.

„Heda!“ rief der Graf mit starker Stimme. Da fuhr der Mensch erschrocken auf, und wandte sich um. — Es war Daniel. Geisterbleich starrte Daniel den Grafen an, und dieser ihn, getroffen von dem Blitzesschlag der entsetzlichsten Ueberraschung.

„Verruchter Hund,“ brach endlich der Graf los, „was machst du da?“

Krampfhaft zuckte Daniel zusammen, indem er mit bebenden Lippen lallte: „— ge = rech = tes E = r = bth = e = il selbst. —“ — Als nun aber der Graf näher trat, da raffte er ein Brecheisen von der Erde auf, und hielt

es dem Grafen drohend entgegen. „Fort mit dir, Bestie, die ich gehegt und gepflegt! — Grauer heuchlerischer Bösewicht!“ So rief der Graf in aufflammendem Zorn, packte, mächtig und stark wie er noch war, seiner hohen Jahre unerachtet, den Alten bei der Gurgel, und schleppte ihn durch die Gemächer bis in den Flur, wo er die Schloßglocke stark anzog. Aufgeschreckt aus dem Schlaf strömte alles herbei, um ein Schauspiel zu sehen, von dem jeder erstarrte. „Schließt ihn in Ketten, und schmeißt ihn in den Thurm!“ rief der Graf der Dienerschaft zu. Doch so wie sie den Alten, der entstellt, lautlos mehr an der Faust des Grafen hing als stand, packen wollten, mußten sie auf den Wink des Grafen einhalten. Er schien einige Augenblicke auf einen Entschluß zu sinnen. Dann sprach er mit ruhiger ernster Größe: „werft den alten Bösewicht zum Schlosse heraus, und läßt er sich wieder sehen, so hetzt ihn fort mit Hunden!“ —

Es geschah, wie der Graf geboten.

Die sichtbaren Spuren dessen, was sich

begeben, überhoben den Grafen der Mühe einer weitläuftigen Erzählung, in zwei Worten wußte die Dienerschaft alles.

Man vermißte in dem Augenblicke zwei der treusten Jäger des Grafen, Paul und Andres. Schon hegte der alte Graf den Argwohn, daß auch sie ihn getäuscht hätten auf die schwärzeste Weise, daß auch sie Theil hätten an Daniels unternommener verbrecherischer That, als sie am frühen Morgen, mit Staub und Schweiß bedeckt, zum Schloßthor hinein sprengten.

Während die andern den ertappten Bösewicht anstarrten, waren sie schnell auf den Hof gelaufen, weil sie Pferdegetrappel zu vernehmen glaubten. In der That gewahrten sie auch im Schimmer der Nacht einen leeren von zwei Reutern begleiteten Wagen, der in geringer Entfernung nicht gar zu schnell sich fortbewegte. Eilig sattelten sie nun ihre Pferde, nahmen Büchse und Hirschfänger, und sprengten dem Wagen nach. So wie sich die Reuter, die den Wagen begleiteten, verfolgt sahen, spornten sie die

Pferde an, und fort ging es in gestrecktem Gallopp. Der Morgen war angebrochen, als an einer tiefen Schlucht Wagen und Reuter plötzlich den Jägern aus den Augen verschwanden, während aus dem dicken Gebüsch mehrere Schüsse fielen. Dies nöthigte die Jäger, die sich von einer ihnen überlegenen Bande umringt glauben mußten, zur schnellen Rückkehr.

Nur zu gewiß schien es, daß der alte Daniel in Einverständniß getreten war mit Bösewichtern, die es auf die Beraubung des Grafen abgesehen hatten. Und doch blieb es dem Grafen, blieb es allen ein unerklärliches Räthsel, wie es geschehen konnte, daß ein so alter, wenigstens dem Anscheine nach, der Familie so treu ergebener Diener, als Daniel, sich hätte zu solchem Verbrechen verführen lassen können. Nur der Geistliche meinte, daß oft, wenn er Daniel unbemerkt beobachtet, sich ihm wohl Spuren eines zerrissenen, mit sich und aller Welt unzufriedenen Gemüths gezeigt, und daß er in der letzten Zeit den Alten sogar in heftiger Aufwallung ge-

gen

gen einen Cameraden äußern gehört: der Herr habe nichts von dem gehalten, was er ihm versprochen, wenn er so lange gedient haben würde als jetzt, und der Herr sey überhaupt sehr strenge und hart, und lediglich selbst Schuld an dem Unglück des ältesten Herrn Grafen.

„Der Undankbare," sprach der alte Graf, „o! der Undankbare! Vermehrt habe ich sein Gehalt bis über das Doppelte, ihn gehalten nicht wie meinen Diener, sondern wie meinen Freund. Aber durch Wohlthaten der Art werden gemeine Naturen nur übermüthig, und man entfremdet sie sich, statt sie fester an sich zu ziehen. — Nun wird es mir klar, daß alles das, was ich für gutmüthige Einfalt hielt, das innere Wohlbehagen an den Streichen war, die nur einem tief verderbten Gemüth zu Gebote stehen. Mit Affenliebe hing der Bösewicht an dem, den ich verwerfen mußte mit empörtem Herzen. — Bei allen Bosheiten, die er schon als Knabe beging hier auf dem Schlosse, war der Alte Helfershelfer, indessen wie ge-

sagt, ich schrieb das eben einer dummen Gutmüthigkeit zu, die der Knabe, welcher schon damals eine Gewalt über die Menschen übte, die mir Entsetzen erregte, leicht zu übertölpeln wußte. — Oft konnte der Alte seinen Mißmuth nicht bergen, wenn ich der heillosen Verschwendung jenes Verworfenen Einhalt thun mußte, und in der tiefsten Ehrfurcht, in der treuesten Anhänglichkeit, die er mir dann doppelt zu erweisen sich bemühte, sehe ich jetzt die Bestrebungen der durchdachtesten schwärzesten Heuchelei.“ — Es bemerkte ferner der Geistliche, wie es nun wohl mit höchster Wahrscheinlichkeit anzunehmen sey, daß Daniel Amaliens Flucht befördert habe. Sehr leicht konnte Daniel sich die Schlüssel des Portals und des äußern Schloßthors verschaffen, sehr leicht konnte er unter irgend einem Vorwande die etwa lästige Dienerschaft, von der einer Amalien auf dem Wege aus ihrem Zimmer herab, durch Hausthüre und Thor hinaus ins Freie hätte bemerken können, entfernen, und so das bewerkstelligt werden, was ohne Hülfe eines solchen ver-

trauten Dieners unmöglich gewesen. Der Geistliche gedachte ferner der Zusammenkunft Daniels mit einem fremden Mann im Park zur ungewöhnlichen Frühstunde, und der seltsamen Ahnung, die ihn damals ergriffen. Er schloß damit, daß es doch besser gewesen seyn würde, den alten Bösewicht einzusperren, um durch seine Geständnisse volles Licht in der Sache zu erhalten.

Eben, sprach der Graf mit entschiedenem Ernst, eben dieses Licht scheue ich, und flehe zu dem Allmächtigen, daß forthin alles in tiefe Nacht versunken bleiben möge. Eine innere Stimme sagt mir, daß jenes Licht der Blitz seyn würde, der mein Haupt, meinen Stamm zerschmettert. —

Nach dem, was den beiden Jägern bei der Verfolgung des wahrscheinlich zur Fortschaffung des geraubten Familienschatzes abgesendeten Wagens, und der beiden Reuter begegnete, war es gewiß, daß der Wald wieder voll Raubgesindel steckte. Allerlei fremde Leute ließen sich auch in den Dörfern, ja ganz in der Nähe des Schlosses sehen, die

sich zwar durch Pässe bald als verabschiedete Soldaten, bald als Laboranten, bald als herumziehende Krämer u. s. w. auswiesen, deren ganzes Ansehen aber verdächtig genug war, um ihnen ein ganz anderes schlimmes Gewerbe zuzutrauen.

Dem unerachtet blieb lange Zeit hindurch alles ruhig, bis endlich wieder das Gerücht ging von verübten Räubereien in der Gegend von Potschatek, so wie auch die Nachricht kam, daß sich, troß der Wachsamkeit der aufgestellten Posten, eine große Zigeunerbande über die mährische Gränze hinein ins Land gezogen haben solle.

Andres, einer von den Jägern, die damals die Räuber verfolgt hatten, bestätigte diese Nachricht. Er hatte dicht an der Schlucht, in die damals der Wagen mit den Reutern verschwand, einen wiewohl nicht starken Zigeunertrupp bemerkt, Männer, Weiber, Kinder, denen aber auch noch andere beigesellt.

Gewiß war es, daß eine neue Bande sich sammelte, und rathsam war es, sie im

Entstehen zu vertilgen. Die Jäger der nächsten Reviere in der Herrschaft wurden aufgeboten, und schon in der folgenden Nacht setzte sich Graf Franz, von innerem unwiderstehlichem Drange getrieben, an ihre Spitze, um das Gesindel zu überfallen und zu vertilgen.

Schon aus der Ferne leuchtete ein dicht am Rande der Schlucht hoch aufloderndes Feuer.

Graf Franz schlich leise mit seinen Jägern heran, und sie gewahrten einen Trupp von zwölf bis funfzehn Zigeunerweibern und Mädchen mit mehreren Kindern. Es wurde gekocht und gebraten, gesungen und getanzt, während ungefähr sechs Männer, auf ihre Büchsen gestützt, den Trupp zu bewachen schienen. Plötzlich stürzten die Jäger mit lautem Geschrei auf sie ein, da ergriffen aber auch Weiber und Mädchen die geladenen Büchsen, und schossen, gleich den Männern, auf die Jäger, die indessen, von dem Gebüsch begünstigt, besser trafen, so daß, während kein einziger von ihnen verwundet wurde, vier von den Männern, und mehrere von

den Weibern niederstürzten, die andern verschwanden in der Schlucht.

Als nun die Jäger auf dem Kampfplatz untersuchten, wer von den Gestürzten vielleicht nur verwundet, erhob sich eine dicht verschleierte Gestalt vom Boden, und wollte entfliehen. Graf Franz trat ihr entgegen. Laut aufkreischend wollte bei seinem Anblick das Weib niedersinken. Ein Jäger hielt sie in seinen Armen aufrecht, indem er den Schleier lüftete, der ihr Antlitz bedeckte. — Als sähe er ein entsetzliches Gespenst, starrte der Graf die Entschleierte an! — Es war Amalia! — In dem Augenblick riß sie sich mit der Kraft der wüthendsten Verzweiflung aus den Armen des Jägers, zog plötzlich ein großes Messer hervor, und stürzte auf den Grafen los! — Der Förster, der neben ihm stand, umfaßte die Wahnsinnige, entwaffnete sie, und sprach, während sie von den Jägern festgehalten wurde, mit wehmüthigem Tone zum Grafen: was sollen wir thun? — Was ist zu thun möglich? — Da war es, als erwachte der Graf nun erst aus krampfhafter

Erstarrung; er rief mit wildem furchtbaren Ton: binden, — nach dem Schlosse bringen! schwang sich auf das Pferd, das die Jäger herbeigebracht, und jagte fort durch den Wald.

„Verworfenes Geschöpf! also zu Mördern und Dieben flohst du aus dem Hause des Vaters, aus den Armen der Liebe. Nein — nicht noch mehr Schmach sollst du über dieses greise Haupt bringen, Klostermauern sollen dich und deinen verbrecherischen Wahnsinn verbergen vor der Welt!" So rief der alte Graf in dem Ingrimm der tiefsten Empörung, als Amalia vor ihn gebracht wurde. Doch athmete diese nicht, für kein lebendes Wesen war sie zu achten. Auch nicht die leiseste Bewegung ihres Antlitzes, nicht das kleinste Zucken des Mundes, nicht ein Blick der todesstarren Augen bewies, daß sie etwas vernahm oder gewahrte, was gesprochen wurde, oder was sich begab. Kein Laut kam über ihre Lippen. Führte man sie, so ging sie, ließ man sie stehen, so stand sie; sie glich durchaus einem Automat. Der Graf ließ

sie in ein entferntes einsames Zimmer sperren, und gedachte sie in wenigen Tagen nach einem entfernt gelegenen Kloster fortschaffen zu können.

Vergebens bemühte sich der Geistliche, Amalien zum Reden zu bewegen. Sie beharrte in ihrem Schweigen; und eben so wenig gelang es, ihr Speise und Trank einzunöthigen. Beide, der Geistliche und der Wundarzt, stimmten darin überein, daß Amaliens Zustand keineswegs physische Krankheit, vielmehr psychisch angestrengter Wille sey, und daß sie zu sterben beschlossen. —

Graf Franz war ruhiger und gefaßter, als man es hätte erwarten sollen, er schien sich dem dunkel waltenden Verhängniß ganz ergeben zu haben, und nichts mehr zu fürchten, nichts mehr zu hoffen. —

In der vierten Nacht darauf, nachdem sich dieses begeben, brach endlich das furchtbare Wetter los, welches das Stammhaus der edlen Grafen von C. vernichtete. —

Gerade um die Mitternachtstunde, als alles auf dem Schlosse in tiefem Schlafe lag,

wurde das Schloßthor gesprengt, und hinein unter wildem Mordgeschrei drang die Räuberhorde, schoß in die Fenster, erbrach die Thüren, ermordete die einzeln herbeieilenden Diener. — Kaum hatte Graf Franz seine Pistolen geladen, als er die Räuber schon in den Gemächern neben seinem Schlafgemach toben, und seinen Namen rufen hörte. Er hielt sich für verloren. Doch — das Fenster seines Schlafgemachs ging nach dem Garten heraus, an der Mauer war ein Spalier befindlich, an diesem Spalier schwang er sich herab, und rannte in der finstern Nacht nach dem Försterhause, dessen Fenstern ihm aus der Ferne entgegen leuchteten. Freudige Hoffnung beflügelte seine Schritte; als er ankam, fand er die Jäger schon im Aufbruch, während schauerlich das dumpfe Sturmgeläute von den Dörfern herüber klang. Der Förster hatte das starke Schießen von der Gegend des Schlosses her gehört, hellen Fakkelschein gesehen, den Räuberanfall vermuthet und sogleich Lärm gemacht. — Rasch ging's nun nach dem Schlosse. — So wie der Haupt-

mann der Horde, den eine majestätische Gestalt, ein stolzes Ansehn auszeichnete, in das Zimmer des alten Grafen trat, drückte dieser ein Pistol auf ihn ab und fehlte. Er wollte das zweite abdrücken, doch laut aufkreischend: — Carl! Carl! hier bin ich — hier ist dein Weib! — stürzte Amalie herbei und in des Räubers Arme. —

Das Pistol fiel dem alten Grafen aus der Hand, entsetzt schrie er auf: „Carl — Sohn!“ —

Da trat der Räuber mit frechem verhöhnendem Stolz vor ihn hin, und sprach: Ja! — der Sohn, den du verstießest, muß so von dir sein Erbe fordern, du grauer Sünder. —

„Verruchter Bösewicht!“ schrie der Graf schäumend vor Zorn.

Schweige, sprach der Räuber, ich weiß wer ich bin, und wie ich es geworden! Was säetest du in verderblicher Brust giftiges Unkraut, und wunderst dich nun, daß Unkraut aufgegangen und keine Blumen? — Verführtest du nicht meine Mutter? — Gab sie

nicht mit Abscheu dir die Hand, die du dem Heißgeliebten entrissest? — Und dir zum Trotz will ich herrschen auf meinem blutigen Räuberthron mit dieser, die mich liebt, wie niemals dein Weib dich geliebt hat, und die du verkuppeln wolltest. —

„Ausgeburt der Hölle!“ schrie der Graf, und faßte Amalien, um sie fortzureißen von der Brust des Räubers. Da rief dieser aber mit entsetzlicher Stimme: die Hand weg von meinem Weibe! und schwang den gezogenen Säbel drohend über des Vaters Haupt. — Das war der Augenblick, als Graf Franz glücklich mit den Jägern durchgedrungen herbei rannte, des Vaters Gefahr sah, anlegte, schoß. — Mit zerschmettertem Haupt stürzte der Räuber zur Erde. „Es ist dein Bruder Carl!“ kreischte der alte Graf, und sank leblos hin neben dem Getödteten! — In dumpfer Betäubung, wie vom Blitz gelähmt, starrte Graf Franz die Todten an. —

Blut floß in den Gängen des Schlosses. Kein einziger von den Dienern des Grafen war, der nicht schwer verwundet da

lag, oder todt. Auch den braven Wundarzt fand man auf dem Flur mit vielen Stichen ermordet, nicht weit von ihm lag aber auch der verruchte Daniel mit zerschmettertem Haupte. Von den Räubern entkam keiner. Die, welche im Schlosse nicht von den Jägern getödtet wurden, und sich durch die Flucht retten wollten, fielen den bewaffneten Bauern, die in Schaaren herbeigezogen, in die Hände.

Noch während des Gefechts, als sie sich verloren sahen, hatten die Bösewichter das Schloß in Brand gesteckt, das nun an allen Ecken in Flammen aufloderte.

Mit Mühe rettete man den alten nur ohnmächtigen Grafen, so wie den in völlige Apathie versunkenen Grafen Franz aus dem Feuer, das, da ihm zu steuern unmöglich, das ganze Schloß bis auf den Grund verheerte. — Amalia war nirgends zu finden, man glaubte, sie sey in den Flamwen umgekommen.

Graf Maximiiian starb wenige Tage darauf in den Armen des Geistlichen, der

dann den Ort des Schreckens verließ, und sich zu den Camaldulensern in Neapel begab.

Graf Franz wandte mittelst einer gerichtlichen Schenkung die Herrschaft einem armen hoffnungsvollen Jüngling zu, der zu einem Zweige der gräflichen Familie gehörte. Er selbst verließ mit einer geringen Summe das Land, und wahrscheinlich änderte er seinen Namen, da man nichts weiter von ihm gehört hat.

Dem Zartgefühl des neuen Herrn macht es Ehre, daß er da nicht hausen wollte, wo sich das Entsetzliche begab. Das neue Schloß wurde an dem andern Ufer der Moldau erbaut. — —

Es ist mir ganz unmöglich, nach der Erzählung des Mönchs, noch von mir, von andern Dingen zu sprechen, du wirst das selbst fühlen, mein Willibald, daher für heute nichts weiter, ꝛc.

Willibald an Hartmann.

Töplitz, den . . . . . .

Ich kann, ich darf es dir nicht sagen, welchen Eindruck Dein Brief auf mich gemacht hat! — Verhängnißvoll ist es zu nennen, daß Du in einem fernen fremden Lande den Geistlichen aus jenem Schlosse trafst, Verhängnißvolleres war mir vorbehalten! — In wenigen Worten erfährst Du alles. —

Gestern früh machte ich hier, — warum ich in Töplitz bin, frägst Du? — Nein! — mein gewöhnliches Rheuma, das mir die Glieder lähmt, vorzüglich aber meine fatale, alle Geisteskraft hemmende — Hypochondrie, ja so nennen es die Aerzte, unerachtet mir der Name verhaßt ist, und für meinen Zustand auch gar nicht zu passen scheint; ja das alles hat mich hergebracht. Also, gestern früh, da ich mich ungewöhnlich frisch und stark fühlte, unternahm ich eine weitere Ausflucht als gewöhnlich. Ich war in eine wildverwachsene Bergschlucht gerathen, da gewahrte ich plötzlich ein Frauenzimmer von hoher schlanker jugendlicher Gestalt, in einem

schwarzseidenen mit Sammtborten, nach altdeutscher Art zugeschnittenem Kleide und einem sehr zierlichen reichen Spitzenkragen, das wenige Schritte vor mir herwandelte. Die Erscheinung einer einsamen, sauber gekleideten Dame hier in der öden Wildniß, hatte in der That etwas sehr Seltsames. Ich dachte, hier sey es wohl nicht unschicklich sie anzureden, und eilte ihr nach. Dicht hinter ihr war ich schon, als sie sich umschaute. Ich bebte erschrocken zurück, sie floh, laut aufkreischend, ins Gebüsch, und war in einem Moment verschwunden. — Nicht das bleiche von Gram, und auch wohl von beginnendem Alter entstellte Antlitz, das doch noch Spuren hoher Schönheit trug, nur der unheimliche Blick der dunkles Feuer sprühenden Augen war es, vor dem ich zurückbebte. Nicht für rathsam hielt ich es der Fremden zu folgen, und zwar aus doppeltem Grunde. Einmal war ich geneigt, nach jenem Blicke die Fremde für eine Wahnsinnige zu halten, dann aber lief ich Gefahr mich ganz zu verirren, da es mir jetzt schon Mühe genug ko-

sten mußte, den nächsten Weg zur Heimath zurück zu finden. — Als ich an der Wirthstafel mein Abentheuer erzählte, sagte mir mein Nachbar, der schon seit vielen Jahren Töplitz jeden Sommer zu besuchen pflegte, daß jene Frau allerdings eine Wahnsinnige, und von vielen Personen in Töplitz sehr wohl gekannt sey. — Vor mehreren Jahren ließ sich nämlich eine junge Person in der Gegend von Töplitz sehen, die bald in zerlumpten Kleidern bei den Bauern bettelte, bald besser gekleidet, Juwelen von nicht ganz geringem Werthe feil bot, und dann wieder in den Bergen verschwand. Das abergläubige Volk hielt sie für ein Waldweib, für eine Berghexe, und bat einen Geistlichen aus Töplitz, den bösen Geist zu bannen. Der Geistliche versprach das, während er ganz Anderes im Sinne trug. — Bald geschah es auch, daß er in der Gegend, wo die Person sich zu zeigen pflegte, wandelnd sie wirklich traf, und von ihr angebettelt wurde. Der Geistliche, ein Mann von hellem Verstande, von richtigem psychologischen Blick, merkte aus den er-

sten

sten Reden, daß er eine Wahnsinnige vor sich habe. Es gelang ihm, ihr Zutrauen zu gewinnen, und unerachtet er sich das, was sie ihm über ihren Stand, ihre Herkunft, ihr jetziges Verhältniß sagte, gar nicht zusammen zu reimen wußte, so ging er doch darauf endlich mit vieler Geschicklichkeit ein. Des Geistlichen Zuspruch schien ihr wohlzuthun, sie versprach, an derselben Stelle sich wieder einzufinden, und hielt Wort. — Endlich nach mehreren Unterredungen kam es so weit, daß die Wahnsinnige ihm willig nach Töplitz folgte, wo er sie bei einem Hausbesitzer, dessen Besitzthum entfernter lag, unterbrachte, und ihm auch ein Kästchen mit Juwelen einhändigte, das sie im Walde vergraben. Der Geistliche war von der vornehmen Abkunft der Wahnsinnigen überzeugt, er ließ daher eine öffentliche Aufforderung an etwanige Verwandte ergehen, in der er ihre Person, so wie die ihm anvertrauten Juwelen, auf das genaueste beschrieb. — Nicht lange dauerte es, so erschien der junge Graf Bogislav von F. in Töplitz, und erklärte, nachdem er

lange Zeit sich mit der Wahnsinnigen unterhalten, daß sie eine Verwandte seines Hauses sey, für die er, da sie sich von ihrem jetzigen Aufenthalt durchaus nicht trennen wolle, ein ansehnliches Jahrgeld zahlen werde. — Mein Nachbar schloß damit, daß er mir rieth, die Bekanntschaft der Wahnsinnigen zu machen, die nur auf ihren einsamen Spaziergängen scheu, sonst aber sehr mild und gut sey. — Ich ging heute Nachmittags hin. — Die Wirthsleute schienen auf dergleichen Besuche vorbereitet zu seyn, sie sagten mir, daß die Gräfin gleich zurückkehren werde von ihrem einsamen Spaziergang. Wirklich trat bald darauf die Dame ganz in demselben Anzuge, wit sie mir gestern im Walde begegnete, in das Gemach, begrüßte mich ohne alles Befremden mit dem vornehmsten Anstande, und nöthigte mich, wohl wissend, daß nur ihr mein Besuch gelte, Platz zu nehmen. Ohne Spur des Wahnsinns sprach sie von gleichgültigen Dingen, bis ich, selbst weiß ich nicht, wie mir das einkam, äußerte, daß es mir nicht gelungen, ihren wahren Familien-

namen zu erfahren. Da heftete sie ihren Blick fest auf mich, und sprach mit dem Ton der tiefsten Trauer: „wie mein Herr? — sollten Sie mich nicht kennen? sollten Sie mich nicht schon oft unter den Schrecknissen des fürchterlichsten Verhängnisses erblickt haben, nicht schon oft von dem ungeheuern Geschick erschüttert worden seyn, das mich so grimmig erfaßte? — Ja, ich bin jene unglückliche Amalia, Gräfin von Moor, aber die schwärzeste Verläumdung ist es, daß mein Carl mich selbst getödtet haben solle. Nur scheinbar that er das, um die wilde Horde zu beschwichtigen. — Es war nur ein Theaterdolch, den er mir auf die Brust setzte.“ — Dies Letzte sprach die Gräfin ganz leise und beinahe lächelnd. Dann fuhr sie im vorigen Tone fort: „Schweizer und Kosinski, die edlen Menschen, haben mich gerettet. Sie sehen, mein Herr, ich lebe, und kein Leben ist ohne Hoffnung. Der Kaiser wird, er muß den Grafen Carl von Moor begnadigen, er darf das aber nicht eher thun, bis Graf Franz gestorben. Der hat aber drei Leben.

Zweimal ist er schon gestorben — ich selbst (dicht herangerückt, zischelte die Gräfin mir dies ins Ohr) ich selbst — diese Hand hat ihn einmal getödtet. Nun lebt er noch das dritte Leben, ist das geendet auf gewaltsame Weise, wie es bald geschehen wird, so ist alles gut. Carl kommt wieder, erhält den Besitz der ihm entrissenen Herrschaft in Böhmen, und auch meine entsetzliche Quaal ist vorüber. Als mein Oheim starb, berührte ich mit dieser Hand, die dem Sohn das zweite Leben raubte, das linke Auge, und da blieb es offen, und alle vermochten es nicht zuzudrücken — und er schaut mich noch immer mit diesem Auge an." — Die Gräfin versank in tiefes Nachdenken, fuhr dann aber plötzlich auf und rief, indem jenes düstre Feuer des Wahnsinns aus ihren Augen blitzte, mir zu: „finden Sie mich schön! — Könnten Sie mich lieben? — o ich kann Ihre Liebe reich lohnen! — Entführen Sie mich dem Verhaßten. — Rette, o rette mich!" —

Die Gräfin wollte sich an meine Brust stürzen, da faßte sie aber der Hauswirth bei

den Armen, und sprach halb leise: gnädige Gräfin — gnädige Gräfin, er ist da! es ist die höchste Zeit. — Sie müssen fort. — „Du hast Recht, guter Daniel, erwiederte sie eben so — ja ganz recht — fort, fort.“ Und damit sprang sie schnell fort aus dem Gemach.

Ich bebte, wie vom Fieberfrost geschüttelt, stammelte unverständliche Worte! — Sie sind erschrocken, mein Herr, sprach der Wirth lächelnd, aber es hat jetzt nicht mehr das Mindeste zu bedeuten. Sonst, ehe ich aus ihren Reden mir es erlauscht hatte, wie ich mich zu benehmen, gerieth sie jedesmal, wenn sie geschrieen: rette, rette mich! in Wuth; jetzt aber packt sie schnell ihre Juwelen ein, und lauft unter allerlei wirren, wunderlichen Reden umher, bis sie in tiefen Schlaf verfällt, aus dem sie in ihrem gewöhnlichen ruhigen Zustande erwacht. —

Als ich nach Hause kam, fand ich Deinen Brief! — Kein Wort mehr. —

O Hartmann! mein innigst geliebter Freund, wir stehen mitten in Schillers Räu=

dern, sprachst Du damals, aber der Gedanke, der nichts weiter schien, als ein Scherz, berührte den Pendul des verderblichen Räderwerks, das mich, den Leichtsinnigen, erfaßte, und dessen das Innerste zerfleischende Kraft ich noch fühle. — Lebe wohl, ꝛc.

Als Hartmann seinen Freund endlich in Berlin wieder sah, fand er ihn zwar geheilt von der verderblichen Stimmung, die auch physischem Leid zuzuschreiben; beide, Willibald und Hartmann, gedenken aber noch jetzt, sind sie am späten Abend traulich beisammen, oft jenes entsetzlichen Trauerspiels in Böhmen, dessen ersten Akt ein seltsames Verhängniß sie mitspielen ließ, und in ihrem innersten Gemüth erbeben dann tiefe Schauer. —

III.

Die Irrungen.

Fragment aus dem Leben eines Fantasten.

Verloren und Gefunden.

In den zwey und achtzigsten Stück der Haude- und Spenerschen Zeitung vom Jahre 18— befand sich folgende Aufforderung:

derjenige junge schwarz gekleidete] Mann mit braunen Augen, braunem Haar und etwas schief verschnittenem Backenbart, welcher vor einiger Zeit im Thiergarten auf einer Bank unfern der Statue des Apollo eine kleine himmelblaue Brieftasche mit goldnem Schloß gefunden, und wahrscheinlich geöffnet hat, wird, da man weiß, daß er in Berlin nicht heimisch ist, ersucht, sich am Vier und Zwanzigsten Julius des künftigen Jahres in Berlin und zwar in dem Hotel, die Sonne geheißen, bei der Madame Obermann einzufinden, um das Nähere über den Inhalt jener Brieftasche,

der ihm vielleicht interessant geworden, zu erfahren. Sollte jedoch der besagte junge Mann den Entschluß, den er einmal gefaßt, jetzt auszuführen gedenken, und nach Griechenland reisen wollen, so wird er sehr gebeten, sich in Patras auf Morea an den preußischen Consul Herrn Andreas Condoguri zu wenden, und ihm die gedachte Brieftasche vorzuzeigen. Dem geschätzten Finder wird sich dann ein anmuthiges Geheimniß erschließen.

Der Baron Theodor v. S. gerieth, als er dies auf dem Casino las, in eine freudige Bestürzung. Niemand anders konnte in jener Aufforderung gemeint seyn, als er selbst, denn eben er hatte, es mochte wohl schon ein Jahr her seyn, im Thiergarten an der bezeichneten Stelle eine kleine himmelblaue Brieftasche mit einem goldenen Schloß gefunden, und zu sich gesteckt. Der Baron gehörte zu den Leuten, denen nicht eben viel besonderes im Leben begegnet, die aber alles, was ihnen in den Weg tritt, für etwas ganz außerordentliches, und sich selbst von dem

Schicksal dazu bestimmt halten, das Außerordentliche, Unerhörte, zu erfahren. Gleich damals, als der Baron die Brieftasche fand, die ihrer Form nach einer Dame angehören mußte, war er überzeugt, daß ihm irgend ein seltsames Abentheuer aufgehen würde. Wichtigere Dinge (wir werden erfahren, welche) brachten ihm indessen die Brieftasche aus den Gedanken, und um so größer war die Ueberraschung, daß nun erst das erwartete Abentheuer eintreffen sollte.

Fürs erste mußte sich aber der Baron über zwei Dinge in jener Aufforderung ärgern, nehmlich daß seine Augen braun seyn sollten, die er immer für blau gehalten, und daß sein Backenbart für schief verschnitten angegeben wurde. Letzteres griff ihn um so mehr an die Seele, als er selbst vor dem schärfsten Pariser Toiletten-Spiegel das schwierige Geschäft des Zustutzens seines Backenbarts besorgte, und sich darin, wie der Kennerblick des Theater-Friseurs Warnick längst entschieden, als Meister bewährte.

Nachdem der Baron sich sattsam geärgert, stellte er folgende Betrachtungen an.

Erstlich, warum hat man mit jener Aufforderung beinahe ein Jahr gezögert? — Hat man mich unter der Zeit zu erforschen gesucht? — Aber, durfte zweitens dies wohl geschehen, da man mich näher kennen mußte, um zu wissen, was für Geheimnisse mich es einmal aussprechen ließen, daß, einer besondern Constellation halber, ich nach Griechenland reisen wolle? — Kann drittens das anmuthige Geheimniß wohl anderer Natur seyn als weiblicher? — O Gott! es ist viertens gar nicht zu zweifeln, daß zwischen mir und dem Engelsbilde, das jene Brieftasche auf der Bank unweit der Statue des Apollo liegen ließ, gewiß geheime Beziehungen obwalten, die sich bei der Madame Obermann in der Sonne oder in Patras auf Morea entwikkeln werden. Wer weiß, welche herrliche Träume, welche süße Ahnungen dann plötzlich in reges, glühendes Leben treten, welches zarte Geheimniß, wie ein wundervolles Mährchen, mit aller Lust, allem seligen Entzücken in mir

aufgehen wird! — Aber, wo ist, fünftens, um tausend Himmelswillen die verhängnißvolle Brieftasche geblieben?

Dieser fünfte Punkt war ein sehr böser, da er mit einem Schlage alle geträumte Hoffnungen, das außerordentlichste aller Abentheuer zu bestehen, vernichten mußte. Vergebens blieb alles Nachsuchen, und dem Baron war es in der That unbegreiflich, wie er sich gar nicht darauf zu besinnen vermochte, ob er die Brieftasche noch später in Händen gehabt. Zuletzt kam er darauf, daß ein großer Verdruß, den er an jenem Abende hatte, da er die Brieftasche fand, ihn so sehr außer Fassung gebracht, daß er alles übrige, und auch die Brieftasche, darüber vergessen.

Gerade an dem Tage trug er zum erstenmal eine der saubersten, zierlichsten, wohlpassendsten Kleidungen, die jemals der Kleiderkünstler Freitag verfertigen lassen, und mit weisem Ueberblick redigirt hatte. Neun Barone, fünf Grafen und mehrere simple Edelleute hatten auf Ehre und Seligkeit geschworen: der Frack sey göttlich, und die Panta-

lons delizios, aber freilich, Graf E., der Radamanthus der modernen Welt, hatte sein Urtheil noch nicht gesprochen. Das Schicksal wollte, daß der Baron von S., gerade als er, nachdem er die Brieftasche gefunden, aus dem Thiergarten zurückkehrte, unter den Linden dem Grafen v. E. begegnete. „Guten Abend Baron!“ rief der Graf ihm zu, lorgnirte ihn einen Augenblick, sprach dann mit entscheidendem Tone: „die Taille beinahe um einen Achtelzoll zu breit!“ und ließ den Baron stehen.

Der Baron hielt, was den Anzug betrifft, zu sehr auf Sitte und Ordnung, um nicht über den abscheulichen Verstoß dagegen, den er am Ende sich selbst beizumessen, in großen Zorn zu gerathen. Der Gedanke, einen ganzen Tag in Berlin mit einer zu breiten Taille umher gegangen zu seyn, hatte für ihn etwas entsetzliches. Er rannte wild nach Hause, ließ sich auskleiden, und befahl dem Kammerdiener, das unselige Kleid ihm aus den Augen zu bringen. Erst dann kam Trost in seiner Seele, als nach ein paar Tagen ein

schwarzes Kleid aus dem Attelier des Künstlers Freitag hervorgegangen, das selbst Graf E. für makellos erklärte. Genug — die zu breite Taille war Schuld an dem Verlust der Brieftasche, über den der Baron in völlige Trostlosigkeit gerieth.

Mehrere Tage waren vergangen, als es dem Baron einfiel, seine Garderobe zu mustern. Der Kammerdiener schloß den Schrank auf, in dem der Baron die Kleider, die er nicht mehr trug, aufhängen zu lassen pflegte. Aus dem Schrank strömte dem Baron ein starker Geruch von Rosenöl entgegen. Auf Befragen versicherte der Kammerdiener, daß dieser Geruch von jenem schwarzen Frack mit der breiten Taille herrühre, den er vor einiger Zeit hinein gehängt, da ihn der Herr Baron nicht mehr tragen wollen.

So wie der Kammerdiener diese Worte aussprach, leuchtete in dem Baron wie ein Blitz ein Gedanke auf, der, wie man meinen sollte, eben nicht so sehr entfernt gelegen, nehmlich, daß er das gefundene Kleinod in

die Busentasche des Rocks gesteckt, und im Verdruß wieder herauszunehmen vergessen.

Er erinnerte sich in dem Augenblick, daß die Brieftasche stark nach Rosenöl gerochen.

Der Rock wurde hervorgeholt, es traf ein, was der Baron geahnt.

Man kann denken, mit welcher Ungeduld der Baron das kleine goldne Schlößlein öffnete, um den Inhalt der Brieftasche zu erfahren, der seltsam genug war.

Zuerst fiel dem Baron ein sehr kleines Messerchen von sonderbarer Form, beinahe anzusehen wie ein chirurgisches Instrument, in die Hände. Dann erregte seine Aufmerksamkeit ein seidenes strohgelbes Band, in dem allerlei fremdartige Charaktere beinahe chinesischer Schrift ähnlich, in schwarzer Farbe eingewirkt waren. Ferner fand sich in einem seidenpapiernem Umschlage eine verdorrte unbekannte Blume. Wichtiger als alles schienen aber dem Baron zwei beschriebene Blätterchen. Auf dem einen standen Verse, die indessen der Baron leider nicht zu verstehen vermochte, da sie in einer Sprache abgefaßt

wa=

waren, die selbst manchem vortrefflichen Diplomatiker fremd blieb, nehmlich in der neugriechischen. Die Handschrift auf dem andern Blatte schien ohne Vergrößerungsglas kaum lesbar, doch überzeugte sich der Baron bald zu seiner großen Freude, daß italienische Worte darauf standen. Der italienischen Sprache war der Baron vollkommen mächtig.

In einem kleinen winzigen Täschchen steckte endlich noch die Ursache des Dufts, den Brieftasche und Rock verbreitet, nehmlich ein in ein feines Papier gewickeltes, wie gewöhnlich hermetisch verschlossenes, Fläschlein Rosenöl.

Auf dem Papier stand ein griechisches Wort, und zwar: *Σχνȣεσπελπολδ*.

Es kann hier gleich bemerkt werden, daß der Baron Tags darauf bei einem Mittagsmahl in der Jagorschen Restauration mit dem Herrn Geheimen Rath Wolf zusammentraf, und ihn um die Deutung des griechischen Worts befragte, das auf dem Zettel stand. Der Geh. Rath Wolf hatte aber kaum einen flüchtigen Blick auf den Zettel geworfen,

als er dem Baron ins Gesicht lachte und erklärte, daß das ja gar kein griechisches Wort sondern nicht anders zu lesen als: Schnüspelpold, mithin ein Name sey, und zwar ein deutscher, kein griechischer, da im ganzen Homer dergleichen nicht vorkomme, und auch billiger Weise nicht vorkommen könne.

So gut, wie gesagt, sich der Baron auf das Italienische verstand, so wollte ihm doch die Entzifferung des Blättleins nicht recht gelingen. Denn außerdem, daß die Schrift ein wahres Augenpulver zu nennen, so waren auch manche Stellen beinahe ganz verwischt. Es schien übrigens, als habe die Besitzerin der Brieftasche (daß diese einem Frauenzimmer angehört, war wohl außer allem Zweifel) einzelne Gedanken aufgeschrieben, um sie zu einem Briefe an eine vertraute Freundin zu nutzen, das Blättlein konnte aber auch eine Art von Tagebuch vorstellen. — Genug, der Baron zerbrach sich den Kopf, und verdarb sich die Augen! —

Das Blättlein aus der Brieftasche.

— Die Stadt ist im Ganzen schön gebaut mit schnurgeraden Straßen und großen Plätzen, hin und wieder trifft man Alleen von halbverdorrten Bäumen, die, wenn der unheimlich sausende Wind dichte Staubwolken vor sich hertreibt, ihr fahlgraues Laub traurig schütteln. Kein einziger Springbrunnen sprudelt lebendiges Wasser empor, und verbreitet Kühle und Labung, deshalb sind die Märkte öde und leer. Der Bazar bei klappernden tosenden Mühlen gelegen, klein und versteckt, ist mit dem in Konstantinopel gar nicht zu vergleichen. Auch fehlt es ihm an prächtigen Stoffen und Juwelen, die in einzelnen Häusern feil geboten werden. Manche dieser Kaufleute bestreuen ihr Haupt mit weißem Puder, um ein ehrwürdiges Ansehen, und mehr Vertrauen zu gewinnen, sind aber eben deshalb sehr theuer. Es giebt mehrere Palläste, die aber nicht aus Marmor gebaut sind, da es in der Gegend rings umher an Marmorbrüchen gänzlich fehlen soll. Das

Baumaterial besteht in kleinen, im länglichen Viereck geformten, Backsteinen, die häßlich roth und unter dem Namen Ziegel, bekannt sind. Doch habe ich auch Quadersteine gesehen, sie jedoch kaum für Granit oder Pophyr halten können. — Ich wünschte aber wohl, daß du, geliebte Chariton, das schöne Thor, welches eine Quadriga mit der Siegesgöttin schmückt: sehen könntest. Es erinnert an den großen erhaben einfachen Styl unserer Vorfahren. — Warum spreche ich aber so viel von den todten kalten Steinmassen, die auf diesem glühenden Herzen lasten, und es zu erdrücken drohen? — Hinaus — hinaus aus dieser Oede! — ich will dir, Geliebte, nicht — — Mein Magus war heute boshafter und ärgerlicher als je. Er hatte bei dem Mittagsessen zu viel getanzt, und sich den Fuß verstaucht. Konnte ich dafür, war es recht, mich zu quälen mit hundert abscheulichen Vorwürfen? — Wann werde ich die Ketten abstreifen des häßlichen Unholds, der mich zur Verzweiflung bringen wird, der mich — — Ich rieb ihm den Fuß

mit Balsam von Mecca ein, und legte ihn ins Bette, da wurde er still und ruhig. Nachher stand er auf, machte Chocolade, und bot mir eine Tasse an: ich trank aber nicht, aus Furcht, er möge Opium hinein gethan haben, um mich einzuschläfern, und dann zu verwandeln, wie er es schon oft gethan hat. —

Häßliches, widerwärtiges Mißtrauen! Unseeliges feindliches Vorurtheil! — Mein Magus war heute die Milde, die Freundlichkeit selbst! Ich fuhr leise mit den Fingern über das Kahlköpfchen hin, da leuchteten seine große, schöne, schwarze Augen mich an, und er sprach ganz entzückt: gleich! gleich! In der That holte er auch auf der Stelle sein Handwerkszeug hervor, und druckte auf einen dunkelrothen Shawl den prächtigsten Goldrand, den ich nur wünschen konnte. Ich warf ihn um, und wir gingen, nachdem mein Magus wie gewöhnlich den Elektrophor an sein Hinterhaupt geschroben, nach dem freundlichen Walde, der dicht vor dem Thore mit der Siegesgöttin gelegen ist, so daß es nur weniger Schritte bedarf, um in schöne, fin-

stre Laubgänge zu treten. — Im Walde befiel meinen Magus seine mürrische Laune. Als ich den Spaziergang rühmte, fuhr er mich hart an, ich solle mir nicht thörigter Weise einbilden, daß das wirkliche Bäume, Büsche wären, daß das wirklich gewachsenes Gras, Feld, Wasser sey. Ich könne das ja schon an den stumpfen Farben sehen, daß alles nur in spaßhafter Kunst fabrizirtes Zeug wäre. Im Winter, behauptete mein Magus, würde alles eingepackt, nach der Stadt gebracht, und zum Theil an die Zuckerbäcker vermiethet, die es zu ihren sogenannten Ausstellungen brauchten. Wollte ich einmal ein bischen wahrhafte Natur schauen, so würd' er mich in das Theater führen, wo hier zu Lande allein was ordentliches von dergleichen Dingen zu schauen. Beim Theater wären nehmlich grundgeschickte Naturmeister angestellt, die Berg und Thal, Baum und Gebüsch, Wasser und Feuer keck zu handhaben wüßten. — O, wie mich das verdroß! — Ich sehnte mich nach jenem Platz, der mich an die schöne Zeit erinnert, als du, meine

süße Chariton, noch meine Gespielin warst! — Ein runder mit dichtem Gebüsch umgebener Platz, in dessen Mitte die Statue des Apollo aufgerichtet steht. Wir kamen dahin! — Ich verlangte mich niederzulassen; da stieg aber der Unwille meines Magus. Er meinte, die vermaledeite Puppe errege ihm Angst und Entsetzen, und er müsse ihr die Nase abschlagen, damit sie nicht lebendig würde und ihn prügle. Er hob auch wirklich sein langes starkes Rohr auf gegen das Bild! — Du kannst dir denken, was ich empfand, als mein Magus verfahren wollte nach dem Grundsatz des mir verhaßten Volks: das wirklich in tollem abergläubischen Wahnsinn den Statuen die Nasen abschlägt, damit sie nicht lebendig werden! — Ich sprang hinzu, nahm meinem Magus den Stock aus der Hand, erfaßte ihn dann selbst, und setzte ihn auf eine Bank. Da lächelte er mich höhnisch an, und sprach, daß ich mir nur nicht einbilden solle, eine wirklich aus Stein gehauene Statue vor mir zu sehen, ich könne das an dem unförmlichen wulstigen Körper bemerken, der nach Benve-

nuto Cellinis Ausdruck einem mit Melonen gefüllten Sack gliche. Hier zu Lande würden dergleichen Statuen in der Art verfertigt, daß man einen hohen Sandhaufen aufschütte, und dann so lange geschickt hineinblase, bis sich das Bild forme. Dann bat mein Magus, ich möchte ihm erlauben, an das Wasser unfern des Platzes, wo wir uns befanden, zu gehen, um ein wenig den Fröschen zuzuhorchen. Ich ließ das gern zu, und als er —

Das Abendroth stieg auf, und glühende Funken hüpften im dunklen Laube von Blatt zu Blatt. — Es rauschte über mir im Gebüsch, und eine Nachtigall schlug einzelne klagende Laute an. Ein süßes Weh erfüllte meine Brust, und von unwiderstehlichem sehnsüchtigem Verlangen getrieben, that ich, was ich nicht thun sollen! — Du kennst, o meine Chariton, das magische Band, das verführerische Geschenk unsers Alten. — Ich zog es hervor, und schlang es um die Pulsader meines linken Arms. — Alsbald flatterte die

Nachtigall hinab, und sang zu mir in der Sprache meines Landes:

„Aermste, warum flohst du hieher? Kannst du entrinnen der Wehmuth, der durstenden Sehnsucht, die auch hier dich umfängt? Und tiefer verwundend faßt dich hier fern von der wirthlichen Heimath der Schmerz getäuschter Hoffnungen! — Der Verfolger ist hinter dir! — flieh! — flieh! — du Aermste! — Aber du willst ihn sterben, den Tod in Liebe! — gieb ihn mir, gieb ihn mir, und lebe in seliger Ahnung, die mein Herzblut in deiner Brust entzündet.“

Die Nachtigall flatterte in meinen Schooß, ich holte in zauberischer Bethörung mein kleines Mordinstrument hervor, aber wohl mir! — mein Magus erschien, die Nachtigall schwang sich auf, ich riß das Band vom Arm herab, und — —

— Ich fühlte mein ganzes Selbst erbeben! — Dasselbe Haar — dieselben Augen — derselbe freie stolze Gang — Nur entstellt durch die häßliche abentheuerliche Kleidung, die hier zu Lande üblich, und von wel-

cher dir meine geliebte Chariton! einen deutlichen Begriff zu machen, ich mich vergebens mühen würde. So viel sage ich dir, daß das Oberkleid, bei uns die Zierde der Männer, gewöhnlich von dunkler, häufig von schwarzer Farbe und nach der Form der Flügel und des Schweifs der Bachstelze zugeschnitten ist. Diese Form wird vorzüglich durch den Theil des Kleides erreicht, den man hier Rockschöße nennt, und in denen Taschen angebracht sind, zur Aufbewahrung kleiner Bedürfnisse, des Schnupftuchs u. s. w. Merkwürdig scheint auch, daß es hier zu Lande für junge Männer von Stande und Bildung unanständig ist, Backen und Kinnladen unbedeckt sehen zu lassen. Beides wird durch Haare, die sie stehen lassen, so wie durch ein Stücklein gesteiften Battistes, das aus der Halsbinde auf beiden Seiten emporsteigt, bedeckt. Am seltsamsten scheint mir aber die Kopfbedeckung, die aus einer cylinderförmigen Mütze aus steifem Filz mit einem Rande besteht, und die man Hut nennt. — Ach Chariton! — troß dieser abscheulichen Klei-

dung kannte ich ihn wieder! — welche dämonische Macht hat ihn mir geraubt! — Wie, wenn er mich erblickt hätte! — Schnell schlang ich das magische Band um meinen Hals, er ging dicht bei mir vorüber, ich blieb ihm unsichtbar, doch schien er das Daseyn irgend eines ihm befreundeten Wesens zu ahnen. Denn unfern von mir warf er sich auf eine Bank, nahm den Hut ab, und trillerte eine Melodie, deren Worte ungefähr hießen: laß dich erblicken, oder: laß dich am Fenster sehen! Dann zog er ein Futteral hervor, aus dem er jenes seltsame Instrument nahm, das man hier eine Brille nennt. Er setzte dies Instrument auf die Nase, befestigte es hinter den Ohren, und schaute durch die hell und glänzend geschliffenen Gläser, die vor den Augen standen, unverwandt hin nach dem Orte, wo ich saß. — Ich erschrack, daß der magische Blick durch jene Gläser, ein mächtiger Talismann, meinen Zauber zerstören werde, ich hielt mich für verloren, doch begab es sich, daß — — — verhängnißvollste meines Lebens! — Wie soll ich es dir denn

sagen, meine geliebte Charlton, wie dir beschreiben das unnennbare Gefühl, das mich durchdrang! — Doch laß mich zu Worten kommen. — Maria ist ein gutes liebes Kind, und obschon nicht unserer Religion zugethan, ehrt sie doch unsere Gebräuche, und ist überzeugt von der Wahrheit unseres Glaubens. In der Vornacht des heiligen Johannistages entschlüpfte ich der Aufsicht meines Magus. Maria hatte sich des Hausschlüssels bemächtigt, sie wartete meiner mit einem zierlichen Gefäß, und wir gingen beide in tiefem Schweigen hinaus in den Wald, und holten aus einer dort befindlichen Cisterne das heimliche Wasser, in das wir geweihte Aepfel warfen. Am andern Morgen, nachdem wir mit inbrünstiger Andacht zu dem heiligen Johannes gefleht, hielten wir das Gefäß auf unsern vier ausgestreckten Daumen empor. — Es drehte sich rechts, es drehte sich links — zitternd und schwankend! — Vergebens unser Hoffen! — Allein, nachdem ich Kopf, Hals und Brust mit dem heimlichen Wasser, in dem der geweihte Apfel lag, gewaschen, be-

gab ich mich tief verschleiert ohne daß es mein Magus, der seinen langen Traum träumte, zu bemerken schien, nach dem in der Stadt belegenen Baumgange, die Linden geheißen. — Da rief eine alte Frau mehrmals hintereinander mit starker Stimme: Theodor — Theodor! —

— O meine Chariton! — durchbebt von Schreck und Wonne wäre ich beinahe ohnmächtig niedergesunken! — Ja, er ist es! — er ist es! — O all' ihr Heiligen! — ein Prinz sonst reich, groß, mächtig, jetzt heimathlos umherstreifend im Bachstelzenhabit und steifer Filzmütze — Könnt ich nur —

Mein Magus hält in seiner üblen Laune wie gewöhnlich alles für närrische Einbildungen, und ist zu weiterer Nachforschung nicht zu bewegen, die ihm doch so leicht werden würde, da er sich nur an die Stelle im Walde wo ich Theodor erblickte, begeben, dort aber ein Schnittchen von meinem geweihten Apfel essen, und einen Schluck von dem geheimen Wasser trinken dürfte. Aber er will nicht, er will durchaus nicht, und ist über-

haupt mürrischer als je, so daß ich zuweilen genöthigt bin, ihn zu züchtigen, welches denn leider seine Macht über mich nur verstärkt, doch wenn mein geliebter Theodor —

— mit Mühe eingelehrt. Jetzt tanzt aber meine Maria den Romeca so schön, wie man ihn bei uns nur sehen mag. — Es war eine schöne Nacht, warm und duftig glänzend im Mondesschimmer. Der Wald horchte in staunendem Schweigen unserm Gesange zu, und nur dann und wann flüsterte und rauschte es in den Blättern, als hüpften Elflein vorüber, und wenn wir einhielten, dann tönten wohl die seltsamen Stimmen der Geister der Nacht durch die Stille, und regten uns auf zum neuen Liede. Mein Magus hatte in seinem Elektrophor eine Theorbe mitgenommen, und wußte die Akkorde des Romeca recht schön und feierlich anzuschlagen, wofür ich ihm auch weißen Honig versprach zum Frühstück andern Tages —

Endlich, Mitternacht war längst vorüber, nahten sich Gestalten durch das Gebüsch unserm einsamen Rasenplatz. Wir

schlugen die Schleier über, nahmen den Magus auf die Schultern, und entflohen so schnell, als wir nur vermochten. — Uebereilte unselige Flucht! — Der Vogel war zum erstenmal unwillig, aber er sprach nur verwirrtes Zeug, und wies mein Fragen zurück, weil er doch nur ein Papagey wäre, und kein Professor. — Ja, übereilte unselige Flucht, denn gewiß war es Theodor, der sich uns nahte, und — Mein Magus war so erschrocken, daß ich ihm zur Ader lassen mußte — — herrlicher Gedanke! — Ich schnitt heute mit meinem Messerchen in dem Stamm des Baumes, unter dem ich saß, als Theodor mir gegenüber war, und meine Verhüllung nicht zu durchblicken vermochte, ja in diesen Stamm schnitt ich die Worte ein: Theodor! vernimmst du meine Stimme? — es ist — ruft die dich — ewig — furchtbarer Tod — nimmer — ermordet — Constantinopel — unabänderlicher Entschluß — Oheim — wohl —

Die Reise nach Griechenland.

Den Baron Theodor v. S. setzte der Inhalt des Blättleins, dessen letzte Worte leider völlig verwischt und unleserlich waren, ganz außer sich selbst.

Freilich möchte aber auch wohl jeder andere, trug er auch nicht, so wie Theodor, beständig chimärische Abentheuer im Sinn, bei den Umständen wie sie hier zutrafen, in große Verwunderung, ja in tiefes Erstaunen gerathen seyn. Außerdem daß schon das Geheimnißvolle des Ganzen, das Hindeuten auf ein seltsames weibliches Wesen, das Zauberkünste übte, das im steten Umgange lebte mit einem magischen Prinzip, ihm Herr und Diener zugleich, den Baron im höchsten Grade spannte, so mußte diese Spannung bis zum halben Wahnsinn steigen, als er sich selbst in den Zauberkreisen gefangen sah, die das Blättlein, oder vielmehr jenes unbekannte Wesen, der es angehörte, um ihn gezogen.

Der Baron erinnerte sich nehmlich sogleich, daß er vor langer Zeit durch den

Thiergarten wandelnd sich auf eine Bank geworfen, der gegenüber, wo er die Brieftasche fand. Daß es ihm gewesen, als höre er leise Seufzer. Daß er durchaus geglaubt, ihm gegenüber sitze ein in lange Schleier gehülltes Frauenzimmer, und daß er, unerachtet er seine Brille aufgesetzt, nichts, gar nichts habe entdecken können. Dem Baron fiel ferner ein, daß, als er einst mit mehreren Freunden in später Nacht vom Hofjäger heimkehrte, ihnen aus dem fernen Gebüsch ein ganz seltsamer Gesang, und eben solche sonderbare Akkorde eines unbekannten Instruments entgegen klangen, und daß sie, endlich der Stelle, wo die Musik herzukommen schien, genaht, zwei weiße Gestalten schnell fliehen sahen, die etwas rothglänzendes auf den Schultern zu tragen schienen. — Der Name Theodor entschied vollends die Sache.

In voller Hast lief nun der Baron nach dem Thiergarten, um jene Inschrift, die die Unbekannte in einen Baum geschnitten haben wollte, und mit ihr vielleicht näheren Aufschluß des Räthsels zu finden. Seine Ah-

nung hatte ihn richtig geleitet! In die Rinde des Baumes, an den sich die Bank lehnte, wo er die Brieftasche gefunden, waren jene Worte eingeschnitten, aber das besondere Spiel des Zufalls hatte es gefügt, daß gerade diejenigen Worte, welche auf dem Blättlein verlöscht, auch in dem Baum verwachsen und unleserlich geworden waren. „Wunderbare,“ rief der Baron in höchster Extase aus, „wunderbare Sympathie der Natur!“ — Er erinnerte sich aus dem Goethe jener Zwillingskomoden, die aus einem Stamme gefertigt waren, und von denen die eine rettungslos zerplatzte, als die andere in einem weit davon entferntem Schlosse ein Raub der Flammen wurde!

Unbekanntes herrliches Wesen, rief der Baron ferner aus in höchster Extase, Himmelskind aus dem fernen Götterlande, ja — längst glühte die Sehnsucht nach dir, du Einzig Geliebte, in meiner Brust! Aber ich habe mich selbst nicht verstanden, die blaue Brieftasche mit dem goldnen Schloß war erst der magische Spiegel, in dem ich mein Ich

in Liebe zu dir erblickte! — Fort! — dir nach — fort nach jenem Lande, wo unter mildem Himmel die Rose blüht meiner ewigen Liebe! —

Der Baron machte sofort ernsthafte Anstalten zur Reise nach Griechenland. Er las den Sonnini, den Bartholdy, und was er sonst an Reisen nach Griechenland auftreiben konnte, bestellte sich einen bequemen Reisewagen, zog so viel von seinem Gelde ein als er zu brauchen glaubte, begann sogar griechisch zu lernen, und ließ sich auch, da er von irgend einem Reisenden hörte, er, um sicherer zu reisen, die Landestracht trug, von dem Theaterschneider einige saubre neugriechische Anzüge fertigen.

Man kann denken, daß er während dieser Zeit nichts im Sinne trug, als die unbekannte Besitzerin der blauen Brieftasche, deren lebendiges Bild ihm bald vor Augen stand. — Sie war hoch, schlank im höchsten Ebenmaaß der Glieder, gewachsen, ihr Anstand ganz Anmuth und Majestät — ihr Gesicht ganz das Abbild, der Ausdruck jenes

unnennbaren Zaubers, der uns in den Antiken hinreißt, — die schönsten Augen — die schönsten schwarzen seidnen Haare! — Genug ganz so, wie der begeisterte Sonnini nur die Griechinnen schildern kann. Und dabei, wie schon das Blättlein bewies, ein in Liebe glühendes Herz im Busen, ganz Hingebung — Treue für den Geliebten; konnte der Seligkeit Theodors etwas fehlen? — Ja wohl! — er wußte den Namen der Holden nicht, welches den Exklamationen merklich schadete. Doch hier halfen Wielands sämmtliche Werke aus. Er nannte die Geliebte bis auf weitere nähere Bestimmung Musarion, und dies setzte ihn auch in den Stand, die gehörigen schlechten Verse auf das unbekannte Zauberbild zusammenzukneten.

Ganz besonders bemühte sich der Baron, auch die Zauberkraft des magischen Bandes zu versuchen, das unstreitig in seine Hände gerathen war. Er ging in den Wald, schlang das Band um die Pulsader seines linken Arms, und horchte auf den Gesang der Vögel. Er konnte aber nicht das mindeste da-

von verstehen. Und als endlich ein Zeisig dicht neben ihm im Busche zu zwitschern begann, klang es ihm beinahe so, als sänge der unverschämte Vogel: Hasenfüßchen, Hasenfüßchen, geh zu Haus — zu Haus! — pfeif dich aus — pfeif dich aus! — Der Baron sprang schnell auf, und eilte ohne weitere Versuche zu machen, von dannen.

War es ihm mit dem Verständniß des Vogelgesanges schlecht ergangen, so gelang es ihm noch schlechter mit der Unsichtbarkeit. Denn, unerachtet er das magische Band um den Hals geschlungen, so bog doch der Hauptmann v. R., der unter den Linden spazierte, sogleich in die Seitenallee ein, in der der Baron unsichtbar zu wandeln glaubte, und bat ihn dringend, sich doch vor seiner Abreise gütigst der funfzig Friedrichsd'or zu erinnern, die er ihm noch aus dem letzten Spiel schulde. —

Der Theaterschneider war mit den griechischen Kleidern fertig. Der Baron fand, daß sie ihm ganz ungemein kleideten, und daß vorzüglich der Turban seinem Gesicht ei-

nen Ausdruck gab, der ihm ein freudiges Staunen abnöthigte. Denn selbst hatte er bisher nicht geglaubt, daß seine Augen, seine Nase und seine übrigen angenehmen Gesichtszüge überhaupt dergleichen fähig.

Er empfand eine tiefe Verachtung gegen seinen Bachstelzen-Rock, gegen seine Mütze aus steifem Filz, u. s. w. und wäre, hätte er nicht das Aufsehn und den Spott anglomanischer Grafen und Barone gefürchtet, von Stund' an nicht anders als neugriechisch gekleidet einher gegangen.

Hatte aber sein Negligé, ein seidener orientalischer Schlafrock, eine turbanähnliche Mütze, und dazu eine lange türkische Pfeife im Munde, schon etwas getürkt, so war hier der Uebergang zum neugriechischen Costüm leicht und natürlich. —

Also neugriechisch gekleidet saß der Baron mit untergeschlagenen Beinen, welches ihm eigentlich blutsauer wurde, auf dem Sopha und blies, die schönste Bernsteinspitze an den Mund gedrückt, Rauchwolken türkischen Tabaks vor sich her, als die Thür aufging,

und der alte Baron Achatius von F., sein Oheim, hinein trat.

Als der aber den neugriechischen Neffen erblickte, prallte er zurück, schlug die Hände zusammen, und rief überlaut: So ist's denn doch wahr, was die Leute mir sagten! — So ist doch das bischen Verstand meines Herrn Neffen wackeligt geworden!

Der Baron, der alle Ursache hatte, den alten steinreichen unverheiratheten Oheim zu ehren, wollte schnell vom Sopha herab, und ihm entgegen. Da ihm aber die Beine, der unbequemen ungewohnten Stellung halber erstarrt, eingeschlafen, wie man zu sagen pflegt, waren, so kugelte er dem Oheim vor die Füße, verlor den Turban und die Pfeife, die ihren glühenden Inhalt ausströmte auf den reichen türkischen Teppich. Der Oheim lachte übermäßig, trat schnell die glimmenden Funken aus, half dem bestürzten Neugriechen auf den Sopha, und fragte denn: „so sage mir nur, was du für Narrheiten treibst. Ist es wahr, daß du fort willst nach Griechenland?"

Der Baron bat den Oheim um ein gütiges ruhiges Gehör, und als dieser es zugesagt, erzählte er von Anfang bis zu Ende, wie sich alles begeben mit dem Auffinden der Brieftasche im Thiergarten, mit der Aufforderung in der Haude- und Spenerschen Zeitung, mit dem Inhalt des Blättleins, und wie eben der Entschluß in ihm entstanden, gerade zu nach Patras zu gehen, dem Herrn Andreas Condoguri die blaue Brieftasche zu übergeben, und dann das Weitere zu erfahren.

„Mir ist,“ erwiederte der Oheim, nachdem der Neffe geendet, „mir ist die Aufforderung in der Haude- und Spenerschen Zeitung entgangen, indessen zweifle ich gar nicht, daß sie darin enthalten, und daß sie ganz dazu geeignet ist, die Fantasie des Finders der Brieftasche, ist er zumal jung und fantastisch, wie du es bist, gar sehr aufzuregen. Eben so stelle ich gar nicht in Abrede, daß du nach allem, was du mir erzähltest, Grund hast zu glauben, in dem Blättlein sey von dir die Rede. — Ich würde übrigens die Person,

die das schrieb, was du mir vorlasest, für wahnsinnig halten, wäre sie nicht offenbar eine Griechin. Hast du aber dir gehörige Notiz von Neugriechenland verschafft, so wirst du wissen, daß die Bewohner an allerlei Magie und Zaubereien steif und fest glauben, und von den tollsten Einbildungen geplagt sind, wie du manchmal" —

Neuer Beweis für meine Ueberzeugung, murmelte der Baron dazwischen.

„Ich weiß, fuhr der Oheim fort, ich weiß auch recht gut, was es mit dem heimlichen Wasser für eine Bewandtniß hat, das die Mädchen in der Johannis-Nacht schweigend holen, um zu erfahren, ob sie den geträumten Geliebten haben werden, und eben deshalb kommt mir im Allgemeinen alles nicht so gar sonderbar vor, und nur in Beziehung auf dich, erscheint mir manches sehr zweideutig. — Es ist nehmlich sehr die Frage, ob du, mag es auch den Anschein haben, der gemeinte Theodor bist, ja ob der, der die Aufforderung einrücken ließ, sich nicht in der Person des Finders irrte. — Genug! da die

Sache durchaus problematisch, so würde es ein sehr übereilter Streich seyn, deshalb eine weite gefährliche Reise zu unternehmen. Daß du Aufklärung wünschest und wünschen mußt, ist billig und natürlich, warte daher den vier und zwanzigsten Julius des künftigen Jahres ab, und begieb dich dann in die Sonne zur Madame Obermann, wo dich ja auch die Aufforderung hinbescheidet, um das Nähere zu erfahren."

Nein, rief der Baron, indem seine Augen blitzten, nein, mein geliebter Oheim! nicht in der Sonne, nein, in Patras geht das Glück meines Lebens auf, nur in Griechenland reicht das holde Engelsbild, die edle Jungfrau mir Glücklichen, der so wie sie aus griechischem fürstlichem Stamm entsprossen, die Hand!

„Was," schrie der Alte ganz außer sich, „bist du ganz und gar von Sinnen? bist du rasend? du aus griechischem fürstlichem Stamm entsprossen? — Narr in Folio, war deine Mutter nicht meine Schwester? — War ich nicht zugegen bei ihrer Entbindung? — Hab'

ich dich nicht aus der Taufe gehoben? — Kenn' ich nicht unsern Stammbaum? ist er nicht klar und deutlich seit Jahrhunderten?"

Sie vergessen, sprach der Baron, indem er so mild und anmuthig lächelte, wie nur irgend ein griechischer Prinz zu lächeln vermag, Sie vergessen, theuerster Oheim, daß mein Großvater, der die merkwürdigsten Reisen unternahm, eine Frau von der Insel Cypern mitbrachte, die von ganz ausnehmender Schönheit gewesen seyn soll, und deren Bildniß noch auf unserm Stammschlosse befindlich.

„Nun ja," erwiederte der Oheim, „man mag wohl es meinem Vater verzeihen, daß er als ein junger rascher feuriger Mann sich in ein schönes griechisches Mädchen verliebte, und die Thorheit beging, sie, unerachtet sie nur gemeinen Standes, und wie mir oft erzählt worden, Blumen und Früchte feil hielt, zu heirathen. Doch sie starb sehr bald kinderlos." —

Nein, nein, rief Theodor heftig, eine Prinzessin war dies Blumenmädchen, und

meine Mutter die Frucht der glücklichsten Ehe, die, ach! nur zu kurz dauerte.

Der Oheim prallte erschrocken zwei Schritte zurück. „Theodor, begann er dann; Theodor! sprichst du im Traum, im Fieber, im Wahnsinn? — Beinahe zwei Jahr war die Griechin todt, als dein Großvater meine Mutter heirathete, vier Jahre war ich alt, als meine Schwester geboren wurde. Wie um tausend Himmelswillen kann denn deine Mutter die Tochter jener Griechin seyn?"

Gestehen, fuhr Theodor ganz ruhig und gelassen fort, gestehen will ich, daß, betrachtet man die Sache aus dem gewöhnlichen Gesichtspunkt, die höchste Unwahrscheinlichkeit gegen meine Behauptung spricht. Aber das schöne unerforschliche Geheimniß, die sublime Mystik des Lebens tritt uns ja überall in den Weg, und das Unwahrscheinlichste ist oft das eigentliche Wahre. Sie glauben, bester Oheim, daß Sie vier Jahre alt waren, als meine Mutter geboren wurde, aber kann das nicht auf seltsamer Täuschung beruhen? — Doch ohne mich weiter auf die mysteriösen

Combinationen einzulassen, die unser Leben oft hineinziehen in ein Zauberreich, setze ich Ihnen, bester Oheim, ein Zeugniß entgegen, das alles, was Sie gegen mich aufbringen können, mit einem Schlage vernichtet! — Das Zeugniß meiner Mutter! — Sie staunen? — Sie blicken mich an, Zweifel im Auge? — Vernehmen sie dann! — Meine Mutter, so erzählte sie mir, mochte ungefähr sieben Jahre alt seyn, als sie sich, da schon die Abenddämmerung eingebrochen, in dem Saale befand, wo das lebensgroße Bild der Griechin hing, zu dem sie sich mit unsichtbarer Gewalt hingezogen fühlte. Als sie es aber innig liebend betrachtete, belebten sich die schönen Züge des hohen Antlitzes immer mehr und mehr, bis endlich die herrliche fürstliche Frau, die theuerste der Großmütter, aus dem Bilde heraustrat, und meine Mutter als ihr einziges liebes Kind begrüßte. Seit dieser Zeit wurde meine Mutter von dem theuern Bilde gehegt und gepflegt auf das zärtlichste, ja das Bild besorgte ihre ganze höhere Erziehung. Unter andern unterrichtete

das Bild meine Mutter auch in der neugriechischen Sprache, und meine Mutter mochte, da sie noch Kind, keine andere reden. Da aber aus sonderbaren nichtigen Gründen die Mutterschaft des Bildes ein Geheimniß bleiben sollte, geschah es, daß alle Leute das Neugriechische, das meine Mutter sprach, für französisch, ja selbst das Bild, erschien es manchmal plötzlich beim Kaffee, für eine französische Gouvernante halten mußten. Als meine Mutter heirathete, zog sich das Bild zurück in den Rahmen, und verließ ihn nicht wieder, bis meine Mutter sich in guter Hoffnung befand. Da entdeckte das theure hohe Bild meiner Mutter die fürstliche Abkunft, und daß der Sohn, von dem sie genesen würde, bestimmt sey, im schönen Griechenland Rechte geltend zu machen, die verloren geschienen. Eine anmuthige Gunst des Schicksals, oder nach gemeinem Sprachgebrauch, der Zufall, werde ihn dort hinleiten. Dann ermahnte das Bild meine Mutter, bei meiner Geburt ja keines der heiligen Mittel, wie sie im Vaterlande gebräuchlich, zu verabsäu-

men, um mich für jeden Schaden zu bewahren. Daher wurde ich, so wie ich geboren, von Kopf bis zu den Füßen mit Salz überschüttet, daher lag auf beiden Seiten meiner Wiege ein Stück Brod und ein hölzerner Stößel, daher wurde in dem Zimmer, wo ich mich befand, eine gute Parthie Knoblauch aufgehängt, daher trug ich ein kleines Säckchen um den Hals, worin drei Stückchen Kohle und drei Salzkörner befindlich. — Sie wissen, bester Oheim, aus dem Sonnini, daß diese vortrefflichen Gebräuche auf den Inseln im Archipelagus statt finden. — O es war ein hehrer heiliger Moment, als meine Mutter mir das alles entdeckte. — Zum erstenmal in ihrem Leben war sie über mich in lebhaften Zorn gerathen. — Es hatte sich nehmlich ein Wiesel in unser Zimmer eingefunden, das ich zu verfolgen im Begriff stand, als meine Mutter hinzukam, und mich auf das heftigste ausschalt. Dann lockte sie das Thierchen, das sich unter den Schrank geflüchtet hatte, hervor, und sprach zu ihm also: „beste Dame, seyn sie uns auf das

schönste willkommen! — Niemand soll ihnen Leid zufügen, sie sind hier zu Hause, alles steht zu ihren Diensten!“ — Meiner Mutter Worte kamen mir so spaßhaft vor, daß ich überlaut lachte, das Thier entfloh, aber in demselben Augenblick gab mir die Mutter eine tüchtige Ohrfeige, daß mir der Kopf summte. Ich erhob ein Gebrüll, dessen ich mich noch schäme, doch die gute Mutter wurde davon tief gerührt, schloß mich unter tausend Thränen in ihre Arme, und entdeckte mir, daß sie neugriechischer Abkunft sey, Rücksichts des Wiesels also nicht anders handeln könne. Dann erfuhr ich die Geschichte vom Bilde. — Sie sind, bester Oheim, gewiß eben so sehr überzeugt, als ich, daß das Auffinden der blauen Brieftasche eben der günstige anmuthige Zufall ist, den das Bild, die theure Großmutter, geweissagt. Nicht wie ein unbesonnener fantastischer Jüngling, sondern als ein Mann von Muth und Consequenz, handle ich daher, wenn ich mich straks in den Wagen setze, und in einem Strich fort reise bis nach Patras zum Herrn Andreas Condoguri,

der

der mich, als ein artiger Mann, gewiß weiter bescheiden wird. Das sehen sie gewiß ein, bester Oheim, und trauen mir auch zu, daß ich das hohe, das höchste Glück meines Lebens zu erringen im Stande seyn werde.

Der Oheim hatte den Neffen ruhig angehört, jetzt brach er los: „Gott tröste dich, Theodor, aber du bist ein großer Narr. — Deine Mutter, sanft ruhe ihre Asche! war ein wenig fantastisch, und dein Vater hat es mir oft geklagt, daß sie mit dir, als du geboren, allerlei seltsames vornehmen lassen, das ist wahr. Aber was du da vorbringst von griechischen Prinzessinnen, lebendigen Bildern, eingesalzenen Kindern und Wieseln, das hast du, nimm mir's nicht übel, ausgebrütet in deinem Gehirn, dem wahren Orbis pictus aller Tollheiten und Narrereien! — Nun! — ich will dir und deinem konsequenten Beginnen gar nicht in den Weg treten, fahre ab nach Patras, und grüße den Herrn Condoguri. Vielleicht ist dir die Reise recht gesund, vielleicht kommst du, schlagen dich nicht etwa die Türken tod, vernünftig

wieder. Vergiß nicht, wenn du auf die Insel kommst, wo der gute Nieseswurz wächst, davon tüchtigen und fleißigen Gebrauch zu machen. — Glückliche Reise!“ —

Damit verließ der prosaische Oheim den exaltirten Neffen.

Als nun der Tag der Abreise sich immer mehr nahte, überfiel den Baron doch ein gewisses Bangen, da jeder von den Gefahren sprach, in die er bei dieser Reise wohl gerathen könne.

In einem Anfall von Schwermuth, der Folge seines Bangens, setzte er seinen letzten Willen auf, in dem er seine sämmtlichen geschriebenen und gedruckten Gedichte der Besitzerin der blauen Brieftasche, seine neugriechischen Kleider aber der Theatergarderobe vermachte. Dann beschloß er außer seinem Jäger und einem jungen Italiener, der einige neugriechische Wörter aufgeschnappt, und der ihm zum Dollmetscher dienen sollte, noch einen tüchtigen Märker mit einem Rücken von ungefähr fünftehalb Fuß im Durchmesser

mitzunehmen, weshalb der Kutschenbock beträchtlich erweitert werden mußte.

Drei Tage brachte der Baron hin, die nöthigen Abschiedsbesuche zu machen. — Eine Reise nach dem romantischen Griechenland — ein geheimnißvolles Abentheuer — ein Abschied, auf vielleicht nie Wiedersehen — war das nicht genug, die zartesten Fräuleins in Extase zu setzen? — stahlen sich nicht Seufzer aus der Brust der Schönsten, wenn der Baron die schönen Bildchen der holden Insulanerinnen hervorzog, die er bei Gaspare Weiß gekauft, um interessanter von dem Griechenland sprechen zu können, das er nun schauen würde? — Konnte eine einzige das: Adieu, mon cher Baron, heraus bringen, ohne merkliches Schluchzen? — Schüttelten die ernsthaftesten, so wie die leichtsinnigsten Männer dem Baron nicht wehmüthig die Hand, und sprachen: möge ich Sie gesund, froh und glücklich wiedersehen, bester Baron! — Sie machen eine schöne Reise!

Ueberall fiel der Abschied rührend und herzerhebend aus. — Viele zweifelten in der

That, den jungen Abentheurer jemals wiederzusehen, und Trübsinn verbreitete sich in den Zirkeln, deren Zierde er gewesen. — Der Wagen stand hochbepackt vor der Thüre. Der Baron, unter dem Reisemantel neugriechisch gekleidet, setzte sich ein, der Jäger und der breite Märker, mit Büchsen, Pistolen und Säbeln bewaffnet, bestiegen den Bock, der Postillon stieß lustig ins Horn, und fort gings im vollen Trabe durch das Leipziger Thor nach Patras!

In Zehlendorf steckte der Baron den Kopf zum Fenster heraus, und rief in barschem Ton, man solle nicht lange trödeln beim Umspannen, er sey in größter Eil. Da fiel ihm der junge Professor ins Auge, den er erst vor wenigen Tagen kennen gelernt, und der den größten Enthusiasmus für die Reise nach Griechenland bewiesen.

Der Professor kam eben von Potsdam zurück; so wie er den Baron gewahrte, sprang er an den Wagen, und rief: Glückseligster aller Barone, ich merk' es, fort geht's nach Griechenland, aber gönnen Sie mir einige

Augenblicke, um Ihnen noch einige wichtige Notizen, wie ich sie aus der Bartholdyschen Reise entnommen, aufzuschreiben zu weiterer Nachforschung. Auch füge ich noch manches hinzu zu gütiger Erinnerung, z. B. wegen der türkischen Pantoffeln. — Den Bartholdy, fiel der Baron dem Professor in die Rede, habe ich selber im Wagen, und was die versprochenen Pantoffeln betrifft, so erhalten sie die schönsten, die es giebt, und sollte ich sie diesem oder jenem Pascha von den Füßen ziehen. Denn, o Professor! sie haben mich bestärkt in meinem Glauben, in meiner Ueberzeugung, und fleißig werd' ich auf klassischem Boden in den Taschen-Homer kucken, der mir ein theures werthes Geschenk ist. Zwar verstehe ich kein Griechisch, aber das findet sich, denk ich, von selbst, wenn ich erst im Lande bin. — Man sagt ja so im Sprichwort: das giebt sich, wie das Griechische. — Doch, schreiben Sie, bester, schreiben Sie, denn noch läßt sich kein Pferdekopf blicken.

Der Professor zog eine Schreibtafel her-

vor, und begann die Notizen, wie sie ihm eben zu Sinn kamen, aufzuschreiben. Während dessen öffnete der Baron die Mappe, um nachzusehen, ob auch seine Briefschaften in gehöriger Ordnung. Da fiel ihm jenes Haude- und Spenersche Zeitungsblatt in die Hände, das er auf dem Casino fand, und das der Anlaß seines ganzen Beginnens, seiner weiten gefahrvollen Reise.

„Verhängnißvolles Blatt, sprach er mit Pathos, verhängnißvolles, jedoch theures liebes Blatt, du erschlossest mir das schönste Geheimniß meines Lebens! — Dir danke ich all' mein Hoffen — Sehnen — mein ganzes Glück! — Anspruchslos — grau — löschpapieren — ja ein wenig schmutzig, wie du dich gestaltest, trägst du doch den Edelstein in dir, der mich so reich machte! — O Blatt, wie bist du doch ein Schatz, den ich ewig bewahren werde — o Blatt der Blätter!" —

„Welches Blatt, unterbrach der Professor den Baron, indem er ihm die fertigen Notizen hinreichte, welches Blatt setzt sie in solche Extase, bester Baron?"

Der Baron erwiederte, daß es jenes verhängnißvolle Haude- und Spenersche Zeitungsblatt sey, in dem die Aufforderung an den Finder der blauen Brieftasche stehe, und reichte es dem Professor hin. Der Professor nahm es, warf einen Blick darauf, — fuhr zurück, wie plötzlich erstaunend — sah schärfer hinein, als wenn er seinen Augen nicht trauen wollte — rief dann mit starker Stimme: Baron! — Baron! — bester Baron! — Sie wollen nach Griechenland? nach Patras — zum Herrn Condogurl? — O Baron! — bester Baron! —

Der Baron sah hinein in das Blatt, das der Professor ihm dicht vor die Augen hielt, und sank dann wie vernichtet zurück in den Wagen.

In dem Augenblick kamen die Pferde, der Wagenmeister trat höflich an den Schlag, und entschuldigte, daß die Pferde etwas länger ausgeblieben als recht, doch solle nun der Herr Baron in längstens anderthalb Stündchen in Potsdam seyn.

Da schrie der Baron mit entsetzlicher

Stimme: „fort! — zurück nach Berlin — zurück nach Berlin!“ — Der Jäger und der Märker sahen sich erschrocken um, der Postillon sperrte das Maul auf. Aber immer heftiger schrie der Baron: „nach Berlin — hast du Ohren, Schurke! — einen Dukaten Trinkgeld, Bestie, einen Dukaten — aber fahre — fahre, wie der Sturmwind — galloppire Canaille — galloppire Unglückskind — einen Dukaten bekömmst du. —

Der Postillon lenkte um, und jagte im brausenden Gallopp fort nach Berlin. —

Der Baron hatte nehmlich, als ihm das Haude- und Spenersche Zeitungsblatt in die Hände fiel, eine Kleinigkeit übersehen, d. h. die Jahrszahl. — Ein Stück der vorjährigen Zeitung, ein Makulaturblatt, worin vielleicht etwas eingeschlagen, oder das sonst ein Zufall auf einen Tisch ins Casino gebracht, hatte er gelesen, und so war eben heute, am vier und zwanzigsten Julius, als der Baron nach Patras abreisen wollte, das Jahr verflossen, das in jener Aufforderung zur Frist bestimmt, nach Griechenland zu reisen, oder bei der

Madame Obermann in der Sonne sich einzufinden, und die Entwickelung des Abentheuers abzuwarten.

Was konnte der Baron nun wohl anders thun, als so schnell als möglich nach Berlin zurück, und einkehren in der Sonne, welches er denn auch wirklich that.

Traum und Wahrheit.

„Welch ein Verhängniß, sprach der Baron, als er sich in der Sonne, und zwar in Nr. 14, auf dem Sopha lang ausstreckte, welch ein geheimnißvolles Verhängniß treibt sein Spiel mit mir? — War das Patras, wo ich mich befand? — War das Herr Andreas Condogurl, der mir den weitern Weg wieß? — Nein! — Zehlendorf war das Ziel meiner Reise, — es war der Wagenmeister, der mich hieher wies, und auch der Professor konnte nur der todte Hebel seyn, der unbekannte Kräfte in Bewegung setzte!“ —

Der Jäger trat hinein und berichtete,

daß selbigen Tages durchaus weiter keine fremde Herrschaft eingetroffen sey. Das schlug den Baron, dem die Entwickelung des Abentheuers, der Aufgang des Geheimnisses, die Brust spannte, nicht wenig nieder. Er bedachte indessen, daß der Tag ja bis nach Mitternacht fortdauere, und man erst, nachdem es zwölf geschlagen, mit gutem Gewissen schreiben könne: am fünf und zwanzigsten Julius, ja daß strenge Leute dies erst nach dem Schlage eins thäten, und dies gab ihm Trost.

Er beschloß mit erzwungener Ruhe auf dem Zimmer bleibend, abzuwarten, was sich ereignen werde, und sah es, unerachtet er an nichts denken wollte, als an das schöne Geheimniß, an das holde Zauberbild, das ja sein ganzes Innres erfüllen mußte, doch nicht ungern, als auf den Punkt zehn Uhr der Kellner erschien, und einen kleinen Tisch deckte, auf dem bald ein feines Ragout dampfte. Der Baron fand es nöthig, und seiner innern Stimmung gemäß, ätherisches Getränk zu genießen, und befahl Champa-

gner. — Als er den letzten Bissen eines gebratenen Huhns verzehrt, rief er aus: was ist irdisches Bedürfniß, wenn der Geist das Göttliche ahnet! —

Damit setzte er sich, Beine untergeschlagen, auf das Sopha, nahm die Chitarre zur Hand, und begann neugriechische Romanzen zu singen, deren Worte er mit Mühe aussprechen gelernt, und die nach den selbst komponirten Melodien abscheulich genug klangen, um für etwas sehr Absonderliches und Charakteristisches zu gelten, weshalb er sie auch den Fräuleins A bis Z. niemals vorgesungen, ohne das tiefste Erstaunen, ja einiges angenehme Entsetzen zu erregen. — Der Begeisterung halber ließ der Baron, nachdem er eine Flasche Champagner geleert, noch eine zweite kommen. Plötzlich war es dem Baron, als machten sich die Akkorde, die er anschlug, ganz los von dem Instrument, und schwämmen voller und herrlicher tönend frei in den Lüften. Dazu sang eine Stimme in seltsamen unbekannten Weisen, und der Baron vermeinte, sein Geist sey es, der ent-

fesselt sich erhebe im himmlischen Melos. Bald wurde ein geheimnißvolles Flüstern vernehmbar. — Es rauschte an der Thüre, sie sprang auf, hinein trat eine hohe herrliche Frauengestalt in dichte Schleier gehüllt. — Sie ist es — sie ist es, rief der Baron im Uebermaaß des Entzückens, stürzte nieder auf die Knie, und reichte der Gestalt die blaue Brieftasche dar. Da schlug die Frau die dichten Schleier zurück, und durchbebt von aller Lust des Himmels, konnte Theodor kaum den Glanz überirdischer Schönheit ertragen! Die holde Jungfrau nahm die Brieftasche, und musterte sorglich den Inhalt. Dann beugte sie sich herab zu Theodor, der noch immer anbetend auf den Knieen lag, hob ihn auf, und sprach mit dem süßesten Wohllaut: Ja, du bist es, du bist mein Theodor! — ich habe dich gefunden! — „Ja, er ist es, Signor Theodoro, den du fandest!“ — So sprach eine tiefe Stimme, und der Baron merkte nun erst eine kleine sehr seltsame Gestalt, die hinter der Jungfrau stand, in einen rothen Talar gehüllt, und eine feurig

glänzende Krone auf dem Haupte. — Des Kleinen Worte wurden, so wie sie ausgesprochen, zu Bleikugeln, die an Theodors Gehirn anprallten, und so konnt' es nicht fehlen, daß dieser etwas erschrocken zurückwich.

Erschrick nicht, sprach die Jungfrau, erschrick nicht, Hochgeborner! der Kleine dort ist mein Oheim, der König von Candia, er thut niemandem etwas zu Leide. Hörst du denn nicht, Bester! daß die Steinamsel singt, und kann denn Böses geschehen?

Erst jetzt war es dem Baron möglich, Worte herauszupressen aus der beengten Brust. „So ist es denn wahr, sprach er, was mir Träume, was mir süße Ahnungen sagten? — so bist du denn mein, du der Frauen herrlichste und hehrste? — doch erschließe mir das herrliche Geheimniß deines — meines Lebens!"

Nur, erwiederte die Jungfrau, nur dem Geweihten erschließt sich mein Geheimniß, nur der heilige Schwur giebt die Weihe! — Schwöre, daß du mich liebst!

Von neuem stürzte der Baron nieder

auf die Knie, und sprach: Ich schwöre bei dem heiligen Mond, der herabschimmert auf Paphos Fluren! — O schwöre, fiel die Jungfrau ihm mit Julias Worten in die Rede, o schwöre nicht beim Mond dem Wandelbaren, der immerfort die Scheibe wechselt, damit nicht wandelbar dein Lieben sey! — Doch du gedachtest, süßer Romeo! der heiligen Stätte, wo die schauerliche Stimme des Orakels forttönt aus alter grauer Zeit, und der Menschen düsteres verschleiertes Schicksal enthüllt! — Der Ober-Consistorialrath wird uns den Eintritt in den Tempel nicht verwehren! — Eine andere Weihe soll dich fähig machen, mit mir hinzueilen, und den König von Candia abzufertigen mit schnöder Rede, sollt' es ihm einfallen, grob gegen dich zu seyn, wie es ihm manchmal zu Sinne kommt. Zum zweitenmal richtete die Jungfrau den Baron in die Höhe, nahm aus der blauen Brieftasche das Messerchen, entblößte dem Baron den linken Arm, und öffnete ihm, ehe er sichs versah, eine Ader. Das Blut spritzte empor, und der Baron fühlte

den Schwindel der Ohnmacht. — Doch als-bald schlang die Jungfrau das magische Band um den Arm des Barons, und zugleich um den ihrigen. Da stieg ein bläulicher Duft aus der Brieftasche, verbreitete sich im Zimmer, stieg durch die Decke, welche verschwand, die Mauern schoben sich fort, der Fußboden versank, der Baron schwebte, von der Jungfrau umschlungen, im weiten lichten Himmelsraume. „Halt, kreischte der König von Candia, indem er den Baron beim Arm festpackte, halt, das leid ich nicht, ich muß auch dabei seyn!“ Doch der Baron fuhr ihn an, sich mit Gewalt losmachend: Sie sind ein naseweiser Patron und kein König, denn ich müßte weniger Statistiker seyn, als ich es wirklich bin, um nicht zu wissen, daß es gar keinen König von Candia giebt. Sie stehen ja in keinem Staatskalender, und könnten, wär' es der Fall, höchstens als Druckfehler passiren! — Fort, sag' ich, scheeren Sie sich fort hier aus der Luft!“ — Der Kleine fing an, auf sehr unangenehme Weise zu grunzen, da berührte die Jungfrau sein Haupt, er

kroch zusammen, und schlüpfte in die Brieftasche, die die Jungfrau an einer goldenen Kette um den Hals gehängt, wie ein Amulet. —

O Baron, sprach die Jungfrau, du hast Muth, und nicht fremd blieb dir die göttliche Grobheit! — doch sieh, schon naht sich das Geschwader aus Paphos! —

Der Blumenthron aus Armida ließ sich herab aus der Höhe, von hundert Genien umgeben. Der Baron stieg hinein mit der Jungfrau, und nun gings fort sausend und brausend durch die Lüfte. O Gott, rief der Baron, als er immer schwindlichter und schwindlichter wurde, o Gott, hätte ich doch nur nach dem anmuthigen Beispiel geschätzter gräflicher Freunde eine einzige Luftfahrt mit Herrn oder Madame Reichardt gemacht, so wär' ich ein Baron von Erfahrung, und verstände mich auf solche Luftsegeley — aber nun. — Was hilft es mir, daß ich auf Rosen sitze neben dem himmlischen Zauberbilde, bei dem verfluchten Schwindel, der mir das Innerste umdreht.

In dem Augenblick schlüpfte der König von Candia aus der Brieftasche, und hing sich, indem er wieder schrecklich pfiff und grunzte, an die Füße des Barons, so daß dieser vom Throne hinabrutschend, und nur mit Mühe immer wieder hinaufrutschend, sich kaum oben erhalten konnte. Immer schwerer und schwerer wurde der fatale Candiasche König, bis er den armen Baron ganz hinabzog. — Die Rosenkette, an der er sich festhalten wollte, zerriß, er stürzte mit einem Schrei des Entsetzens hinunter, und — erwachte! — Die Morgensonne schien hell ins Zimmer! — Der Baron konnte kaum zu sich selbst kommen, er rieb sich die Augen, er fühlte einen lebhaften Schmerz in den Beinen und im Rücken. — Wo bin ich! rief er, welche Töne! — Das Pfeifen, Brummen und Grunzen des Königs von Candia dauerte fort. Endlich raffte sich der Baron auf vom Fußboden, wo er neben dem Sopha gelegen, und entdeckte bald die Ursache des seltsamen Tönens. Im Lehnstuhl lag nehmlich der Italiener, und schnarchte fürchterlich.

Die Chitarre, die neben ihm auf der Erde lag, schien seinen Händen entsunken. — Luigi — Luigi, erwachen Sie! rief der Baron, indem er den Italiener rüttelte. Der konnte sich aber schwer von völliger Schlaftrunkenheit erholen. Endlich erzählte er auf dringendes Befragen, daß der Herr Baron — mit gütiger Erlaubniß — gestern Abend, vermuthlich wegen großer Müdigkeit von der Reise, nicht recht bei Stimme gewesen, und, wie es manchmal dem besten Sänger geschehe, wirklich etwas gräßliche Töne von sich gegeben hätte. Dadurch wäre er veranlaßt worden, dem Herrn Baron leise — leise die Chitarre aus der Hand zu nehmen, und ihnen hübsche italienische Canzonetten vorzusingen, worüber der Herr Baron in der etwas unbequemen orientalischen Stellung mit untergeschlagenen Beinen fest eingeschlafen. Er — sonst eben nicht kein Liebhaber von Wein, habe sich die Erlaubniß genommen, den kleinen Rest des Champagners auszutrinken, den der Herr Baron übrig gelassen, und sey dann ebenfalls in tiefen Schlaf gesunken.

In der Nacht sey es ihm gewesen, als höre er dumpfe Stimmen, ja als würde er gerüttelt mit Gewalt. Zwar sey er halb und halb erwacht, und es habe ihm geschienen, als erblicke er fremde Personen im Zimmer, und höre ein Frauenzimmer griechisch sprechen, aber wie verhext, habe er die Augen nicht offen behalten können, und sey ganz betäubt wieder eingeschlafen bis der Herr Baron ihn jetzt erst aufgeweckt.

Was ist das, rief der Baron, war es Traum, war es Wahrheit? — Befand ich mich wirklich mit ihr, mit dem Leben meiner Seele auf der Reise nach Paphos, und riß mich eine dämonische Gewalt herab? — Ha! — soll ich untergehen in diesen Geheimnissen? Hat mich eine grausame Sphinx erfaßt, und will mich hinunter schleudern in den bodenlosen Abgrund? — Bin ich —

Der Jäger, der mit dem Portier des Hauses eintrat, unterbrach den Monolog des Barons. Beide erzählten ein seltsames Ereigniß, das sich in der Nacht begeben.

Auf den Schlag zwölf Uhr (so sagten

sie) sey ein schöner schwerbepackter Reisewagen vorgefahren, und eine große verschleierte Dame ausgestiegen, die in gebrochenem Deutsch sich sehr eifrig erkundigt, ob nicht den Tag ein fremder Herr angekommen. Er, der Portier, der damals noch nicht den Namen des Herrn Barons gewußt, habe nichts anders sagen können, als daß allerdings ein junger hübscher Herr eingekehrt sey, den er seiner Kleidung nach, für einen reisenden Armenier oder Griechen von Stande halten müsse. Da habe die Dame sehr vergnügt gethan, ja wie außer sich, mehrmals hintereinander gerufen: Eccolo — eccolo — eccolo! welches nach dem bischen Italienisch, das er verstehe, so viel hieße, als: da ist er — da ist er! — Die Dame habe dringend verlangt, sogleich in das Zimmer des Herrn Barons geführt zu werden, und behauptet, daß der eingekehrte Herr ihr Gemahl sey, den sie schon seit einem Jahre suche. Eben deshalb habe er aber großes Bedenken getragen, ihrem Verlangen nachzugeben, da man doch nicht wissen könne — Genug, er habe den

Jäger geweckt, und erst als dieser den Herrn Baron namentlich genannt, und auf sein heiliges Wort versichert, daß Hochdieselben unverheirathet, wären sie getrost hinaufgestiegen nach dem Zimmer des Herrn Barons, das sie unverriegelt gefunden. Der Dame auf dem Fuße sey etwas gefolgt, woraus sie nicht recht klug werden können, da es aber aufrecht auf zwei Beinen gegangen, so habe es Ihnen beinahe scheinen wollen, als sey es ein kleiner kurioser Mann. Die Dame sey auf den Herrn Baron, der auf dem Sopha sitzend fest eingeschlafen, zugeschritten, habe sich über ihn hingebeugt, ihm ins Gesicht geleuchtet, dann sey sie aber wie im jähen Schreck zurückgefahren, und habe mit einem Ton, der Ihnen recht ins Herz geschnitten, mehrere unverständliche Worte gesprochen, wozu das, was ihr nachgefolgt, recht hämisch gelacht. Nun habe sie den Schleier zurückgeworfen, ihn, den Portier mit zornfunkelnden Augen angeblickt und etwas gesagt, was dem Herrn Baron wieder zu sagen, ihm die Ehrfurcht verbiete.

Heraus damit, sprach der Baron, ich will, ich muß alles wissen!

Wenn der Herr Baron, erzählte der Portier weiter, es nicht ungnädig aufnehmen wollten, so habe ihn die fremde Dame mit den Worten angefahren: Unglücksvogel, es ist nicht mein Gemahl, es ist der schwarze Hasenfuß aus dem Thiergarten! — Herrn Luigi, der sehr geschnarcht, hätten sie indessen aus dem Schlafe aufrütteln wollen, um mit der Dame zu reden, er sey aber durchaus nicht zu erwecken gewesen. — Die Dame habe nun fort wollen, in dem Augenblick aber eine kleine blaue Brieftasche gewahrt, die auf dem Tische gelegen. Diese Brieftasche habe die Dame mit Heftigkeit ergriffen, sie dem Herrn Baron in die Hand gegeben, und sey hingeknieet neben dem Sopha. Sehr seltsam sey es nun anzusehen gewesen, wie der Herr Baron im Schlafe gelächelt, und die Brieftasche der Dame dargereicht, die sie schnell in den Busen gesteckt. — Nun habe die Dame das Ding, was ihr gefolgt, auf den Arm genommen, sey mit unglaublicher

Schnelligkeit die Treppe hinab in den Wagen geeilt, und davon gefahren. — Der Portier setzte insbesondere hinzu, daß die Dame ihn zwar dadurch tief gekränkt, daß sie ihn, der seit dreißig Jahren sein Bandelier und seinen Degen mit Ruhm und Ehre getragen, einen Vogel geheißen, indessen wolle er gern noch viel mehr als das ertragen, wenn es ihm vergönnt seyn könne, die Dame nur noch ein einzigesmal zu schauen, denn eine ausnehmendere Schönheit habe er in seinem ganzen Leben nicht geschaut. —

Dem Baron zerriß die ganze Erzählung das Herz. Es war gar nicht daran zu zweifeln, daß die fremde Dame die Griechin, die Besitzerin der blauen Brieftasche, daß der kleine unförmliche Mann der Magus gewesen, von dem in dem Blättlein der Unbekannten die Rede. — Und den wichtigsten Moment seines Lebens hatte er verschlafen! — Das bitterste Gefühl erweckte ihm aber der schwarze Hasenfuß aus dem Thiergarten, den er nicht wohl auf jemanden anders, als auf sich selbst beziehen konnte, und der alles

günstige und glückliche, das er aus dem Blättlein Rücksichts seines Ich's herausbuchstabirte, zu vernichten schien. Nächstdem war ihm die Art, wie er um das theure Besitzthum der Brieftasche nebst ihren geheimnißvollen Inhalt gekommen, nur zu empfindlich.

„Unglücklicher,“ fuhr er den Jäger an, „Unglücklicher, sie war es, sie war es selbst, und du wecktest mich nicht — sie! — mein Abgott! — mein Leben! — sie, der ich nachreisen wollte nach dem fernen Griechenland!“ — Der Jäger erwiederte mit pfiffiger Miene, daß wenn sie, die Dame, auch die rechte gewesen, es ihm doch geschienen, als sey der Herr Baron nicht der rechte gewesen, und da habe es des Aufweckens wohl nicht erst bedurft! —

Gar peinlich war es für den Baron täglich, ja stündlich, mit kaum unterdrücktem Lachen gefragt zu werden, wie er so schnell habe aus Griechenland zurückkehren können? — Er schützte, da er, rückte er mit der Wahrheit heraus, sich offenbar noch größerem Gelächter Preis gegeben, Krankheit vor,

und wurde aus Aerger und Sehnsucht wirklich so krank, daß sein Arzt nur in dem Gebrauch des stärksten, oft fürchterlich wirkenden Mineral-Bades, dessen Kraft die stärksten Naturen niederwirft, Rettung für sein Leben fand. — Er mußte nach Freienwalde reisen! —

Der Zauber der Musik.

Eigentlich wollte der Baron von Freienwalde sogleich nach Mecklenburg gehen zu seinem alten Oheim, indessen fühlte er doch, als das Mineralwasser seine Wirkung gethan, eine unüberwindliche Sehnsucht nach der Residenz, und langte in den letzten Tagen des Septembers glücklich wieder in Berlin an. — Da er nun wirklich eine Reise gemacht, zwar nicht nach Patras, aber doch nach Freienwalde, so konnte er schon mit mehrerer Festigkeit auftreten, und den hämischen Lachern dreist ins Gesicht blicken. Kam noch hinzu, daß er von der Reise nach Griechen-

land, die er hatte unternehmen wollen, allerliebst und sogar tiefsinnig und gelehrt zu sprechen wußte, so konnt' es gar nicht fehlen, daß er seine ganze Liebenswürdigkeit wieder gewinnend, jeden Spott niederschlug, und der Abgott mehrerer Fräuleins wurde, wie er es sonst gewesen. —

Eines Tages, als schon die Sonne zu sinken begann, war er im Begriff, hinauszugehen in den Thiergarten, als auf dem Pariser Platz dicht vor dem Brandenburger Thor ihm ein Paar ins Auge fiel, das ihn festwurzelte an den Boden. — Ein sehr kleiner, verwachsener, krummbeinigter, alter Mann, auf groteske Weise altmodisch gekleidet, mit einem großen Blumenstrauß vor der Brust, ein sehr hohes spanisches Rohr in der Hand, führte eine fremdartig gekleidete verschleierte Dame von edlem Wuchs und majestätischer Haltung. Das Seltsamste war wohl gewiß der Haarzopf des Alten, der unter dem kleinen Hut sich hervorschlängelte bis auf die Erde. Zwei muntre Gassenbüblein von der angenehmen Race, die im Thiergar-

ten Glimmstengel avec du feu auszubieten pflegt, mühten sich, dem Alten auf den Zopf zu treten, das war aber unmöglich, denn in aalartigen Krümmungen und Windungen entschlüpfte er ihren Fußtritten. Der Alte schien nichts davon zu bemerken. — Das Herz bebte dem Baron, geheimnißvolle Ahnungen stiegen in ihm auf, aber niedersinken hätte er mögen in den schnöden Staub des Pariser Platzes, als die Dame sich nach ihm umschaute, als ihn wie ein Blitz, der durch finstre Wolken zuckt, durch den dichten Schleier, der zündende Blick der schönsten schwarzen Augen traf. —

Endlich faßte sich der Baron, und begriff schnell, daß der Muthwille der Gassenbuben ihm sogleich die Bekanntschaft des Alten und der Dame verschaffen könne. Mit vielem Geräusch verjagte er die Jungen, näherte sich dann dem Alten, und sprach, den Hut höflich abziehend: Mein Herr, Sie bemerken nicht, daß kleine Bestien von Straßenbuben es darauf angelegt haben, Ihren

schönen Haarzopf zu ruiniren durch Fußtritte.

Der Alte sah dem Baron ohne im mindesten seine Höflichkeit zu erwiedern, starr ins Gesicht, und schlug dann eine schallende Lache auf, worin die Gassenbuben nebst dem Succurs, den sie vom Brandenburger Thor herbeigeholt, einstimmten, so daß der Baron ganz beschämt da stand, und nicht recht wußte, was er nun beginnen sollte.

Indessen schritt das Abentheuer langsam fort durch die Linden, der Baron warf einige Münze unter die Eleven der Pflanzschule für Spandau, und folgte dann dem Paar, das zu seiner großen Freude einkehrte in den Conditorladen bei Fuchs.

Als der Baron eintrat, hatte der Alte mit der Dame schon Platz genommen in dem heimlichen, mit Weinlaub dekorirten Spiegelkabinet. Der Baron setzte sich in das anstoßende Zimmer, und zwar so, daß er das Paar in den Spiegeln genau erblicken konnte.

Der Alte sah sehr mürrisch vor sich nieder, die Dame sprach ihm heftig jedoch so

leise ins Ohr, daß der Baron kein einziges Wort vernehmen konnte. Jetzt kam, was sie bestellt, Eis, Kuchen, Likör. Die Dame faßte den Alten ans Hinterhaupt, und der Baron gewahrte zu seinem nicht geringen Erstaunen, daß sie den Haarzopf abschraubte, den sie dann öffnete wie ein Etui, und Serviette, Messer, Löffel herausnahm. Die Serviette band sie dem Alten um den Hals, wie man es bei Kindern zu thun pflegt, damit sie sich nicht beschmutzen. Der Alte blickte, plötzlich heiter geworden, mit seinen kohlschwarzen Augen die Dame sehr freundlich an, und aß mit widrigem Appetit Eis und Kuchen. Jetzt schlug endlich die Dame den Schleier zurück, und in der That, man durfte weniger reizbar seyn, als der Baron, um doch wie dieser ganz hingerissen zu werden, von der ausnehmenden Schönheit der Fremden. Mancher hätte vielleicht, nachdem er den ersten Turandotsblick ertragen, behaupten, es fehle dem Gesicht, der ganzen Gestaltung der Fremden, jene Anmuth, die alle strenge Regel der Form verspottend, unwiderstehlich siegt, und ein an=

drer vielleicht vorgeben können, daß der seltsame Isis-Schnitt der Augen und der Stirn ihn etwas unheimlich bedünken wölle — Genug! — die Fremde mußte jedem für eine gar wunderbare Erscheinung gelten! — Der Baron quälte sich damit, wie er es anfangen solle, sich auf schickliche Weise mit dem fremden Paare in Rapport zu setzen. — Wie, dacht' er endlich, wenn du den Zauber der Musik ausströmen ließest, um das Gefühl der Schönsten aufzuregen! — Gedacht, gethan, er setzte sich an das schöne Kistingsche Instrument, das bekanntlich in dem Zimmer des Fuchsischen Conditorladens steht, und begann auf eine Weise zu fantasiren, die wenigstens ihm, wenn auch nicht andern, göttlich, sublim vorkam. — Gerade bei einem säuselnden Pianißimo rauschte es im Kabinett, er blickte ein wenig seitwärts, und gewahrte, daß die Dame aufgestanden. Dagegen lag oder sprang und hüpfte vielmehr auf dem Platz, wo sie gesessen, der Haarzopf des Alten, bis dieser ihn mit der flachen Hand niederklatschte, und laut rief: Kusch —

kusch Fripon! — Etwas erschrocken über die seltsame Natur des Zopf-Fripons fiel der Baron sogleich in ein Fortissimo, und ging dann über in schmelzende Melodien. Da vernahm er, wie die Dame, verlockt von süßer Töne Gewalt, sich leisen Trittes ihm nahte, und hinter seinen Stuhl trat. — Alles, was er bis jetzt Schmachtendes und Zärtliches von allen italienischen Maestros vor allen inis — anis — ellis und ichis gehört, kam an die Reihe. — Er wollte schließen im rauschendeu Entzücken, da hörte er dicht hinter sich tief aufseufzen. — Nun ist es Zeit, dacht' er, sprang auf, und — blickte dem Rittmeister von B. ins Auge, der sich indessen hinter seinen Stuhl gestellt, und nun versicherte, daß der Baron sehr unrecht thue, dem Herrn Fuchs die Gäste zu verscheuchen, durch sein entsetzliches Lamentiren und Wirthschaften auf dem Piano. So eben habe wieder eine fremde Dame alle mögliche Zeichen der Ungeduld blicken lassen, und sey endlich mit ihrem Begleiter, einem kleinen possierlichen Mann, schnell entflohen. —

Was? — entflohen! — rief der Baron ganz bestürzt, entflohen aufs neue? Der Rittmeister erfuhr nun von dem Baron in aller Eil genug, um einzusehen, welches interessante Abentheuer unterbrochen. — „Sie ist es — Sie ist es! Ha, meine Ahnung hat mich nicht getäuscht!“ So schrie der Baron, da der Rittmeister als etwas absonderliches bemerkte, daß die Dame eine kleine himmelblaue Brieftasche an einer goldnen Kette um den Hals gehängt gehabt. Herr Fuchs, der gerade in der Thüre des Ladens gestanden, hatte gesehen, wie der kleine Alte einen herbeieilenden Halbwagen heranwinkte, mit der Dame hineinstieg, und dann wegfuhr mit Blitzesschnelle. Man erblickte noch den Wagen ganz am Ende der Linden nach dem Schlosse zu. —

„Ihr nach — ihr nach,“ rief der Baron, nimm mein Pferd! der Rittmeister.

Der Baron schwang sich auf, und setzte dem muthigen Roß die Hacken in die Rippen, das aber bäumte sich, und brauste dann freie Kraft und freien Willen übend, wie der

Sturm=

Sturmwind fort durch das Brandenburger Thor, geraden Strichs nach Charlottenburg, wo der Baron wohlbehalten und eben zu rechter Zeit ankam, um bei der Madame Pauli mit mehreren Bekannten ein Abendessen einzunehmen. Man hatte ihn kommen sehen, und rühmte allgemein den scharfen und muthigen Ritt um so mehr, da man gar nicht gewußt, daß der Baron sicher und gewandt genug reite, um es mit einer solchen scheuen wilden Bestie aufzunehmen, als des Rittmeisters Pferd es sey. —

Dem Baron war im Innern zu Muthe, als müsse er sein Daseyn verfluchen. —

Der griechische Heerführer. Das Räthsel.

Vielen Trost gab dem Baron die Ueberzeugung, daß der Gegenstand seines Sehnens und Hoffens doch nun gewiß in den Mauern von Berlin sich befinde, und daß jeden Augenblick ein günstiger Zufall ihm das seltsame Paar wieder zuführen könne.

Unerachtet der Baron aber mehrere Tage unablässig vom frühen Morgen bis in den späten Abend die Linden durchstrich, so ließ sich doch keine Spur sehen, weder von dem Alten, noch von der Dame.

Sehr vernünftig und gerathen schien es daher, sich auf das Fremden-Bureau zu begeben, und dort nachzuforschen, wo das seltsame Paar, das am vier und zwanzigsten Julius in der Nacht einpassirt, hingekommen.

Dies that der Baron, und entwarf zugleich dem Beamten ein sehr treues Bild des wunderlichen Kleinen und der griechischen Dame. Der Beamte meinte indessen; da von den einpassirten Fremden keine Steckbriefe entworfen würden, so könne ihm jene Schilderung wenig helfen, nachsehen wolle er jedoch, was für Fremde überhaupt in jener Nacht angelangt. Außer dem griechischen Kaufmann Prosocarchi von Smyrna fand sich indessen kein Ankömmling von fremdartiger Natur, lauter Amtsräthe, Justizaktuarien u. s. w. aus der Provinz, waren am vier und fünf und zwanzigsten Julius durch

die Thore von Berlin hineingefahren. Besagter Kaufmann Prosocarchi war aber ohne alle Begleitung angekommen, schon deshalb konnte es nicht der kleine Alte seyn, zum Ueberfluß begab sich aber der Baron zu ihm hin, und fand einen schönen großen Mann von angenehmer Bildung, dem er mit Vergnügen einige Pastilles du serail und auch Balsam von Mekka, der das verstauchte Bein des Magus kurirt, abkaufte. Prosocarchi meinte übrigens auf Befragen, ob er nichts von einer griechischen Fürstin wisse, die sich in Berlin aufhalte, daß dies wohl nicht der Fall seyn werde, da er sonst schon gewiß einen Besuch von ihr erhalten. Uebrigens aber sey es gewiß, daß sich ein vertriebener Primat von Naxos aus einer uralten fürstlichen Familie mit seiner Tochter in Deutschland umhertreibe, den er indessen niemals gesehen.

Was blieb dem Baron übrig, als jeden Tag, wenn die Witterung günstig, nach jener verhängnißvollen Stelle im Thiergarten zu wallfahrten, wo er die Brieftasche gefun-

den, und die, wie es aus dem darin befindlichen Blättlein zu entnehmen, der Lieblingsplatz der Griechin geworden.

„Es ist," sprach der Baron, als er auf der Bank saß bei der Statue des Apollo, zu sich selbst, „es ist gewiß, daß sie, die Herrliche, Göttliche, mit ihrem krummen Magus diesen Platz öfters besucht, aber wie ist es möglich, hilft nicht ein glücklicher Zufall, daß ich den Augenblick treffe, wenn sie zugegen! — Nimmer — nimmer sollt' ich diesen Ort verlassen, ewig hier weilen, bis ich sie gefunden!

Aus diesem Gedanken entstand der Entschluß, gleich hinter der verhängnißvollen Bank, neben dem Baum mit der Inschrift, eine Einsiedelei anzulegen, und fern von dem Geräusch der Welt, in wilder Einöde, ganz dem Schmerz der sehnsuchtsvollen Liebe zu leben. Der Baron überlegte, auf welche Weise er bei der Regierung zu Berlin um die Erlaubniß nachsuchen müsse zum beschlossenen Bau, und ob er nicht zu dem Eremitenkleid auch einen falschen Bart tragen solle, den er

dann, wenn er sie gefunden, mit vieler Wirkung herabreißen könne vom Kinn. Während diesen Betrachtungen war es aber ziemlich finster geworden, und der rauhe Herbstwind, der durch die Bäume strich, mahnte den Baron, daß es, da die Einsiedelei noch nicht stehe, gerathen seyn würde, anderswo Dach und Fach zu suchen. — Wie bebte ihm aber das Herz, als er, aus dem dichten Laubgange herausgetreten, den Alten mit der verschleierten Dame vor sich herschreiten sah. Beinahe besinnungslos stürzte er dem Paar nach, und rief ganz außer sich: o mein Gott — endlich — endlich — ich bin's — Theodor — die blaue Brieftasche! — „Wo ist sie, die Brieftasche — haben Sie sie gefunden? — Gott sey gedankt!" — So rief der Kleine, indem er sich umwandte. Und dann: ha, sind Sie es, bester Baron? — Nun das ist ein wahres Glück, ich gab mein Geld schon verloren.

Niemand anders aber war der Kleine, als der Banquier Nathanael Simson, der mit seiner Tochter eben von einem Spazier-

gange zurückkehrte nach seiner im Thiergarten belegenen Wohnung. Man kann denken, daß der Baron nicht wenig betreten war über seinen Irrthum, und das um so mehr, als er sonst der ganz hübschen aber ein wenig alternden Amalia (so hieß des Banquier's Tochter), sehr stark den Hof gemacht, sie aber dann verlassen. Mit beißendem Spott hatte Amalia über des Barons verfehlte Reise nach Griechenland gesprochen, und eben deshalb der Baron sie vermieden, wie er nur konnte. „Sieht man Sie endlich wieder, lieber Baron!“ So begann Amalia, doch Simson ließ sie nicht zu Worte kommen, sondern fragte unaufhörlich nach der Brieftasche. Es fand sich, daß er vor einigen Tagen, was ihm sonst nie geschehen, in den Gängen des Thiergartens eine Brieftasche, worin ein Funfzig Thaler Tresorschein befindlich, verloren und diese, glaubt er, hätte der Baron gefunden. Der Baron war ganz verwirrt über das Mißverständniß, und wünschte sich hundert Meilen fort. Indem er aber sich loszumachen strebte, hing Amalia ohne Umstände ih-

ren Arm in den seinen, und meinte, daß man einen werthen Freund, den man so lange nicht gesehen, festhalten müsse. — Der Baron fand keine Entschuldigung, er mußte sich bequemen, mit der Familie Thee zu trinken. Amalia hatte sich in den Kopf gesetzt, den Baron aufs neue an sich zu fesseln. Sie forderte ihn auf, so viel von dem Abentheuer, das er in Griechenland zu bestehen gedacht, zu erzählen, als er dürfe, ohne vielleicht tiefe Geheimnisse zu verrathen, in die sie nicht eindringen wolle, und da sie alles, was der Baron vorbrachte, himmlisch, göttlich, sublim fand, so ging diesem immer mehr das Herz auf. Er konnt' es nicht unterlassen, alles herauszusagen, wie es sich in der Nacht vom vier zum fünf und zwanzigsten Julius, so wie im Fuchsischen Laden begeben. Amalia bezwang sehr geschickt das Lachen, zu dem sich ein paar mal die Mundwinkel verzogen, beschwor den Baron, doch einmal zur Abendzeit sie im neugriechischen Costüm zu besuchen, da er darin ganz allerliebst aussehen müsse, und schien zuletzt plötzlich in einen

halbträumerischen Zustand zu versinken. Es ist vorüber! sprach sie dann. Natürlicher Weise fragte der Baron, was denn vorüber sey, und nun vertraute Amalia, daß sie so eben von dem Andenken an einen äußerst merkwürdigen Traum ergriffen worden, den sie einiger Zeit, und zwar, wie es ihr jetzt bestimmt beifalle, in der Nacht vom vier zum fünf und zwanzigsten Julius geträumet. — Da sie in Friedrich Richters Werken wohlbelesen, so gelang es ihr in dem Augenblick einen Traum zu improvisiren, der fantastisch genug klang, und dessen Tendenz in nichts geringerem bestand, als des Barons Erscheinung in neugriechischer Tracht wie alle ihre innerste Liebe entzündend, darzustellen. — Der Baron war hin! — Die Griechin, die Einsiedelei, die blaue Brieftasche vergessen! —

Aber nicht anders geht es in der Welt, das, was man eifrig verfolgt, erreicht man am letzten, das, was man nicht zu erreichen strebt, kommt von selbst herbei. Der Zufall ist ein neckischer und neckender Spuk-Geist! —

Genug, der Baron hatte beschlossen,

hauptsächlich Amalias halber, Berlin vor der Hand nicht zu verlassen, und fand es daher nöthig, die Sonne mit einer bequemen Wohnung zu vertauschen.

Als er nun die Stadt durchwanderte, fiel ihm über der Thüre des schönen großen Hauses in der Friedrichsstraße Nr. — ein großer Zettel mit der Inschrift ins Auge: hier sind meublirte Zimmer zu vermiethen!

Der Baron stieg ohne weiteres die Treppe herauf. Vergebens sucht' er eine Klingelschnur, und mochte er an diese, jene Thüre im Vorsaal klopfen, wie er wollte, alles blieb mäuschenstill. Endlich war's ihm, als höre er von innen heraus ein seltsames Plappern und Schwatzen. Er drückte die Thüre des Gemachs, aus dem der Ton zu kommen schien, auf, und befand sich in einem mit auserlesenem Geschmack und großer Pracht ausstaffirten Zimmer. Vorzüglich merkwürdig schien ihm das große Bett mit reicher seidener Drapperie, Blumengewinden und vergoldetem Schnitzwerk, das in der Mitte stand.

Lagos pipèrin étrive, kakon tys kefalis tu! *)

So rief es dem Baron mit schnatternder Stimme entgegen, ohne daß er irgend jemanden gewahrte. Er schaute um sich, und — o Himmel! — auf einem zierlichen Pfeilertisch lag die verhängnißvolle Brieftasche! Er sprang hinzu, wollte sich des ihm geraubten Kleinods bemächtigen, da schrie es ihm in die Ohren:

O diavolos jidia den yche, ke tyri epoulie. **)

Entsetzt prallte er zurück! — Aber in dem Augenblick vernahm er leise Seufzer, die offenbar aus dem großen Bette kamen. „Sie ist es! — Sie ist es!" so dachte er, und das Blut stockte ihm in den Adern vor Wonne und süßer Ahnung. — Er näherte sich be-

*) Da der Baron nicht neugriechisch verstand, so wußte er nicht, daß diese Worte heißen:
„der Hahn stieß den Pfeffer zum Verderben seines Haupts."

**) Der Teufel hatte keine Ziegen, und verkaufte dennoch Käse!

bend, erblickte durch eine Spalte der Gardine eine Spitzenhaube mit bunten Bändern. „Muth — Muth,“ flüsterte er sich zu, faßte die Gardine, zog sie zurück. — Da fuhr aus den Kissen mit einem gellenden Schrei in die Höhe — jener wunderliche kleine Alte, dem er mit der Dame begegnet. Er war es, der die weibliche Spitzenhaube auf dem Kopfe trug, und deshalb sah der Kleine so höchst possierlich aus, daß jeder andere, der weniger gespannt auf ein Liebesabentheuer, wie der Baron, in lautes Lachen ausgebrochen wäre.

Der Alte glotzte den Baron an mit seinen großen schwarzen Augen, und begann endlich mit leiser wimmernder Stimme: sind Sie es, Hochgeborner? — Ach Gott, Sie führen doch nicht etwa Böses im Schilde gegen mich, weil ich Sie neulich ausgelacht auf dem Pariser Platz, als Sie meinen muntren Jungen von Haarzopf in Schutz nehmen wollten? Starren Sie mich nicht so entsetzlich an — ich muß mich sonst fürchten. —

Der Baron schien nichts von dem, was

der Alte sprach, zu vernehmen, denn ohne den stieren Blick von ihm abzuwenden, murmelte er dumpf vor sich hin: König von Candia — König von Candia! — Da lächelte der Alte sehr anmuthig, setzte sich auf die Kissen, und begann: ey, ey, bester Baron, Theodor von S., sollten Sie auch von dem seltsamen Wahnsinn befangen seyn, mich geringen Mann für den König von Candia zu halten? — Sollten Sie mich denn nicht kennen? — Sollten Sie denn nicht wissen, daß ich niemand anders bin, als der Kanzley-Assistent Schnüspelpold aus Brandenburg.

Schnüspelpold, wiederholte der Baron. — Ja, so heiße ich, fuhr der Kleine fort, aber Kanzley-Assistent in officio schon seit langen Jahren nicht mehr. Die verdammte Sucht zu reisen hat mich um Amt und Brod gebracht. Mein Vater — Gott habe ihn selig, er war ein Knopfmacher in Brandenburg — war auch solch ein Reisenarr, und sprach so viel von der Türkey, wo er einmal gewesen, daß ich nicht länger ruhig sitzen

konnte. Vielmehr stand ich eines Tages auf, ging über Genthin nach Tangermünde, setzte mich dort in einen Elbkahn, und fuhr nach der ottomannischen Pforte. Die wurde aber, als ich ankam, gerade zugeworfen, und da ich mit der rechten Hand hingreifen wollte in die Türkey, quetschte mir die Pforte zwei Finger weg, wie Sie, Hochgeborner, hier an den wächsernen Fingern sehen können, die mir die abgequetschten ersetzen sollten. Da dieses schnöde Wachs aber immer wegschmolz beim Schreiben —

Lassen Sie, unterbrach der Baron den Alten, lassen Sie das, und sagen Sie mir lieber alles von der fremden Dame, von dem Himmelsbilde, das ich mit Ihnen erblickte im Fuchsischen Laden.

Der Baron erzählte nun, wie es gekommen mit dem Fund der Brieftasche, der Reise nach Griechenland, dem Traum in der Sonne, und schloß damit, den Alten zu beschwören, seiner Liebe nicht entgegen zu seyn, da, seiner seltsamen Ausreden unerachtet, und wenn er auch nichts höheres vorstellen wolle,

als den Kanzlei-Assistenten Schnüspelpold aus Brandenburg, er doch als Vater oder Oheim der holden Griechin über ihr Schicksal gebiete. „Ey," sprach Schnüspelpold vor Freude schmunzelnd, „ey, das ist mir ja über alle Maaßen lieb, daß Sie, vermöge der blauen Brieftasche in Liebe gekommen zu der griechischen Fürstin, deren Vormund ich zu seyn die lästige Ehre habe. Das Oberlandesgericht auf Paphos hat mich dazu erkohren, weil sie keinen Menschen finden konnte, der gewisse geheime magische Eigenschaften — nun, nun Schnüspelpoldchen, schwatze nicht aus der Schule! — still, still mein Söhnlein! — Ich zweifle gar nicht, Hochgeborner, daß Sie bei meinem Mündel reussiren werden! — So viel kann ich Ihnen sagen, daß sie einen jungen Prinzen, Namens Teodoros Capitanaki sucht, den eigentlichen Finder der blauen Brieftasche, sind Sie denn nun auch derselbe nicht." — Was, unterbrach der Baron den Alten, was? ich sollte die Brieftasche nicht gefunden haben? „Nein," erwiederte der Alte fest und stark, „Sie haben die Brief-

tasche nicht gefunden, und sind überhaupt von allerlei tollen Einbildungen befangen." — Vergebens hängst du dich mir an die Füße, grober bleischwerer König, rief der Baron, aber die gellende Stimme schrie:

Allu ta kas karismata, kai allu genun y kotés. *)

Still, still, kleiner Schreihals, sprach der Alte sanft, und der graue Papagey hüpfte auf die oberste Sprosse seines Gestells. Dann wandte der Alte sich zum Baron, und sprach eben so sanft: „Sie heißen Theodor, Hochgeborner, und wer weiß, welche geheime Beziehungen noch statt finden, und Sie zu dem rechten Theodorus Capitanaki machen können. — Eigentlich kommt es nur auf eine Kleinigkeit an, wodurch Sie Herz und Hand meiner fürstlichen Mündel auf der Stelle gewinnen können. Ich weiß, Sie haben hübsche Connektionen im Departement der auswärtigen Affairen. Können Sie es durch

*) Die Henne gackert an einer Stelle, und legt an der andern ihr Ey.

diese dahin bringen, daß der Groß-Sultan die griechischen Inseln für einen Freistaat erklärt, so ist Ihr Glück gemacht! — Aber — was erblicke ich —

Mit diesem Ausruf sank der Alte tief in die Kissen zurück, und zog die Bettdecke über den Kopf.

Der Baron folgte dem Blick des Alten, und schaute im Spiegel die Gestalt der Griechin, die ihm zuwinkte.

Sie stand in der offenen Thüre, die dem Spiegel gegenüber befindlich. Er wollte ihr entgegen, verwickelte sich aber in den Fußteppich, und fiel der Länge nach hin. Der Papagey lachte sehr. Als aber nun die Griechin, in das Zimmer hineingeschritten, dicht neben dem Baron stand, suchte er, wie ein geschickter Tänzer, seinem Fall den Anschein des Niederstürzens auf die Knie zu geben. „Endlich, o süßer Abgott meiner Seele," so begann er auf italienisch, doch die Griechin sprach mit leiser Stimme: still, wecke den Alten nicht, indem du mir wiederholst, was ich längst weiß — stehe auf! —

Sie

Sie reichte ihm die Lilienhand, er erhob sich ganz Wonne und Entzücken, und nahm Platz an ihrer Seite auf dem üppigen Divan, der in dem Hintergrunde des Zimmers angebracht.

Ich weiß alles, wiederholte die Griechin, indem sie ihre Hand in der des Barons ruhen ließ, mag auch mein Magus behaupten was er will, du fandest die Brieftasche — du bist aus griechischem fürstlichen Stamm entsprossen, und bist du auch nicht der, dem meine Seele, mein Ich, nacheilte, so kannst du doch Herr meines Lebens werden, wenn du willst! —

Der Baron erschöpfte sich in Betheürungen. Die Griechin, sinnend den Kopf in die Hand gestützt, schien nicht darauf zu achten, endlich fragte sie den Baron leise ins Ohr: hast du Muth? Der Baron betheuerte, daß er Muth besitze wie ein Löwe.

Könntest du wohl, fuhr die Griechin fort, dem alten Ungethüm dort im Bette, während es fest schläft, mit diesem Messerchen —

Der Baron, das bekannte chirurgische Messerchen aus der Brieftasche in der Hand

der Griechin gewahrend, schauerte entsetzt zurück —

— mit diesem Messerchen, sprach die Griechin weiter, den Zopf in der Mitte durchschneiden? — doch es ist nicht nöthig, der Papagey bewacht ihn, und wir können ruhig sprechen. — Also aus fürstlichem Stamm? — Der Baron erzählte nun von dem Bilde der Großmutter, seiner Mutter, genug, alles das, was der geneigte Leser aus dem Gespräch des Barons mitseinem Oheim bereits erfahren.

Die schönen Augen der Griechin leuchteten vor Freude, durch ihr ganzes Wesen schien der Feuerstrom neuen Lebens zu glühen, sie war in diesem Augenblick so über die Maaßen schön und herrlich, daß der Baron sich in den höchsten Himmel verzückt fühlte. Selbst wußte er nicht, wie es geschah, daß sie plötzlich in seinen Armen lag, daß brünstige Küsse auf seinen Lippen brannten.

„Ja," sprach die Griechin endlich, „ja, du bist es — du bist es, der erkohren mein zu seyn. Eile mit mir nach dem Vaterlande zurück nach jener heiligen Stätte, wo schon

die entschlossenen Häupter des Volks gewappnet und deiner gewärtig stehen, um das schnöde schändliche Joch abzuschütteln, unter dem wir ein elendes, mühseliges Leben hinseufzen. Ich weiß es, dir fehlt nicht mehr Kleid und Rüstung, dir fehlen nicht Waffen. Alles hast du vorbereitet. Du stellst dich an die Spitze, du schlägst, ein tapfrer Heerführer, den Pascha auf's Haupt, du befreiest die Inseln, und genießest, mit mir verbunden durch ein heiliges Band, alles Glück, das dir die Liebe und die schöne segensreiche Heimath gewähren kann. — Was hast du auch zu befürchten bei dem kühnen Unternehmen? — Schlägt es fehl, so stirbst du entweder den Heldentod des tapfern Kriegers, oder bekommt dich der Pascha gefangen, so wirst du höchstens gespießt, oder man streut dir Pulver in die Ohren, und zündet es an, oder wählt eine andere, dem wahren Helden anständige, Todesart. Mich bringt man, da ich jung bin und schön, in den Harem des Pascha, aus dem mich dann, bist du wirklich auch nicht der junge Fürst Theodoros Capi-

tanaki, sondern wie mein Magus behauptet, nur der schwarze Hasenfuß aus dem Thiergarten gewesen, mein wahrhaftiger Prinz befreien wird. —

In dem Innern des Barons ging bei diesen Reden der Griechin eine seltsame Veränderung vor. Denn auf glühende Hitze folgte eine Eiskälte, und es wollte den Baron gar eine Fieber-Angst überwältigen.

Doch nun blitzte es aus den Augen der Griechin, ihr ganzes Antlitz wurde furchtbar ernst, sie erhob sich, stand in voller hoher Majestät vor dem Baron, und sprach mit dumpfer feierlicher Stimme. Wärst du aber weder Theodoros noch der schwarze Hasenfuß? — Wärst du nichts als ein täuschendes Schattenbild? — das Schattenbild jenes unglücklichen Jünglings, dem die böse Enzuse, schmerzhaft berührt von seinem Violinbogen, das Blut aussog? *) — Ha! — deine Puls-

*) Bartholdy erzählt in seiner Reise nach Griechenland von einem Jüngling, der zu Athen starb, und dessen Tod man Folgendem zuschrieb. Eines Abends saß er mit einem Freunde im Freien auf einer Bank, und spielte die Geige.

aber muß ich öffnen — dein Blut sehen, dann schwindet jede dämonische Täuschung!

Damit schwingt die Griechin das blanke blitzende Messerchen hoch empor, aber der Baron springt schnell auf, rennt entsetzt nach der Thüre. Der Papagey schreit gellend:

Alla paschy o gaidaros ké alla evryskusi. *)

Schnüspelpold ist mit einem gewagten Satz aus dem Bette heraus, ruft: „halt — halt, Hochgeborner — die Fürstin ist Ihre Braut — Ihre Braut!“ — Doch pfeilschnell ist der Baron die Treppe hinab, hinaus aus dem Hause — fort — fort — —

— Amalia Simson wollte herausgebracht haben, daß der angebliche Kanzlei-Assistent Schnüspelpold niemand anders gewesen, als ein gelehrter Jude aus Smyrna,

Dadurch herbeigelockt, setzt sich eine Larve (Enzuse) neben ihm hin. Er fährt aber fort zu spielen, und berührt mit dem Bogen die Larve schmerzhaft, die sich zu rächen beschließt. Von dem Augenblick schwindet sein Körper hin. Er wird zum Schattenbilde, bis er stirbt.

*) Der Esel findet was anders, als wornach er trachtet!

der nach Berlin gekommen, um sich von dem Geheimen Rath Diez über eine zweifelhafte Stelle im Koran belehren zu lassen, den er unglücklicherweise nicht mehr am Leben gefunden. Die griechische Fürstin machte Amalia Simson zu der Tochter des Juden, die über den Verlust ihres Geliebten wahnsinnig geworden.

Alles verhält sich wohl aber ganz anders. Der geneigte Leser möge nur an das Blättlein denken, und an so manchen andern vorgekommenen Umstand, um sich zu überzeugen, daß das Räthsel keineswegs gelöset.

Merkwürdig genug ist es, daß der Baron Theodor von S. nun wirklich nach Griechenland gereiset seyn soll. Kommt er bald zurück, so wird man näheres erfahren von Schnüspelpold und der Griechin, die Schreiber dieses, aller Mühe unerachtet, in Berlin nicht hat auffinden können. — Weiß derselbe künftig mehr von dem Baron und seinen geheimnißvollen Verhältnissen, so wird er nicht unterlassen, im folgenden Jahre dem geneigten Leser auf dem einmal eingeschlagenen Wege davon getreuen Bericht zu erstatten.

IV.

Die Geheimnisse.

Fortsetzung der vorhergehenden Erzählung.

Merkwürdige Correspondenz des Autors mit verschiedenen Personen (als Einleitung).

Mein Herr!

Unerachtet gewisse Schriftsteller und sogenannte Dichter wegen ihres nicht leicht zu unterdrückenden Hanges zur groben Lüge, und anderer der gesundesten Vernunft schädlicher Fantasterei nicht in dem besten Rufe stehen, so habe ich doch Sie, der Sie ein öffentliches Amt bekleiden, mithin wirklich etwas sind, Ausnahmsweise für einen wackern gutmüthigen Mann gehalten. Kaum in Berlin angekommen, mußte ich mich aber leider vom Gegentheil überzeugen. Womit habe ich alter schlichter, einfacher Mann, ich ruhmvoll entlassener Kanzlei-Assistent, ich Mann

von feinem Verstande, humanen Sitten, großer Wissenschaft, ich Ausbund von gutem Herzen und schöner Denkungsart, womit, sage ich, habe ich es um Sie verdient, daß Sie mich dem verehrungswürdigen Publikum in Berlin zur Schau stellen, und in dem Taschenkalender von diesem Jahr nicht allein alles erzählen, was sich mit dem Herrn Baron Theodor von S., meiner fürstlichen Pflegebefohlnen, und mir begeben, sondern mich noch dazu (ich habe alles erfahren) abkonterfeien lassen nach dem natürlichen Leben, und in Kupfer stechen, wie ich lustwandle mit meinem Herzenskinde über den Pariserplatz durch die Linden, und wie ich dann im Bette liege in zierlichen Nachtkleidern, und mich erschrecke über des Herrn Barons unvermutheten Besuch. Ist Ihnen vielleicht mein elektrophorischer Haarzopf, worin zugleich mein Reisebesteck befindlich, in die Queere gekommen? Hat Ihnen mein Blumenstrauß mißfallen? Haben Sie etwas dagegen, daß das Pupillen-Collegium auf Cypern mich zum Vormunde der — Ja! nun denken Sie, ich

werde den Namen der Schönsten geradezu hinschreiben, damit Sie ihn auch ausschreien können in Taschenbüchern und Journalen. Das lasse ich aber bleiben, sondern frage blos im Allgemeinen, ob Sie vielleicht mit der Verfügung jenes Cyprischen Collegiums unzufrieden sind? Seyn Sie überzeugt, mein Herr, daß bei Ihrem unnützen Treiben in Schriftstellerei und Musik weder der Präsident noch irgend ein Rath des hiesigen oder irgend eines andern Pupillen-Collegii Ihnen das Vertrauen geschenkt, und Sie zum Vormunde eines zum Entzücken schönen, geistreichen Frauenzimmers bestellt haben würde, wie es jenes ehrwürdige Collegium gethan hat. Und überhaupt, wollen Sie auch hier in der Stadt was vorstellen, und mögen Sie auch manches ganz artig zu verfügen verstehen, vermöge Ihres Amts, so haben Sie Sich doch darum, was in Cypern verfügt worden, eben so wenig zu bekümmern, als um meine wächserne Finger und um meine Spitzenhaube. — — — — — — — —
— — — — — — — — — — — —

— — — — — — Danken Sie Gott, mein Herr! daß Sie nicht, so wie ich, eintreten wollten in die Ottomannische Pforte, gerade, als sie zugeschlagen wurde. Wahrscheinlich hätten Sie, vermöge des gewöhnlichen Schriftsteller-Vorwitzes nicht die Finger hineingesteckt, sondern die Nase, und müßten jetzt, statt daß Sie andern honnetten Leuten wächserne Nasen zu drehen unternehmen, selbst eine dergleichen tragen. Daß Sie einer zierlichen Morgenkleidung von weißem mit Rosaschleifen besetzten Moußelin und einer Spitzenhaube, einen Warschauer Schlafrock und ein rothes Käppchen vorziehen, ist Sache des Geschmacks, und will ich nicht mit Ihnen darüber rechten. — Und wissen Sie wohl, mein Herr! daß mir Ihre leichtsinnige Ausplauderei im Taschenkalender, gleich, nachdem in den Intelligenzblättern unter den angekommenen Fremden mein Name gestanden hatte, die allergrößten Unannehmlichkeiten zuzog? Die Polizei hielt mich, mußte mich nach Ihrem Gewäsche, oder vielmehr, da Sie die Geheimnisse meines Herzenskindes aus-

trompetet, für denjenigen Frevler halten, der den Melonenleibigten Apollo im Thiergarten und auch wohl andere Statuen verunstaltet hat, und es kostete viel Mühe, mich zu rechtfertigen, und darzuthun, daß ich ein enthusiastischer Kunstfreund sey, und nichts weniger als ein verstellter abergläubischer Türke. Sie sind selbst ein Rechtskundiger, und haben nicht einmal bedacht, daß mich die verwünschte Apollos-Nase hätte als Staatsverbrecher nach Spandau bringen, oder mir gar eine Tracht der unbilligsten Prügel zuziehen können, wenn nicht, was letzteres betrifft, von der gütigen Natur mein Rücken durch ein geschickt angelegtes Bollwerk auf ewig gegen alle Prügel bewahrt wäre. Lesen Sie im zwanzigsten Titel des zweiten Theils vom Allgemeinen Landrecht die §§. 210. 211. nach, und schämen Sie Sich, daß ein verabschiedeter Kanzlei-Assistent aus Brandenburg Sie daran erinnern muß. Kaum der Untersuchung und Strafe entronnen, wurde ich in meiner Wohnung, die man unglücklicher Weise erfahren, auf eine solch' entsetzliche Art be-

stürmt, daß ich wahnsinnig werden, verzweifeln müssen, wäre ich nicht ein fester gesetzter Mann, und durch meine vielfachen gefahrvollen Reisen hinlänglich gewöhnt an bedrohliches Ungemach. Da kamen Frauenzimmer, und verlangten, gewohnt, alles prompt und wohlfeil zu haben, eben daher aber eifrige und stetige Käuferinnen der prächtigen Modewaaren in Auktionen ihre Laden räumender Kaufleute, ich solle ihnen auf der Stelle türkische Shawls drucken. Am ärgsten unter ihnen trieb es Mademoiselle Amalie Simson, welche nicht nachließ mit Bitten und Flehen, ich möge ihr doch auf den Brusttheil eines Spencers von rothem Casimir ein hebräisches Sonett, das sie selbst gedichtet, hinsetzen mit Goldtinktur. Andere Leute aus den verschiedensten Ständen wollten bald meine Wachsfinger anschauen, bald mit meinem Haarzopf spielen, bald meinen Papagey griechisch sprechen hören.

Junge Herren mit Wespentaillen, thurmhohen Hüten, Kosakenhosen und goldenen Sporen, lorgnettirten umher, kuckten durch

Ferngläser, als wollten sie die Wände durchschauen. Ich weiß, wen sie suchten, und manche hatten auch dessen gar keinen Hehl, sondern fragten kecker unverschämter Weise geradezu nach der schönen Griechin, als sey mein himmlisches Fürstenkind ein wunderbares Naturspiel, das ich der gaffenden Menge ausstelle. Widerlich, gar widerlich erschienen mir diese jungen Leute, aber noch viel abscheulicher war es mir, wenn manche sich mir geheimnißvoll nahten, und mystische Worte sprachen von Magnetismus, Siderismus, magischen Verknüpfungen durch Simpathie und Antipathie u. s., und dabei wunderliche Gebehrden und Zeichen machten, um sich mir als Eingeweihte zu zeigen, ob ich gleich gar nicht verstand, was sie wollten. Lieber waren mir die, welche ganz treuherzig verlangten, ich solle ihnen ein bischen wahrsagen aus der Hand oder aus dem Kaffeegrunde. — Es war ein heilloses Treiben, ein wahrer Teufelssabbath in dem Hause. — Endlich gelang es mir, bei Nacht und Nebel mich davon zu machen, und eine Wohnung zu bezie-

hen, die bequemer, besser eingerichtet ist, und auch den Wünschen meiner Fürstin mehr entspricht — entsprechen würde, wollt' ich sagen, denn ich befinde mich jetzt allein. — Mein jetziges Logis erfährt niemand, und am allerwenigsten Sie, da ich Ihnen durchaus nichts Gutes zutraue.

Und wer ist einzig und allein an dem ganzen Spektakel Schuld, als Sie? Wie kommen Sie dazu, mich dem Publikum so zweideutig darzustellen, daß ich für einen unheimlichen Cabbalisten gelten muß, der mit irgend einem geheimnißvollen Wesen in seltsamer Verbindung lebt.

Ein ehrlicher verabschiedeter Kanzlei-Assistent soll ein Hexenmeister seyn, welch ein Unsinn! — Was geht Ihnen, mein Herr! überhaupt das magische Verhältniß an, in dem ich mit meinem Herzenskinde stehe, mag es nun wirklich statt finden, oder nicht? — Mögen Sie auch Talent genug besitzen, zur Noth eine Erzählung oder einen Roman mit angestrengter Mühe zusammen zu drechseln, so fehlt es Ihnen doch so gänzlich an gehö-

rigem tiefen Verstande und sublimer Wissenschaft, um auch nur eine Silbe zu verstehen, wenn ich mich herablassen sollte, Sie über die Geheimnisse eines Bundes zu belehren, der dem Ersten aller Magier, dem weisen Zoroaster selbst, nicht unwürdig erscheinen möchte. Es ist nichts leichtes, mein Herr! so wie ich, einzudringen in die tiefsten Tiefen der göttlichen Cabbala, aus denen sich schon hienieden ein höheres Seyn emporschwingt, so wie aus der Puppe sich der schöne Schmetterling entwickelt, und muthig flatternd emporsteigt. Es ist aber meine erste Pflicht, niemanden meine cabbalistischen Kenntnisse und Verbindungen zu verrathen, und daher schweige ich auch gegen Sie davon, so daß Sie mich von nun an lediglich für einen schlichten verabschiedeten Kanzlei-Assistenten und wackern Vormund eines liebenswürdigen vornehmen Frauenzimmers halten müssen. Sehr unlieb und schmerzhaft wird es mir auch seyn, wenn Sie oder jemand anders erfahren sollten, daß ich jetzt in der Friedrichsstraße, unweit der Weidendammer-Brücke, Nr. 9 — wohne.

Habe ich Ihnen, mein Herr! gebührend vorgehalten, wie Sie sich, wenn auch gerade nicht boshafter, so doch leichtsinniger Weise vergangen, so füge ich nur noch die Versicherung hinzu, daß ich das Gegentheil von Ihnen bin, nehmlich ein besonnener gutmüthiger, alles was zu unternehmen, vorher wohl überlegender Mann. Sie sind daher für jetzt vor meiner Rache völlig sicher, und das um so mehr, weil mir eben keine Mittel zu Gebote stehen. Wäre ich ein Recensent, so würde ich Ihre Schriften weidlich herunter hunzen, und dem Publikum so klar darthun, wie es Ihnen an allen Eigenschaften eines guten Schriftstellers mangle, daß kein Leser etwas von Ihnen mehr lesen, kein Verleger es mehr verlegen sollte. Aber da wär's denn doch nöthig, erst Ihre Schriften zu lesen, und dafür soll mich der Himmel behüten, da nichts als baare Ungereimtheiten, die gröbsten Lügen, darin enthalten seyn sollen. Ueberdem wüßte ich auch nicht, wie ich, die ehrlichste Taubenseele von der Welt, zu der gehörigen Masse von Galle kommen sollte, die

jeder tüchtige Rezensent zum Verbrauch stets vorräthig haben muß. — Wäre ich, wie Sie es haben dem Publikum andeuten wollen, wirklich eine Art von Magus, so sollt' es freilich anders stehen mit meiner Rache. Darum für jetzt Verzeihung, Vergessen des zu Tage geförderten Unsinns über mich und meine Pflegebefohlne. Sollten Sie Sich aber unterfangen, etwa in dem künftigen Taschenkalender auch nur ein Wörtchen von dem zu erwähnen, was sich weiter mit dem Baron Theodor von S. und uns begeben, so bin ich fest entschlossen, mich, mag ich nun seyn, wo ich will, augenblicklich umzusetzen in das kleine spanisch-costumirte Teufelspüppchen, das auf Ihrem Schreibtische steht, und Ihnen, kommt Ihnen der Gedanke zu schreiben, nicht einen Augenblick Ruhe zu lassen. Bald springe ich Ihnen auf die Schulter, und sause und zische Ihnen in die Ohren, daß Sie keines Gedankens mächtig bleiben, sey er auch noch so einfältig. Bald springe ich ins Tintenfaß, und bespritze das fertige Manuscript, so daß der geschickteste Setzer

nicht den gesprenkelten Marmor zu entziffern vermag. Dann spalte ich die appetitlich gespitzten Federposen, werfe das Federmesser, in dem Augenblick, als Sie darnach greifen, vom Tische herab, so daß die Klinge abspringt, dann verstöre ich die Papiere durcheinander, bringe die mit allerlei Notizen beschriebenen kleinen Blättchen in gehörigen Luftzug, daß sie, wird nur die Thüre geöffnet, lustig emporwirbeln, dann klappe ich die aufgeschlagenen Bücher zu, und reiße aus andern die hineingelegten Zeichen heraus, dann ziehe ich Ihnen das Papier, während Sie schreiben, unter dem Arme weg, so daß ein schnöder Circumflex die Handschrift verdirbt, dann stülpe ich schnell das Glas Wasser um, als Sie eben trinken wollen, so daß alles unterzugehen droht in der Wasserfluth, und alle Ihre wässerigten Gedanken zurückkehren in das Element, dem sie angehören. — Genug, ich will all' meine Weisheit aufbieten, Sie als Teufelspüppchen recht sinnreich zu quälen, und dann wollen wir sehen, ob es Ihnen möglich seyn wird, noch mehr aberwitziges

Zeug zu schreiben, als bereits geschehen. — Wie gesagt, ich bin ein stiller, gutmüthiger, friedliebender Kanzlei-Assistent, dem schnöde Teufelskünste fremd sind, aber Sie wissen, mein Herr! wenn kleine, nach hinten zu über die Regel heraus geformte Leute mit langen Zöpfen in Zorn gerathen, so ist von Schonung nicht weiter die Rede. Nehmen Sie meine wohlgemeinte Warnung wohl zu Herzen, und unterlassen Sie jeden ferneren Bericht in Taschenbüchern, sonst bleibt es beim Teufel und seinen Streichen.

Aus allem, mein Herr! werden Sie übrigens hinlänglich ersehen haben, wie gut, so wie viel besser ich Sie kenne, als Sie mich. Angenehm kann jetzt unsere nähere Bekanntschaft nicht seyn, darum wollen wir uns sorgfältig vermeiden, und eben deshalb habe ich auch alle Anstalten getroffen, daß Sie meine Wohnung niemals erfahren werden. — Adieu pour jamais!

Noch eins! — Nicht wahr, die Neugierde quält Sie zu wissen, ob mein Herzenskind bei mir ist oder nicht? — Ha! ha!

ha! das glaub' ich! Aber kein Jota erfahren Sie davon, und diese kleine Kränkung sey die einzige Strafe für das, was Sie an mir begangen.

Mit aller Achtung, die Ihnen, mein Herr! sonst gebührt, zeichne ich mich als

Berlin d. 25. May 1821.

Ihren ganz ergebensten
Irenäus Schnüspelpold
vormals Kanzlei-Assistent zu Brandenburg.

N. S. Apropos — Sie wissen vermuthlich oder können es leicht erfahren, wo man jetzt hier den reichsten und geschmackvollsten Damenputz kauft. Wollen Sie mir das noch heute gefälligst sagen lassen, so bin ich zwischen neun und zehn Uhr Abends in meiner Wohnung anzutreffen.

Addresse.

Sr. Wohlgeb. Herrn ꝛc. E. T. A. Hoffmann, dermalen im Thiergarten bei Kempfer.

Wirklich erhielt der, an den dieses Schreiben gerichtet, und den wir der Kürze halber

mit Hff. bezeichnen wollen, dasselbe gerade zur Zeit, als er in der sogenannten spanischen Gesellschaft, die sich bekanntlich alle vierzehn Tage bei Kempfer im Thiergarten versammelt, und keine andere Tendenz hat, als auf gute deutsche Art Mittag zu essen, zu Tische saß.

Man kann denken, wie sehr Hff. überrascht wurde, als er seiner Gewohnheit nach zuerst die Unterschrift lesend, den Namen Schnüspelpold fand. Er verschlang die ersten Zeilen, als er aber die unbillige Länge des noch dazu mit seltsam verschnörkelten Buchstaben geschriebenen Briefes gewahrte, und zugleich sich überzeugte, daß sein Interesse immer mehr und mehr, und zuletzt vielleicht auf unangenehme Weise erregt werden dürfte, hielt er es für gerathener, den Brief zur Zeit ungelesen in die Tasche zu stecken. War es nun böses Gewissen oder gespannte Neugierde, genug, alle Freunde bemerkten an Hff. Unruhe und Zerstreuung, kein Gespräch hielt er fest, er lächelte gedankenlos, wenn der Professor B. die leuchtendsten Witzworte

hinausschleuderte, er gab verkehrte Antworten, kurz, er war ein miserabler Kompan. Gleich nachdem die Tafel aufgehoben, stürzte sich Hff. in die Einsamkeit einer entfernten Laube, und zog den Brief hervor, der ihm in der Tasche brannte. Zwar wollte es ihn was weniges verschnupfen, sich von dem wunderlichen Kanzlei-Assistenten Irenäus Schnüspelpold so schnöde und gröblich behandelt, ja Rücksichts seiner Autorschaft so schonungslos abgefertigt zu sehen, indessen vergaß er das im Augenblick, und hätte vor Freuden in die Lüfte springen mögen, und das aus zweierlei Ursachen.

Für's erste, wollte es ihm bedünken, als wenn Schnüspelpold alles Schimpfens und Schmälens unerachtet, den Trieb nicht unterdrücken könne, den fragmentarischen Biographen näher kennen zu lernen, ihn vielleicht gar einzuweihen in die mystische Romantik seiner Pflegebefohlnen. — Ja gewiß! — sonst hätte Schnüspelpold nicht in der Verwirrung Straße und Nummer seiner Wohnung genannt bei den feierlichsten Protesta-

tionen, daß den Ort, wo er hingeflüchtet, niemand, am wenigsten aber Hff. erfahren solle. Sonst hätte die Nachfrage nach dem Damenputz nicht verrathen, daß sie selbst da, das allerliebste herrliche Geheimniß. Hff. durfte ja nur hingehen zwischen neun und zehn Uhr, und im regen Leben konnte sich das gestalten, was ihn nur zugekommen wie durch träumerische Tradition. — Was für eine himmlische Aussicht für einen schreiblustigen Autor!

Dann mochte aber auch zweitens Hff. deshalb in die Lüfte springen, weil eine besondere Gunst des Schicksals ihn aus einer gräßlichen Verlegenheit reißen zu wollen schien. Versprechen macht Schulden, das ist ein altes bewährtes Sprichwort. Nun hatte aber Hff. in dem Taschenkalender von 1821 versprochen, ferneren Bericht abzustatten über den Baron Theodor von S. und über seine geheimnißvollen Verhältnisse, wenn er mehreres davon wisse. Die Zeit kommt heran, der Drucker rührt die Presse, der Zeichner spitzt den Crayon, der Kupferstecher bereitet die Kupferplatte. Hochlöbliche Kalender-De-

putation fragt: wie steht es, mein Bester, mit Ihrem versprochenen Bericht für unsern Eintausend acht hundert und zwei und zwanziger? Und Hff. — weiß nichts, weiß gar nichts, da die Quelle versiegt, aus der ihm die Irrungen zuströmten. — Die letzten Tage des Mais kommen heran; Hochlöbliche Kalender-Deputation erklärt, bis Mitte Junius ist es noch Zeit, sonst erscheinen Sie als einer der in den Wind hinein etwas verspricht und es dann nicht zu halten vermag. Und Hff. weiß immer noch nichts, weiß am 25 Mai Mittags um drei Uhr nichts! — Da erhält er Schnüspelpolds verhängnißvollen Brief, den Schlüssel zu der fest verschlossenen Pforte, vor der er stand, ganz hoffnungslos und höchst ärgerlich dazu. — Welcher Autor wird nicht gern einige Schmähungen erdulden, wenn ihm auf diese Weise aus der Noth geholfen wird! —

Ein Unglück kommt selten allein, aber auch mit dem Glücke ist es so! Die Constellation der Briefe schien eingetreten zu seyn, denn als Hff. aus dem Thiergarten

nach Hause kam, fand er deren zwei auf seinem Schreibtische, die beide aus dem Mecklenburgischen kamen. Der erste, den Hff. öffnete, lautete in folgender Art:

„Ew. Wohlgeb. haben mir eine wahrhafte Freude dadurch gemacht, daß sie die Thorheiten meines Neffen in dem diesjährigen Berlinischen Taschenkalender an das Tageslicht förderten. Erst vor einigen Tagen ist mir Ihre Erzählung zu Gesicht gekommen. Mein Neffe hatte den Taschenkalender auch gelesen, und lamentirte und tobte entsetzlich. Kehren Sie Sich aber eben so wenig daran als an etwanige Drohungen die er wider Sie ausstoßen sollte, sondern erstatten Sie getrost den versprochenen Bericht, in so fern es Ihnen gelingt, mehr von dem ferneren Treiben meines Neffen und der wahnsinnigen Prinzessin, nebst ihrem geckenhaften Vormunde, zu erfahren. Ich für mein Theil möchte Ihnen dazu alles Mögliche suppeditiren, der Junge (mein Neffe nehmlich) will indessen durchaus nicht recht mit der Sprache heraus, und beifolgende Briefe mei-

nes Neffen und des Herrn von T. der ihn beobachtet und mir darüber geschrieben hat, sind alles, was ich zu Ihrem Bericht beitragen kann. Noch einmal! — kehren Sie Sich an nichts, sondern schreiben Sie — schreiben Sie! — Vielleicht sind Sie es, der meinen albernen Neffen noch zur Vernunft bringt. Mit vorzüglicher Hochachtung ꝛc. ꝛc.

Strelitz den 22. Mai 1821.

Achatius v. G.

Der zweite Brief hatte folgenden Inhalt:

Mein Herr!

„Ein verrätherischer Freund, der gar zu gern mein Mentor seyn möchte, hat Ihnen die Abentheuer mitgetheilt, die ich vor einigen Jahren in B. erlebte und Sie haben sich unterfangen, mich zum Helden einer ungereimten Erzählung zu machen, die Sie ein Fragment aus dem Leben eines Fantasten genannt. — Wären Sie mehr als ein ordinairer Schriftsteller, der jeden Brocken, der ihm zugeworfen wird, begierig erhascht, hätten Sie nur einigen Sinn für die tiefe Romantik des Lebens, so würden Sie Männer,

deren ganzes Seyn nichts ist als hohe Poesie, von Fantasten zu unterscheiden wissen. Unbegreiflich ist es mir, wie Ihnen der Inhalt des Blattes, das ich in der verhängnißvollen Brieftasche fand, so genau bekannt geworden ist. Ich würde Sie darüber, so wie über manches andere, das Sie dem Publikum aufzutischen für gut fanden, sehr ernst befragen, wenn gewisse geheimnißvolle Beziehungen, gewisse innere Anklänge, mir nicht untersagten, es mit einem schreibseligen Autor aufzunehmen. Vergessen sey daher was Sie gethan; sollten Sie aber keck genug seyn, etwa von meinem gestrengen Herrn Mentor unterrichtet, fernere Berichte über mein Leben zu erstatten, so würde ich genöthigt seyn, eine Genugthuung von Ihnen zu fordern, wie sie Männern von Ehre ziemt, in so fern mich nehmlich nicht die weite Reise, die ich Morgen anzutreten gedenke, daran hindert. — Uebrigens zeichne ich mich mit vieler Achtung ꝛc. ꝛc.

Strelitz den 22 Mai 1821.

Theodor Baron v. S.

Hff. hatte herzliche Freude über den Brief des Onkels und lachte sehr über den des Neffen. Beide beschloß er zu beantworten, so bald er Schnüspelpolds und seiner schönen Pflegebefohlnen Bekanntschaft gemacht haben würde.

So wie es nur neun Uhr geschlagen, machte sich Hff. auf den Weg nach der Friedrichsstraße. Das Herz klopfte ihm vor Erwartung des Ausserordentlichen, was sich nun begeben werde, als er die Klingel des Hauses anzog, dessen Nummer eben die von Schnüspelpold bezeichnete war.

Auf die Frage, ob hier der Kanzlei-Assistent Schnüspelpold wohne, erwiederte das Hausmädchen das die Thüre geöffnet, Allerdings! und leuchtete ihn freundlich die Treppe herauf.

„Herein!“ rief eine bekannte Stimme, als Hff. leise anklopfte. Doch so wie er eintrat in das Zimmer, stockten alle seine Pulse, gerann ihm zu Eis alles Blut in den Adern, hielt er kaum sich aufrecht! — Nicht jener, ihm wohl von Ansehen bekannte Schnüs-

pelpold, sondern ein Mann im weiten Warschauer Schlafrock, ein rothes Käppchen auf dem Haupt, aus einer langen türkischen Pfeife Rauchwolken vor sich herblasend, von Gesicht, Stellung — nun! — sein eigenes Ebenbild — trat ihm entgegen, und fragte höflich, wen er noch so spät zu sprechen die Ehre! — Hff. faßte sich mit aller Gewalt des Geistes zusammen, und stammelte mühsam, ob er das Vergnügen habe, den Herrn Kanzlei-Assistenten Schnüspelpold vor sich zu sehen? —

Allerdings, erwiederte der Doppeltgänger lächelnd, indem er die Pfeife ausklopfte, und in den Winkel stellte; allerdings, der bin ich, und sehr müßte ich irren, wenn Sie nicht derjenige wären, dessen Besuch ich heute gewärtigte. — Nicht wahr, mein Herr! Sie sind — Er nannte Hff—s Namen und Charakter ausführlich. — Gott, sprach Hff., von Fieberfrost durchschüttelt, Gott im Himmel, bis zu diesem Augenblick habe ich mich stets für den gehalten, den Sie so eben zu nennen beliebten, und ich vermuthe auch noch jetzt,

daß ich es wirklich bin! — Aber, mein verehrtester Herr Schnüspelpold, es ist ein gar wankelmüthiges Ding mit dem Bewußtseyn der Existenz hienieden! — Sind Sie, mein Herr Schnüspelpold, denn von Grund Ihrer Seele aus überzeugt, daß Sie wirklich der Herr Schnüspelpold sind, und kein andrer? Nicht etwa — Ha, rief der Doppeltgänger, ich verstehe, Sie waren auf eine andere Erscheinung gefaßt. Doch erregen Ihre Bedenken auch die meinigen in so fern, als ich bloße Vermuthungen nicht für Gewißheit, und Sie so lange nicht für denjenigen halten kann, der hier erwartet wurde, bis Sie sich durch die richtige Beantwortung einer einfachen Frage legitimirt haben. Glauben Sie, mein werthester Herr — wirklich an den von der animalischen Gestaltung in der Körperwelt unabhängigen Consensus der psychischen Kräfte in dem Bedingniß der erhöhten Thätigkeit des Cerebral-Systems?

Hff. stutzte sehr bei dieser Frage, deren Sinn er nicht zu fassen im Stande, und erwie-

wiederte sie dann, von purer innerer Angst getrieben, mit einem herzhaften Ja.

O, rief der Doppeltgänger voller Freude, o mein Herr, — so sind Sie denn hinlänglich legitimirt zum Empfange des Vermächtnisses einer sehr theuern Person, das ich Ihnen nun sogleich aushändigen werde. — Damit zog der Doppeltgänger eine kleine himmelblaue Brieftasche mit goldnem Schloß, in dem jedoch das Schlüsselchen befindlich, hervor.

Hff. fühlte sein Herz erbeben, als er jene verhängnißvolle kleine himmelblaue Brieftasche erkannte, die der Baron Theodor von S. fand, und wieder verlor. Mit aller Artigkeit nahm er das Kleinod dem Doppeltgänger aus der Hand, und wollte sich höflichst bedanken, doch das Unheimliche des ganzen Auftritts, der scharfe leuchtende Blick seines Doppeltgängers, brachte ihn plötzlich dermaßen aus aller Fassung, daß er gar nicht mehr wußte, was er that. —

Ein starkes Klingeln weckte ihn aus der Betäubung. Er war es selbst, der die Glocke

gezogen an der Thüre des Hauses Nr. 97. Da besann er sich erst ganz, und sprach begeistert: o welch ein herrlicher, ins Innere gepflanzter, Trieb der Natur! Er führt mich in dem Augenblick, als ich mich physisch und psychisch etwas wackeligt fühle, zu meinem herzgeliebten Freunde dem Doktor H. M., der mir, wie er schon so oft gethan, augenblicklich wieder auf die Beine helfen wird. Hff. erzählte dem Doktor M. ausführlich, was sich so eben ein paar Häuser vorwärts oder rückwärts schauerliches und schreckhaftes mit ihm zugetragen, und bat wehmüthig, ihm doch nur gleich ein Mittel aufzuschreiben, das den Schreck nebst allen bösen Folgen tödte. Der Doktor M., sonst doch gegen Patienten ein ernster Mann, lachte aber dem bestürzten Hff. geradezu ins Gesicht, und meinte, bei einem solchen Krankheits-Anfall, wie ihn Hff. erlitten oder vielleicht noch erleide, sey keine andere Arzenei dienlich, als ein gewisser brausender, schäumender, in Flaschen hermetisch verschlossener Trank, aus dem sich ganz andere schmucke Geister entwickelten, als

Doppeltgänger, Schnüspelpolds, und anderes wirres Zeug. Vorher müsse aber der Patient erkleklich essen. Damit nahm der Doktor seinen Freund Hff. beim Arm, und führte ihn in ein Zimmer, wo mehrere joviale Leute, die so eben von der Whistparthie aufgestanden, versammelt waren, und sich alsbald mit dem Doktor und seinem Freunde an den wohlservirten Tisch setzten. Nicht lange dauerte es auch, als der offizinelle Trank, der dem Krankheits-Zustande Hff—'s abhelfen sollte, herbeikam. Alle erklärten, daß sie auch davon genießen wollten, um dem armen Hff. Muth zu machen. Der schlürfte aber so, ohne den mindesten Ekel und Abscheu, mit solcher Leichtigkeit und Lebendigkeit, mit solchem Stoicismus, ja mit solcher heroischen Versicherung, der Trank schmecke leidlich, die Arzenei hinunter, daß alle Uebrigen sich höchlich darüber verwunderten, und einstimmig dem Hff., der sichtlich muntrer wurde, ein langes Leben prophezeiten.

Merkwürdig genug war es, daß Hff. sehr ruhig schlief, und nichts von allem dem

träumte, was ihm am Abende seltsames begegnet. Er mußte das der heilbringenden Wirkung zuschrieben, die des Doktors wohlschmeckende Medizin hervorgebracht. Erst im Augenblick des Erwachens durchfuhr ihn wie ein Blitz der Gedanke an die geheimnißvolle Brieftasche. Schnell sprang er auf, faßte in die Busentasche des Fraks, den er gestern getragen, und — fand wirklich das wunderbare himmelblaue Kleinod. Man kann denken, mit welchem Gefühl Hff. die Brieftasche öffnete. Er gedachte viel geschickter zu verfahren, als der Baron Theodor von S., und wohl hinter die Geheimnisse des Inhalts zu kommen. Doch war eben dieser Inhalt ein ganz anderer als damals, da der Baron Theodor von S. die Brieftasche auf einer Bank im Thiergarten unfern der Statue Apollo's fand. Kein chirurgisches Messerchen, kein strohgelbes Band, keine fremdartige Blume, kein Fläschchen Rosenöl, nein, nur ganz kleine, sehr dünne, mit feiner Schrift beschriebene Blättchen, und sonst nichts anders enthielt

die Brieftasche, die Hff. mit der höchsten Sorglichkeit durchsuchte.

Auf dem ersten Blättchen standen italienische von zierlicher weiblicher Hand geschriebene Verse, die im Deutschen ungefähr lauteten, wie folgt.

Magische Bande schlingen sich durch's Leben,
Was lose scheint, verworren, fest zu halten;
Sie brechen ist des Dämons eitles Streben.
Klar wird der höh'ren Mächte dunkles Walten,
Entstrahlt's der Dichtung hellem Zauberspiegel,
In Farb' und Form muß Alles sich gestalten.
Nicht scheut der Magus ein hermetisch Siegel,
Der innern Kraft will kühnlich er vertrauen
Ihm springen auf der Geisterpforte Riegel.
Bist du der Magus, der mich durfte schauen?
Schwang mir dein Geist sich nach durch Himmelsräume?
Wollt'st du in heißer Sehnsucht mich erfassen?
Du bist's! — fest bannten mich dir süße Träume,
Erkannt hast du mein Lieben, du mein Hassen,
Nah' war ich dir, auf ging ich deinen Blicken.
Der Bann besteht du kannst von mir nicht lassen
Dein ist mein Schmerz, dein Eigen mein Entzücken
Du wirst dem Worte leihn, was ich empfunden.
Vermag die Thorheit wohl dich zu berücken?
Fühlt sich dein Geist von schwarzer Kunst gebunden?
Hat jemals falsches Spielwerk dich betrogen?
Nein! was der Geist im Innern hat empfangen
Darf kühn empor aus tiefem Grunde wogen,
Vor eignem Zauber fühlt kein Magus Bangen.

Weit von dir weg, in heimathliche Zonen
Reißt mich die Hoffnung, glühendes Verlangen.
Ein hehr Gestirn, glanzvoll beginnt's zu thronen
Ein theures Pfand (selbst hast du es beschrieben)
Nimm es von mir, den Augenblick zu lohnen
Als selbst du war'st mein Sehnen, warst mein Lieben!
Nur flücht'ger Bilder Zeichnung wirst du finden,
Doch darf die Fantasie nicht Farbe schonen;
Was du erschaut, du magst es keck verkünden!

Hff. las diese Verse einigemal sehr aufmerksam durch, und es wollte ihm bedünken, daß sie von niemand anders, als von Schnüspelpolds pflegebefohlner Griechin verfaßt, und an niemand anders gerichtet seyn könnten, als an ihn selbst. — Hätte, dachte er, die Gute nur nicht Auf- und Unterschrift vergessen, hätte sie fein in reiner klassischer Prosa gesprochen, statt in mystisch verschlungenen dunklen Versen, so würde alles klarer und verständlicher geworden seyn, und ich wüßte genau, woran ich wäre, aber nun — So wie es aber geschieht, daß ein gefaßter Gedanke eben in dem Grade immer plausibler wird, als man ihn ausarbeitet, so konnte Hff. auch bald gar nicht mehr begreifen, wie er nur einen einzigen Augenblick dara

zweifeln mögen, das er selbst in den artigen Versen gemeint, und das Ganze für nichts anders zu nehmen sey, als das poetische Billet, mittelst dessen ihm das himmelblaue Kleinod übersendet worden. Nichts war gewisser, als daß die Unbekannte von dem geistigen Verkehr, in dem Hff. mit ihr stand, als er das Fragment aus dem Leben eines Fantasten aufschrieb, Kunde erhalten, sey es mittelbar, oder auf mystische Weise, unmittelbar durch eigne Anregung, oder vielmehr durch den psychischen Consensus, von dem der Doppeltgänger gesprochen. Auf welche andere Weise konnten nun die Verse gedeutet werden, als daß die Unbekannte jenen geistigen Verkehr amüsant genug gefunden, daß Hff. furcht- und rücksichtslos ihn wieder anknüpfen, und daß ihm dazu als vermittelndes Princip die himmelblaue Brieftäsche nebst Inhalt dienen solle.

Erröthend mußte Hff. sich selbst gestehen, daß er von jeher in jedes weibliche Wesen, mit dem er in solchen geistigen Umgang gerathen, verliebter gewesen als recht

und billig; ja, daß dieses unbillige Verliebtseyn immer höher gestiegen, je länger er das Bild der Schönsten in Herz und Sinn getragen, und je mehr er sich bemüht, dieses Bild mittelst der besten Worte, der elegantesten Construktionen, wie sie nur die deutsche Sprache darbietet, in das rege Leben treten zu lassen. Vorzüglich in Träumen fühlt Hff. sich sehr von dieser verliebten Complexion angegriffen, und die eigentliche Seladons-Natur, die er dann annimmt, entschädigt ihn reichlich für den gänzlichen Mangel an Liebeschmachtenden, idyllischen Situationen, den er schon seit geraumer Zeit im wirklichen Leben verspürt hat. Eine Frau mag es aber wohl gleichgültig ansehen, wie ein geistiges weibliches Wesen nach dem andern, in das der schriftstellerische Gemahl verliebt gewesen, geschrieben, gedruckt, und dann mit behaglicher Beruhigung gestellt wird in den Bücherschrank.

Hff. las das Gedicht der Unbekannten noch einmal, immer besser gefiel es ihm, und bei den Worten:

Als selbst du warst, mein Sehnen, warst mein Lieben!

konnte er sich nicht enthalten, laut auszurufen! O all' ihr hohen Himmel und was noch drüber, hätte ich das nur gewußt, nur geahnt! — Der Gute bedachte nicht, daß die Griechin nur lediglich die Liebe und Sehnsucht meinen konnte, die der Traum in seinem eignen Innern entzündet, und die eben deshalb auch ihre Liebe und Sehnsucht zu nennen. Da aber aus ferneren Entwickelungen der Art der Gedanke des Selbst in zweideutige Confusion gerathen könnte, so ist davon abzubrechen.

Hff. war nun, da ihm das nöthige Material in reichlichem Maaße von zwei Seiten zugekommen, fest entschlossen, sein Versprechen zu erfüllen, und beantwortete auf der Stelle die drei erhaltenen Briefe. Er schrieb zuförderst an Schnüspelpold.

Mein verehrter Herr Kanzlei-Assistent!

Unerachtet Sie, wie es der Inhalt Ihres werthen, an mich gerichteten, Briefes vom 25. d. M. klar und deutlich darthut, ein kleiner ungeschlachter Grobian zu seyn belieben, so will ich Ihnen das doch gern

verzeihen, da ein Mann, der solche schnöde Kunst treibt wie Sie, gar nicht zurechnungsfähig ist, niemand beleidigen kann und eigentlich aus dem Lande gejagt werden sollte. — Was ich über Sie geschrieben, ist wahr, so wie alle Nachrichten über Sie, die ich in der Fortsetzung der Begebenheiten des Barons Theodor von S. dem Publikum noch mitzutheilen im Begriff stehe, wahr seyn werden. Denn Ihres lächerlichen Grimms unerachtet, folgt diese Fortsetzung, die ich längst versprochen, und zu der mir das hohe herrliche Wesen, das sich, wie ich weiß, Ihrer aberwitzigen Vormundschaft entzogen, selbst die Materialien geliefert hat. — Was meinen kleinen Teufel auf dem Schreibtische betrifft, so ist er mir viel zu sehr ergeben, und fürchtet auch zu sehr meine Macht über ihn, als daß er Ihnen nicht lieber die Nase abbeißen oder die großen Augen auskratzen als sich dazu verstehen sollte, Ihnen seine Kleider zu borgen, um mich zu necken. Sollten Sie, mein Herr Kanzlei-Assistent, doch keck genug seyn, sich auf meinen Schreibtisch

sehen zu lassen, oder gar ins Tintenfaß zu springen, so seyn Sie überzeugt, daß Sie so lange nicht wieder herauskommen werden, als noch ein Fünkchen Leben in Ihnen ist. Solche Leute wie Sie, mein Herr Kanzlei-Assistent, fürchtet man ganz und gar nicht, und trügen sie auch noch so lange Haarzöpfe. Mit Achtung ꝛc. ꝛc.

An den Baron Achatius von F.

Ew. Hoch- und Wohlgeb. danke ich auf das Verbindlichste für die mir gütigst mitgetheilten, Ihren Herrn Neffen, den H. Baron Theodor von S. betreffende Notizen. Ich werde davon den gewünschten Gebrauch machen, und will hoffen, daß die von Ew. Hoch- und Wohlgeb. davon erwartete heilbringende Wirkung in der That erfolgen möge. Mit der vorzüglichsten Hochachtung ꝛc.

An den Baron Theodor von S.

Mein Herr Baron!

Ihr Schreiben vom 22. d. M. ist in der That so höchst wunderseltsam, daß ich, indem es mir Lächeln abnöthigte, es ein Paar Mal durchlesen mußte um klar darü-

ber zu werden, was Sie wollen. Was ich dagegen will, weiß ich sehr bestimmt, nemlich Ihre ferneren Begebenheiten, in so fern sie sich auf das wunderbare Wesen beziehen, mit dem der Ungeschick des Zufalls Sie in Berührung brachte, aufschreiben und einrücken lassen in den Berliner Taschenkalender für das künftige Jahr. Erfahren Sie, daß sie selbst, die Schönste, mich dazu angeregt und selbst die dazu nöthigen Nachrichten mitgetheilt hat. Erfahren Sie, daß ich mich jetzt im Besitz der himmelblauen Brieftasche und ihrer Geheimnisse befinde! — Wahrscheinlich werden Sie, mein Herr Baron, nichts mehr gegen mein Vorhaben einzuwenden haben. Sollte dies doch der Fall seyn, so bin ich entschlossen, auch nicht die mindeste Rücksicht darauf zu nehmen, da mir das Gebot der holden Unbekannten mehr als alles gilt, so wie Ihnen in jeder Art Rede zu stehen. Uebrigens zeichne ich mich mit vieler Achtung 2c. 2c.

Sprach Hff. in diesem letzten Schreiben von den Geheimnissen der himmelblauen

Brieftasche, so meinte er allerdings das Messerchen, das magische Band, rc. und es war ihm in dem Augenblick, als habe er sie wirklichen gefunden. Lügen wollte er nicht, auch eben so wenig dem Baron Theodor von S. vielleicht einigen Respekt einflößen für den Besitzer magischen Werkzeuges.

So wie nun die drei Briefe im fröhlichem Muthe weggesendet waren, nach der Friedrichstraße und nach der Post, machte sich Hff. über die Blättlein her, die er von verschiedenen, zum Theil ziemlich unleserlichen, Händen beschrieben fand. Er ordnete diese Blättlein, verglich sie mit den ihm von dem Baron Achatius von F. mitgetheilten Notizen, und brachte beides, Blättlein und Notizen, so viel wie möglich in Zusammenhang. Folgendes mag als Resultat dieser Bemühungen gelten.

Erstes Blättlein.

Auf diesem Blättlein stehen einige italienische Zeilen, die offenbar von derselben Hand geschrieben sind, die die erst erwähnten

Verse aufgezeichnet hat, mithin der Besitzerin der Brieftasche angehören. Die Worte scheinen sich auf jenes wunderliche Ereigniß in Schnuspelpolds Wohnung zu beziehen, das beim Schlusse des Fragments erzählt wurde; billig geht also dieses Blättlein voran dem Reihen der übrigen.

Die Zeilen lauten wie folgt.

Hinweg mit allem Vertrauen, mit aller Hoffnung! — O Chariton, meine geliebte Chariton, welch ein schwarzer Abgrund dämonischer Tücke und Arglist stand heute plötzlich offen vor meinen Augen! — Mein Magus, er ist ein Verräther, ein Bösewicht, nicht der, dem die Prophezeihung der guten Mutter galt, nicht der, für den er sich geschickt auszugeben, und uns alle zu täuschen wußte. Dank der weisen Alten, die ihn durchschaute, mich warnte, kurz ehe wir Patras verließen, mich selbst den Talismann kennen lehrte, dessen Besitz mir die Gunst höherer Mächte vergönnte und dessen wunderbare Kraft mir unbekannt geblieben. Was wäre aus mir geworden, wenn dieser Talismann mir nicht

Gewalt gäbe über den Kleinen, und oft zum Schilde diente, an dem alle seine heimtückisch geführten Streiche abprallen! — Ich hatte mit meiner Maria den gewöhnlichen Spaziergang gemacht. Ach! — ich hoffte ihn zu sehen, der meine Brust entzündet in glühender Sehnsucht! — Wie ist er denn verschwunden auf unbegreifliche Weise? Hat er denn mich nicht erkannt? Sprach mein Geist vergebens zu ihm? Hat er nicht die Worte gelesen, die ich mit magischem Messer einschnitt in den geheimnißvollen Baum? — Als ich zurückkehrte in mein Zimmer, vernahm ich ein leises Aechzen hinter den Vorhängen meines Bettes. Ich wußte, was geschehen, und mochte, gutmüthig genug, den Kleinen nicht heraustreiben aus dem Bette, weil er Morgens über Kolik geklagt. Nicht lange dauerte es, als ich, da ich in ein anderes Zimmer getreten, ein Geräusch, und dann ein lautes Gespräch vernahm, in das der Magus mit einem Fremden gerathen schien. Dazwischen lärmte und schrie Apokatastos so gewaltig, daß ich wohl ahnen konnte, es

müßte Besonderes vorgehen, wiewohl mein Ring ruhig blieb. Ich öffnete die Thüre — o Chariton! — Er selbst — Theodor stand mir vor Augen — Mein Magus hüllte sich ein in die Bettdecke, ich wußte, daß in diesem Augenblick ihm alle Kraft gebrochen. Mir bebte das Herz vor Entzücken! — Seltsam hätte es mir vorkommen müssen, daß Theodor, im Begriff mir entgegen zu eilen, auf ungeschickte Weise hinstürzte, und dann sich gar possierlich gebehrdete. Es kamen mir Zweifel, aber indem ich den Jüngling betrachtete, war es mir, als sey er, wenn auch nicht Theodoros Capitanaki selbst, so doch der aus griechischem fürstlichen Stamm entsprossene, der bestimmt mich zu befreien, und dann Höheres zu beginnen. Die Stunde schien gekommen, ich forderte ihn auf, das Werk zu beginnen, da schien ihn ein Schauer anzuwandeln. Doch erholte er sich, und erzählte von seiner Herkunft. O Wonne, o Freude! ich hatte mich nicht getäuscht, ich durfte kein Bedenken tragen, ihn zu fassen in meine Arme, ihm zu sagen, daß es an der Zeit,

seine

seine Bestimmung zu erfüllen, daß kein Opfer gescheut werden müsse. Da — o all' ihr Heiligen! da wurden des Jünglings Wangen immer blässer und blässer, seine Nase spitzer und spitzer, seine Augen starrer und starrer! — Sein Leib, schon dünn genug, schrumpfte immer mehr zusammen! — Mir wars, als würfe er keinen Schatten mehr! — Gräßliches Trugbild! Vernichten wollte ich die dämonische Täuschung, ich zog mein Messer, aber mit Blitzschnelle war der Wechselbalg verschwunden! — Apokatastos schnatterte, pfiff und lachte hämisch, der Magus sprang aus dem Bette, wollte fort durch die Thüre indem er unaufhörlich schrie: Braut — Braut! aber ich faßte ihn, schlang das Band um seinen Hals. Er stürzte nieder, und bat in den kläglichsten Jammertönen um Schonung. Gregoros Seleskeh, rief Apokatastos, du bist verlesen, du verdienst kein Erbarmen! — „Ach Gott, schrie der Magus; was Seleskeh, ich bin ja nur der Kanzlei-Assistent Schnüspelpold aus Brandenburg! — Bei diesen furchtbaren Zaubernamen — Kanzlei-

Assistent — Schnüspelpold — Brandenburg — ergriff mich tiefes Entsetzen, ich fühlte, daß ich noch in den Ketten des dämonischen Alten! — Ich wankte fort aus dem Zimmer. — Weine, klage mit mir, o meine geliebte Chariton! — Nur zu klar ist es mir, daß das Trugbild, was der Magus mir unterschieben wollte, sich schon früher als schwarzer Hasenfuß im Thiergarten zeigte, das ihm der Magus die himmelblaue Brieftasche in die Hände spielte, daß — Ihr ewigen Mächte, soll ich Raum geben meinem furchtbaren Argwohn? — bringe ich mir die ganze Gestalt des jungen Menschen im letzten Augenblick vor Augen — es lag etwas, wie aus Kork geformtes, darin. — Mein Magus ist erfahren in aller cabbalistischer Wissenschaft des Orients, nichts als ein von ihm aus Kork geschnitzter Teraphim ist vielleicht dieser angebliche Theodoros, der nur periodisch zu leben vermag. Daher kam es, daß, als mein Magus mich verlockt hatte, hieher, unter dem Versprechen mich meinem Theodoros in die Arme zu führen, der Zauber deshalb miß=

lang, weil der Teraphim, den ich zur Nachtzeit höchst erbärmlich auf dem Sopha liegend im Wirthshause fand, gerade aller ihm künstlich hinein operirten Sinne beraubt war. Mein Talisman wirkte, ich erkannte augenblicklich den schwarzen Hasenfuß, und zwang ihn, mir selbst, wie es die Constellation nun einmal wollte, die himmelblaue Brieftasche in die Hände zurückzugeben. — Bald muß sich alles aufklären. —

Diesen Zeilen ist aus den Notizen des Barons Achatius von F. noch manches hinzuzufügen.

Wo bleibt, fragte Frau von S. die elegante Wirthin eines noch eleganteren Thees, wo bleibt unser lieber Baron? Es ist ein herrlicher Jüngling, voller Verstand, hinreißender Bildung, und dabei von einer Fantasie und einem seltnen Geschmack im Anzuge, daß ich ihn schmerzlich vermisse in meinem Zirkel.

In dem Augenblick trat der Baron

Theodor von S., der eben gemeint, hinein in den Saal, und ein leises Ah! flüsterte durch die Reihe der Damen.

Man bemerkte indessen bald eine gänzliche Aenderung in des Barons ganzem Wesen. Für's erste fiel allgemein die Nachlässigkeit im Anzuge auf, die beinahe die Gränzen des Anstandes überschritt. Der Baron hatte nehmlich den Frack, ein Intervall der Knöpfe überspringend, schief zugeknöpft, die Brustnadel saß um zwei Finger breit zu tief auf dem Jabot, so wie die Lorgnette wenigstens anderthalb Zoll zu hoch hing, was aber durchaus unverzeihlich schien; der Lockenwurf des Haars war durchaus nicht dem ästhetischen Prinzip gemäß, vielmehr nach der Richtung, wie es auf dem Haupte gewachsen, ästhetisch aufgekämmt. Die Damen schauten den Baron ganz verwundert an, die Elegants würdigten ihn aber keines Wortes, keines Blickes. Das erbarmte endlich den Grafen von E. Er führte geschwinde den Baron in ein anderes entlegenes Zimmer, machte ihn auf die großen Verstöße in der Kleidung, die ihn um

allen guten Ruf hätten bringen konnen, aufmerksam, und half alles besser ordnen, indem er selbst mittelst eines Taschenkamms sinnreich und geschickt den Dienst des Haarkräuslers versah.

Als der Baron wieder in den Saal trat, lächelten ihn die Damen wohlgefällig an, die Elegants drückten ihm die Hände, die ganze Gesellschaft war erheitert. —

Zuerst wußte der Graf von E. gar nicht, was er aus dem Baron machen sollte. So schonend als möglich, hatte er ihn die begangenen Verstöße merken lassen, damit ihn Schreck und Verzweiflung nicht zerschmettern solle, aber ganz gleichgültig, stumm und starr war er geblieben. Nun wußte aber bald die ganze Gesellschaft nicht, wie sie mit dem Baron berathen, denn eben so gleichgültig, stumm und starr setzte er sich hin, und gab auf alle Fragen der Thee- und Wortreichen Wirthin verkehrte lakonische Antworten. Man schüttelt unmuthig den Kopf, nur sechs Fräuleins sahen verschämt erröthend vor sich nieder, weil jede glaubte, der Baron sey in sie ver-

liebt, und deshalb so zerstreut und unordentlich im Anzuge. Hatten selbige Fräuleins wohl den Shakespeare und zwar: wie es Euch gefällt, gelesen? (Dritter Aufzug, zweite Szene.)

Eben war, nachdem man die Vortrefflichkeiten und Herrlichkeiten eines neuen aberwitzigen Ballets gehörig entwickelt und gerühmt, eine Stille entstanden, als der Baron, wie plötzlich aus einem tiefen Traum erwachend, laut rief: Pulver — Pulver in die Ohren gestreut und dann angezündet — es ist fürchterlich — schrecklich — barbarisch!

Man kann denken, wie alle ganz betroffen den Baron anschauten. O sagen Sie, sprach die Wirthin, o sagen Sie, bester Baron! gewiß hat irgend etwas Ihre tiefste Fantasie aufgeregt, Ihre Brust ist zerrissen, Ihr ganzes Innres verstört? — Was ist es, sprechen Sie! O es wird gewiß etwas höchst interessantes seyn? — Der Baron war hinlänglich wach geworden, um zu fühlen, daß er wirklich selbst in diesem Augenblick höchst interessant sich gebehrden könne. Er hob da-

her die Augen gen Himmel, legte die Hand auf die Brust, und sprach mit bewegter Stimme: o Gnädige! Lassen Sie mich das fürchterliche Geheimniß tief in meiner Brust bewahren, das keine Worte kennet, sondern nur den todtbringenden Schmerz! — Alle mußten erbeben vor diesen sublimen Worten, nur der Professor L. lächelte sarkastisch und — Doch sey es dem Autor erlaubt, bei Gelegenheit des Professors einige Worte einzuschalten, über die sinnreiche Organisation unserer Thees, wie sie wenigstens in der Regel statt findet. Der bunte Flor schön geputzter artiger Fräuleins und Schwalbgeschweifter schwarzer oder blauer Jünglinge, ist gewöhnlich durchschossen mit zwei oder drei Dichtern und Gelehrten, und so mag die psychische Mischung des Zirkels verglichen werden mit der physischen Mischung des Thees.

Die Sache kommt so zu stehen:

1) Thee, die hübschen artigen Frauen und Fräuleins, als Grundbasis und begeisterndes Aroma des Ganzen.

2) Laues Wasser, (es kocht selten recht) die Schwalbgeschweiften Jünglinge.

3) Zucker, die Dichter	{	wie sie nehmlich sich gestalten müssen, um für den Thee brauchbar zu erscheinen.
4) Rum, die Gelehrten		

Für Zwieback, Pumpernickelschnitte, kurz für alles, was nur von wenigen gelegentlich zugebissen wird, können die Leute gelten, die von den letzten Avisen sprechen, von dem Kinde, das Nachmittags in der und der Straße zum Fenster hinausgestürzt, von dem letzten Feuer, und wie die Schlauchspritzen gute Dienste gethan, die ihre Rede gewöhnlich mit: wissen Sie schon? anfangen und sich bald entfernen, um im sechsten Zimmer heimlich einen Zigaro zu rauchen. —

Also der Professor L. lächelte sarkastisch, und meinte, daß der Baron heute vorzüglich frisch aussähe, trotz des todbringenden Schmerzes im Innern.

Der Baron, ohne auf das zu merken, was der Professor gesprochen, versicherte, daß ihm heute nichts angenehmeres geschehen

könne, als auf einen mit historischer Kenntniß so reich ausgestatteten Mann zu treffen, als der Herr Professor es sey.

Dann fragte er sehr begierig, ob es denn wahr, daß die Türken im Kriege ihre Gefangenen auf die grausamste Weise ums Leben brächten, und ob dies nicht gegen das Völkerrecht merklich anstoße. Der Professor meinte, daß es so gen Asien zu mit dem Völkerrecht immer mißlicher werde, und daß es sogar schon in Constantinopel verstockte Leute gebe, die kein Naturrecht statuiren wollten. Was nun das Umbringen der Gefangenen betreffe, so wäre das, wie der Krieg überhaupt, schwer unter ein Rechtsprinzip zu bringen, und dies daher dem alten Hugo Grotius in seinem Taschenbüchelchen: de jure belli et pacis betitelt, blutsauer geworden. Man könne daher in dieser Hinsicht nicht sowohl von dem was recht, als von dem sprechen, was schön und nützlich. Schön sey jenes Abthun der wehrlosen Gefangenen nicht, aber oft nützlich. Selbst von diesem Nutzen hätten aber die Türken in neuester Zeit nicht

profitiren wollen, mit verschwenderischer Bonhommie Pardon gegeben, und sich großmüthig mit Ohrabschneiden begnügt. Fälle gebe es aber allerdings, in denen nicht allein alle Gefangenen gegenseitig umgebracht, sondern auch alle unmenschliche viehische Grausamkeiten ausgeübt werden würden, die jemals die sinnreichste Barbarei erfunden. Z. B. würde dies ganz gewiß, ja ganz vorzüglich statt finden, wenn es jemals den Griechen einfallen sollte, mit Gewalt das Joch abzuschütteln, unter dem sie schmachten. Der Professor begann nun, mit dem Reichthum seiner historischen Kenntnisse im kleinsten Detail prahlend, von den Martern zu sprechen, die im Orient üblich. Er begann mit dem geringen Ohr- und Nasabschneiden, berührte flüchtig das Augenausreißen oder Ausbrennen, ließ sich näher aus über die verschiedenen Arten des Spießens, gedachte rühmlichst des humanen Dschingiskan, der die Leute zwischen zwei Bretter binden und durchsägen ließ, und wollte eben zum langsamen Braten und in Oelsieden übergehen, als plötzlich zu seiner

Verwunderung der Baron Theodor von S. mit zwei Sprüngen hinaus war durch die Thüre. —

Unter den von dem Baron Achatius von F. übersendeten Papieren befindet sich ein kleiner Zettel, worauf von des Barons Theodor von S. Hand die Worte stehen:

„O himmlisches süßes holdes Wesen! welche Qualen hat der Tod, hat die Hölle, die ich siegender Held nicht um dich ertragen sollte! Nein, du mußt mein werden, und drohte mir auch der martervollste Untergang! — O Natur, süße grausame Natur, warum hast du nicht allein meinen Geist, sondern auch meinen Leib, so zart, so empfindlich geschaffen, daß mich jeder Flohstich schmerzt! Warum, ach warum, kann ich ohne ohnmächtig zu werden, kein Blut sehen, am wenigsten das meinige!

Zweites Blättlein.

Auf diesem stehen aphoristische Bemerkungen über des Barons Theodor von S. Thun und Treiben, die von irgend jemanden,

der ihn genau beobachtete, aufgeschrieben, und zur Mittheilung an Schnüspelpold bestimmt zu seyn scheinen. Die Hand ist fremdartig und oft schwer zu entziffern. In bessern Zusammenhang gebracht, ist folgendes daraus zu berichten. — Jener Abend bei der Frau von F. hatte, unerachtet die anfängliche allgemeine Aeußerung des Mißfallens Unheilbringend geschienen, doch für den Baron die ersprießlichsten Folgen. Ein besonderer Glanz umfloß ihn, und er kam mehr in die Mode als jemals. Er blieb in sich gekehrt, zerstreut, führte verwirrte Reden, seufzte, starrte die Leute gedankenlos an, ja, er wagte sogar einigemal das Halstuch nachlässig zu knüpfen, und im flachsfarbnen Oberrock zu erscheinen, den er sich, da ihm Farbe und Form solcher Kleidung am besten zu stehn schienen, ausdrücklich hatte machen lassen, der interessanten Unschicklichkeit halber. Man fand das Alles allerliebst zum Entzücken. Jede, jeder haschte nach dem Augenblick, ihn unter vier Augen auszufragen über sein vorgebliches Geheimniß, und es war etwas mehr dahin-

ter, als bloße Neugierde. Manches junge Mädchen fragte, in der Ueberzeugung, daß nichts anders als das Geständniß seiner Liebe über des Barons Lippen fließen könne. Andere, die diese Ueberzeugung nicht hatten, drangen deshalb in den Baron, weil sie wohl wußten, daß ein Mann, der einem jungen Frauenzimmer irgend ein Geheimniß entdeckt, und sollte es auch ein sorglich zu verschweigender Liebesbund mit einer andern seyn, wenigstens einen Theil seines Herzens mit weggeschenkt, und daß die Vertraute gewöhnlich den Theil, der für die Glückliche übrig geblieben, nach und nach in Anspruch nimmt, und wirklich gewinnt. Alte Damen wollten das Geheimniß wissen, um nachher die gebietende Herrin zu spielen, junge Männer aber, weil sie gar nicht begreifen konnten, wie dem Baron, und nicht ihnen, das Außerordentliche begegnet, und weil sie gern wissen wollten, wie es anzufangen, um eben so interessant zu erscheinen als er. — Jede Mittheilung dessen, was sich in Schnüspelpolds Wohnung an jenem Tage begeben, war

natürlicher Weise unmöglich. Der Baron mußte schweigen, weil er nichts zu entdecken hatte, und eben daher kam es, daß er bald sich selbst einbildete, er trüge ein Geheimniß in sich, das ihm selbst ein Geheimniß. Andere Leute von etwas melancholischem Temperament hätte solch ein Gedanke zum Wahnsinn treiben können, der Baron befand sich aber sehr wohl dabei, ja er vergaß darüber das eigentliche nicht mittheilbare Geheimniß und Schnüspelpold und die schöne Griechin dazu. In dieser Zeit gelang es denn auch den Künsten der coquettirenden Amalie Simson, den Baron wieder an sich zu ziehen. Sein Hauptgeschäft war, schlechte Verse zu drechseln, noch schlechtere Musik dazu zu machen, und die miserablen Erzeugnisse seiner verstockten Muse der Bankiers-Tochter vorzuplärren. Er wurde bewundert, und war daher im Himmel. Das sollte aber nicht lange dauern.

Eines Abends, als er aus einer Abendgesellschaft, die eben bei dem Bankier Nathanael Simson statt gefunden, spät in der

Nacht zurückgekehrt, sich entkleiden ließ, faßte er in die Brusttasche des Fraks, um die Börse herauszunehmen. Mit der Börse zog er aber ein kleines Zettelchen hervor, auf dem die Worte standen:

Unglückseliger, Verblendeter! Kannst du so leicht die vergessen, die dein Leben, dein Alles seyn sollte, mit der dich höhere Mächte verbanden zum höheren Seyn?

Ein elektrischer Schlag durchfuhr sein Inneres. — Keine andere, als die Griechin hatte diese Worte geschrieben. Das Himmelsbild stand ihm vor Augen, er lag in den Armen der Schönsten, er fühlte ihre Küsse auf seinen Lippen brennen! — Ha, rief er begeistert aus, sie liebt mich, sie kann mich nicht lassen! Verschwinde, schnöder Trug! Geh zurück in dein Nichts, kecke Bankiers-Tochter! — Hin zu ihr der Göttlichen, der hohen, hehren — hin zu ihren Füßen zu stürzen, und Verzeihung zu erringen! —

Der Baron wollte fort, der Kammerdiener erinnerte dagegen, ob es nicht besser

seyn würde, schlafen zu gehen, der Baron packte ihn aber bei der Gurgel, flammte ihn an mit gräßlichem Blick und sprach: Verräther, was sprichst Du von Schlaf, wenn ein ganzer Aetna von Liebesgluth im Innern aufgelodert? — Darauf küßte er, während ihn der Kammerdiener vollends auskleidete, unter allerlei verwirrten unverständigen Redensarten, noch einigemal den Zettel, der, er wußte wahrlich nicht wie, in seine Rocktasche gekommen, legte sich ins Bette, und verfiel bald in süßen Schlummer.

Man kann denken, mit welcher Hast er andern Morgens, nachdem er sich auf das schönste und geschmackvollste angekleidet, nach der Friedrichsstraße rannte. Hoch klopfte ihm das Herz vor Entzücken, aber noch höher — vor innerer Angst und Beklommenheit, als er die Klingelschnur des Hauses fassen wollte. Wenn nur nicht die verdammten Zumuthungen wären! So dachte er, und zögerte länger und länger vor der Thüre in schwerem Kampf mit sich selbst begriffen, bis

er am Ende in einer Art verzweifelten Muthes die Klingel stark anzog.

Man öffnete, leise schlich er die Treppe herauf, lauschte an der wohlbekannten Thüre. Da sprach drinnen eine gellende schnatternde Stimme:

> der Heerführer kommt gewappnet und gerüstet mit dem Schwerdt in der Hand, und wird vollbringen, was Du gebeutst. Will dich aber ein muthloser Schwächling täuschen, so stoße ihm dein Messer in die Brust.

Der Baron drehte sich sehr geschwind um, sprang eben so schnell die Treppe herab, und lief, was er konnte, die Friedrichsstraße herab.

Unter den Linden hatte sich ein Haufe Menschen gesammelt, die einem jungen Husarenoffizier zuschauten, der sein wildgewordenes Pferd nicht bändigen zu können schien. Das Pferd sprang, bäumte sich so, daß es jeden Augenblick überzuschlagen drohte. Es war graulich anzusehn. Aber fest, wie angeschmiedet, saß der Offizier, zwang endlich das

Pferd zu zierlichen Courbetten, und ritt dann im kurzen Trabe davon.

Ein lautes freudiges: ha, welch' ein Muth, welche Besonnenheit — o herrlich! das aus dem Fenster des ersten Stocks eines Hauses zu kommen schien, zog des Barons Blick in die Höhe, und er gewahrte ein bildschönes Mädchen, die ganz erröthet vor Angst, Thränen im Auge, dem kühnen Reiter nachblickte.

In der That, sprach der Baron zu dem Rittmeister von B., der sich indessen zu ihm gesellt hatte, das ist ein kühner muthiger Reiter, die Gefahr war groß.

Nichts weniger als das, erwiederte der Rittmeister lächelnd, nur gewöhnliche Reiterkünste hat der Herr Lieutenant hier produzirt. Sein schönes, kluges Pferd ist zugleich eines der frömmsten, die ich kenne, aber dabei ein vortrefflicher Komödiant, der einzugreifen weiß in das Spiel des Herrn. Die ganze Komödie wurde aufgeführt, um jenen hübschen Mädchen dort Angst einzujagen, die sich auflöst in süße Bewunderung des herr-

lichen kühnen Pferdebändigers, dem dann forthin ein Tanz, und — auch wohl ein verstohlner Kuß nicht abgeschlagen wird. Der Baron erkundigte sich angelegentlichst, ob es wohl schwer sey, dergleichen Künste zu erlernen, und gestand, als der Rittmeister versicherte, daß der Baron, da er schon sonst ganz passabel reite, sehr bald solches Spiels mächtig werden würde, wie ganz besondere geheimnißvolle Verbindungen ihm es wünschenswerth machten, einer gewissen Dame eben so zu erscheinen, wie der Husaren-Lieutenant jenem Mädchen. Der Rittmeister, den Schalk im Innern, bot sich selbst zum Lehrer, und eins seiner Pferde, das sich auch recht gut auf solches Spiel verstehe, zur Ausführung des Plans an.

Es ist zu merken, daß jener Auftritt in dem Baron die Idee erweckt hatte, sich der Griechin auf eine ganz gefahrlose Weise als einen muthigen Mann zu zeigen, damit sie nur nicht mehr nach seinem Muth frage, das übrige nebst den chimärischen Plänen, wegen Befreiung der miserablen Griechen, werde (so

meinte er) dann wohl nach und nach in Vergessenheit gerathen.

Die Studien des Barons waren vollendet, selbst auf der Straße hatte er schon gelungene Versuche gemacht, in Gegenwart des Rittmeisters. Da ritt er eines Morgens, oder vielmehr Mittags, wenn die Straßen am lebendigsten sind, durch die Friedrichsstraße. — O Himmel! die Griechin stand am Fenster, Schnüspelpold neben ihr. Der Baron begann seine Künste, aber sey es nun, daß er sich übernahm in dem Augenblick der Begeisterung, oder daß das Pferd gerade nicht aufgelegt war zu solcher Spielerei, genug — ehe er sich's versah, flog der Baron herab auf's Straßenpflaster, und ruhig blieb das Roß stehen, drehte seitwärts den Kopf, und schaute den Gefallnen an mit klugen Augen. Die Leute sprangen herbei, um den Baron, der in tiefer Ohnmacht da lag, aufzuheben und ins Haus zu tragen. Ein alter Regiments-Chirurgus, der eben vorüberging, drängte sich aber durchs Volk, schaute dem Baron ins Gesicht, faßte seinen Puls, be-

fühlte ihn am ganzen Leibe, und brach dann los: alle Tausend Elemente, mein Herr! was treiben Sie für Narrenstreiche, Sie sind ja gar nicht ohnmächtig, Ihnen fehlt ja nicht das Allermindeste, setzen Sie sich doch nur wieder getrost auf! — Wüthend riß sich der Baron von den Leuten los, schwang sich aufs Pferd, und ritt davon unter dem schallenden Hohngelächter des versammelten Volks, begleitet von munteren Straßenbuben, die jauchzend neben ihm her Courier liefen. — Durchaus hatte es dem Baron nicht gelingen wollen, sich der Angebeteten als ein kühner muthiger Mann zu zeigen, selbst das letzte Mittel, das die Verzweiflung ihm eingab, die verstellte Ohnmacht nehmlich, schlug fehl, durch die heillose Dazwischenkunft des geraden, keine Schonung kennenden Chirurgus.

So weit das Blättlein. In den Notizen des Barons Achatius von F. hat sich nichts gefunden, was mit dem Vorhergehenden in Verbindung zu bringen gewesen wäre.

Drittes Blättlein.

Vier Blättlein können hier schicklich zusammengezogen werden in eines, da sie die fortlaufende Erzählung eines und desselben Ereignisses enthalten. Die Schrift scheint von dem Kanzlei-Assistenten Schnüspelpold selbst herzurühren.

Der Baron Theodor von S. schlief in der trüben regnigten Bartholomäus-Nacht so erstaunlich fest, daß ihn selbst das Geheul des Sturmwindes, das Klappern und Klirren des aufgesprungenen Fensterflügels, nicht zu wecken vermochte. Plötzlich fing er aber an, die Nase zu ziehen, als verspüre er irgend einen Geruch. Dann lispelte er kaum vernehmlich: o mir gieb diese schönen Blumen, du meine süße Liebe! und schlug die Augen auf. Gränzenlos schien sein Erstaunen, als er das Zimmer blendend erleuchtet, dicht vor Augen aber einen großen, duftenden Blumenstrauß erblickte. Dieser Blumenstrauß war aber an dem Rocke befestigt, den ein alter Mann angezogen, welchen ein verläumderischer Schriftsteller als verwach-

sen, krummbeinigt, grotesk in seinen ganzen Wesen geschildert hat. Gut ist es aber, daß besagter Schriftsteller den Mann hat zeichnen lassen, und daß die Zeichnung zum Sprechen ähnlich gerathen ist. Jeder kann sich daher überzeugen, daß jene Schilderung gänzlich gegen die Wahrheit anstößt. Um Tausend Gottes Willen, rief der Baron ganz erschrocken, Herr Kanzlei-Assistent Schnüspelpold, wo kommen Sie hierher zu dieser Stunde?

Erlauben Sie, sprach Schnüspelpold, nachdem er den Fensterflügel befestigt, und sich niedergelassen hatte auf den Lehnsessel, den er dicht ans Bette gerückt, erlauben Sie, verehrtester Herr Baron, daß ich Ihnen meinen Besuch abstatte. Zwar ist die Stunde ungewöhnlich, indessen gerade die einzige, in der ich mich, ohne Aufsehn zu erregen, zu Ihnen begeben konnte, um Sie in Geheimnisse einzuweihen, von denen Ihr Liebesglück abhängt.

Sprechen Sie, erwiederte der Baron, der sich jetzt erst ganz ermuntert, sprechen

Sie, bester Schnüspelpold, vielleicht gelingt es Ihnen, mich aus der schrecklichsten Trostlosigkeit zu reißen, in der ich mich befinde. O Schnüspelpold! —

Ich weiß, fuhr Schnüspelpold fort, ich weiß, werthester Herr Baron, was Sie sagen wollen, und will nicht verhehlen, daß gewisse alberne Streiche, z. B. der Sturz vom Pferde —

O! o! o! seufzte der Baron, und verbarg sich in die Kopfkissen!

Nun nun, sprach Schnüspelpold weiter, ich will diese mißtönende Saite nicht weiter berühren, sondern nur im Allgemeinen bemerken, daß Ihr ganzes Betragen und Treiben, werthester Baron, von dem Augenblicke an, als Sie mein Mündel geschaut, und sich in sie verliebt hatten, von der Art war, daß alle meine Bemühungen, Ihre Verbindung mit der Schönsten zu Stande zu bringen, scheitern mußten; besser ist es daher, Sie mit dem, was zu thun, vertrauter zu machen, dies setzt aber voraus, daß ich Ihnen über meine und meines Mündels Ver-

hältnisse mehr sage, als es gewisser Constellationen halber eigentlich rathsam seyn dürfte. Vernehmen Sie also! — Ich fange, wie die Klugheit jedem in allen Verhältnissen des Lebens gebeut, von mir selbst an. Alle Leute, denen ich in die Nähe komme, sprechen, ich sey ein kurioser Mann, mit dem es nicht recht richtig, ohne daß diese Leute selbst wissen, was sie damit meinen. Allen exzentrischen Männern, d. h. solchen, die aus dem engegezogenen Kreise des gewöhnlichen Treibens hinausspringen, denen die abgeschlossene Wissenschaft nicht genügt, die Stoff und Nahrung höherer Weisheit nicht in Büchern, sondern die Propheten selbst aufsuchen in fernen Landen, geht es aber so, und auch mir. Erfahren Sie, bester Herr Baron — aber Sie schlafen! — Nein, nein, wimmerte der Baron unter dem Kissen hervor, ich kann mich nur noch nicht ganz von dem unglückseligen Sturz erholen, erzählt nur Schnüspelpoldchen.

Erfahren Sie also, fuhr Schnüspelpold fort, daß ich, nachdem ich Kanzlei-Assistent

geworden, mich mit Macht hingezogen fühlte zu der Wissenschaft aller Wissenschaften, die nur ein flacher abgestumpfter Zeitgeist verworfen, nur ein unwissender Thor für dummes abgeschmacktes Zeug erklären kann. Ich meine die göttliche Cabbala! — Ihnen mehr von dieser Wissenschaft und von der Art zu sagen, wie es mir gelang einzudringen in ihre Tiefen, das verlohnt nicht der Mühe, da Sie den Teufel was davon verstehen, und vor schnöder unweiser Langeweile bald fest einschlafen würden. Es genügt zu sagen, daß ein Cabbalist unmöglich auf die Dauer mit Muth und Liebe Kanzlei-Assistent bleiben kann. Es war die heilige, göttliche Cabbala, die mich forttrieb aus der Kanzlei, forttrieb aus dem lieben Brandenburg in ferne Länder, wo ich die Propheten fand, die mich annahmen als wißbegierigen, gelehrigen Schüler. — Man muß die Asche der Väter ehren! — Mein Vater, der Knopfmacher Schnüspelpold, war ein ziemlicher Cabbalist, und die Frucht vieljähriger Bemühungen, ein Talisman, den ich aus meines

Vaters Erbschaft mitnahm auf meiner Reise, und der mir gute Dienste geleistet hat. Es besteht dieser Talisman in einem ziemlich gearbeiteten Hosenknopf, den man auf der Herzgrube tragen muß, und — doch Sie hören mich nicht Baron? Allerdings, sprach der Baron noch immer in den Kissen, aber Ihr erzählt entsetzlich weitläufig Schnüspelpold, und noch habt Ihr gar nicht vorgebracht, was mich trösten könnte.

Das würde schon kommen, versicherte Schnüspelpold und fuhr dann weiter fort.

Ich durchreiste die Türkei, Griechenland, Arabien, Aegypten und andere Länder, wo sich dem Kundigen die Schachten tiefer Weisheit öffnen, und kehrte endlich, nachdem ich dreihundert und drei und dreißig Jahre auf der Reise zugebracht, nach Patras zurück. Es begab sich, daß ich, in der Gegend von Patras, bei einem Hause vorüberging, welches, wie ich wußte, von einem, aus fürstlichem Stamme entsprossenen Griechen bewohnt wurde. Man rief mir nach: Gregoros Seleskeh, trete hinein, du kommst zur

rechten Stunde. Ich drehte mich um, erblickte in der Thür eine alte Frau, deren Gesicht und Gestalt, Sie, werthester Herr Baron und andere künstlerische Leute, an die Sybillen des Alterthums erinnert hätte. Es war Aponomeria, die weise Frau, mit der ich sonst in Patras Umgang gepflogen, und die meine Kenntnisse ungemein bereichert hatte. Wohl wußte ich, daß Aponomeria Hebammendienste verrichten sollte, was eigentlich ihr Beruf war in Patras. Ich trat hinein, die Fürstin lag in Kindesnöthen, und bald war ein liebliches Wunder von Mägdlein geboren. Gregoros Seleskeh sprach Aponomeria feierlich, betrachte dieses Kind aufmerksam, und berichte, was du erschaut. Ich that das, ich fixirte meinen ganzen Sinn, all' meine Gedanken, auf das kleine Wesen. Da entzündete sich über dem Haupte des Kindes ein blendender Strahlenschimmer, in diesem Schimmer wurde aber ein blutiges Schwert, und dann eine mit Lorbeern und Palmen umwundene Krone, sichtbar. — Ich verkündete das. Da rief Apo-

nomeria begeistert: Heil, Heil der edlen Fürstentochter! — Die Fürstin lag wie im Schlummer, doch bald leuchteten ihre Augen auf, sie erhob sich frisch und munter, alle Jugendblüthe im holden Antlitz, aus dem Bette, kniete nieder vor dem Bildniß des heiligen Johannes, das über einem kleinen Altar im Zimmer angebracht, und betete, den verklärten Blick emporgerichtet. Ja, sprach sie dann, im Innersten bewegt, ja, meine Träume werden wahr — Theodoros Capitanaki — das blutige Schwert, es gehört dir, aber die Palmen- und Lorbeerumwundene Krone empfängst du aus der Hand dieser Jungfrau. Gregoros Seleskeh, Aponomeria! Meinen Gemahl! — all' ihr Heiligen, vielleicht ist er schon nicht mehr — mich wird bald ein früher Tod hinraffen. Dann sollt Ihr die treuen Eltern dieses Kindes seyn. — Gregoros Seleskeh, ich kenne deine Weisheit, die Mittel, die dir zu Gebote stehen, du wirst ihn auffinden, den, der das blutige Schwerdt trägt, ihm wirst du die Fürstentochter in die Arme führen, wenn die Mor-

genröthe aufsteigt, wenn die ersten Strahlen glühend aufflimmern, und von ihnen zum Leben entzündet, das gebeugte Volk sich aufrichtet!“ Als ich nach zwölf Jahren wieder nach Patras kam, waren beide gestorben; der Fürst und seine Gemahlin. Bei Aponomeria fand ich die Tochter, die nunmehr unser Kind geworden. Wir gingen nach Cypern, und fanden den, den wir suchten, den wir suchen mußten, um den reichen Schatz, das Besitzthum der jungen Fürstin, in Empfang zu nehmen, in dem verfallenen Schloß zu Baffa, ehemals Paphos. — Hier fiel es mir ein, das Horoskop der jungen Fürstin zu stellen. Ich brachte heraus, daß ihr hohes Glück, ein Thron, bestimmt durch die Verbindung mit einem Fürsten; aber zu gleicher Zeit gewahrte ich die Zeichen blutigen Mordes, grauenvoller Unthaten, entsetzlicher Todeskämpfe, mich selbst darin verflochten, und in dem Augenblick des höchsten Glanzes der Fürstin, arm, verlassen, elend, aller meiner Wissenschaft, meiner cabbalistischen Kraft beraubt. Doch schien es, als wenn der Cab-

bala es vergönnt seyn könnte, selbst die Macht der Gestirne zu besiegen, und zwar durch die künstliche Entzweiung der in einander wirkenden Prinzipe und Einschaffung eines dritten, zur Lösung des Knotens. Dies letzte war nun meine Sache, wenn ich das Unglück, das mir drohte, in dem Schicksal meiner Pflegetochter von mir abwenden, und ruhig und glücklich bleiben wollte, bis an mein Lebensende. — Ich forschte und forschte, wie das dritte Prinzip zu erzeugen. Ich bereitete einen Theraphim — Sie wissen, Herr Baron, daß die Cabbalisten damit ein künstliches Bildniß bezeichnen, das, indem es geheime Kräfte der Geisterwelt weckt, durch scheinbares Leben täuscht. Es war ein hübscher Jüngling, den ich aus Thon gebildet, und dem ich den Namen Theodor gegeben. Die junge Fürstin freute sich über sein artiges Wesen und seinen Verstand, so wie sie ihn aber berührte, zerfiel er in Staub, und ich gewahrte zum erstenmal, daß dem Fürstenkinde gewisse magische Kräfte inwohnen müssen, die meinem cabbalistischen Scharf-

blick entgangen. Mit einem Theraphim war daher nichts auszurichten, und es blieb nichts übrig, als einen Menschen zu finden, der durch magische Operationen geschickt gemacht werden konnte, jene Entzweiung zu bewirken, und in die Stelle des Unheilbringenden Theodoros Capitanaki zu treten. — Mein Freund, der Prophet Sifur, half mir aus der Verlegenheit. Er sagte mir, daß sechs Jahre vor der Geburt der Fürstentochter, eine Baronesse von S. im Mecklenburg-Strelitzischen, die die Tochter einer griechischen Fürstin aus Cypern sey, einen Sohn geboren —

Was? rief der Baron, indem er aus den Kissen herausfuhr, und den Kanzlei-Assistenten anblickte mit blitzenden Augen, was — wie? — Schnüspelpoldchen, Sie sprechen ja von meiner Mutter? — so sollte es doch wahr seyn?

Sehn Sie wohl, sprach Schnüspelpold, indem er arglistig schmunzelte, sehn Sie wohl, werthgeschätztester Herr Baron, nun kommt das Interessante, nehmlich Ihre eigene werthe Person. Dann fuhr er fort: also der Prophet

phet Sifur entdeckte mir die Existenz eines achtzehnjährigen sehr hübschen und angenehmen mecklenburgischen Barons, der wenigstens von mütterlicher Seite aus griechischem fürstlichen Stamm entsprossen, bei dessen Geburt alle Gebräuche nach griechischer Art beobachtet worden, und der in der Taufe den Namen Theodor erhalten. Dieser Baron, versicherte der Prophet, würde ungemein geschickt zu dem wirklich lebendigen Teraphim taugen, mittelst dessen das Heroskop zu vernichten, und den Fürsten Theodoros Capitanaki samt seinem blutigen Schwert in ewige Vergessenheit zu begraben. Der Prophet schnitzte hierauf ein kleines Männlein aus Korkholz, strich es mit Farben an, kleidete es auf eine Weise, die mir sehr possierlich vorkam, und versicherte, daß dies Männchen eben der Baron Theodor von S. sey, wiewohl in verjüngtem Maaßstabe. Ich muß denn auch gestehen, daß, als ich Sie, mein werthgeschätzter Herr Baron, zum erstenmal zu sehen das Glück hatte, mir gleich das Korkmännchen vor Augen stand, es giebt

nichts Täuschenderes. Derselbe holde schwärmerische Blick, der Ihre Augen beseelt — Finden Sie auch die Schwärmerei in meinem Blick, die den tiefen Genius verkündet? — so unterbrach der Baron den Kanzlei-Assistenten, indem er die Augen gräßlich verdrehte.

Allerdings, sprach Schnüspelpold weiter, allerdings! Ferner dieselbe Narrheit im ganzen Wesen und Betragen. —

Sind Sie des Teufels, schrie der Baron erzürnt!

Bitte sehr, fuhr Schnüspelpold fort, bitte sehr, ich meine blos jenes närrische Wesen, wodurch sich eminente Genies, exzentrische Köpfe, von gewöhnlichen vernünftigen Menschen unterscheiden. Es klebt mir, zu meiner Freude, auch etwas von jenem Wesen an, und ich würde noch heftiger ausschreiten, wenn mich nicht mein Haarzopf daran hinderte. — Wir Beide, der Prophet und ich, mußten herzlich über das kleine Püppchen lachen, denn es kam uns Beiden ungemein albern vor; indessen wurde ich sehr bald von der Richtigkeit der cabbalistischen und astrolo-

gischen Beobachtungen, die der weise Sifur angestellt hatte, auf das Innigste überzeugt. Nicht in Staub zerfiel das Püppchen, als die Fürstin es berührte, sondern sprang freudig auf ihrem Schooße umher. Sie gewann es sehr lieb, und nannte es ihren schönen Theodoros. Aponomeria hegte dagegen den tiefsten Abscheu gegen das kleine Ding, war meinem ganzen Thun und Treiben in jeder Rücksicht entgegen, und widersetzte sich der Reise nach Deutschland, die ich vier Jahre darauf mit ihr und der Fürstin unternehmen wollte, in der geheimen Absicht, Sie, werthgeschätztester Herr Baron, aufzusuchen, und zu meinem und Ihrem Besten, koste es, was es wolle, Ihre Verbindung mit der Fürstin zu Stande zu bringen. Aponomeria warf tückischer Weise das Korkpüppchen, also in gewisser Art Sie selbst, mein Herr Baron! ins Feuer. Durch diese Unvorsichtigkeit gerieth sie aber ganz in meine Macht, ich wußte sie mir vom Halse zu schaffen. — Mit meiner Fürstin und dem reichen Schatz, der ihr Eigenthum, und auch in gewisser Art das

meinige, verließ ich Cypern, und ging nach Patras, wo ich von dem preußischen Consul, Herrn Andreas Condoguri, mit Freundschaft und Güte aufgenommen wurde. O, hätte ich nimmermehr diesen Ort berührt! — Hier war es, wo die Fürstin mit der Kraft eines Talismans bekannt wurde, der, ein uraltes Erbstück der Familie, sich in ihrem Besitz befindet. Ein altes Weib sah ich von ihr gehen — Nun genug, die Fürstin benutzte den Talisman so gut, daß ich, konnte meine cabbalistische Gewalt über sie auch nicht gebrochen werden, doch eben so sehr ihr Sclave wurde, als ich ihr Herr bin. Durch das Horoskop, durch meine cabbalistischen Operationen und durch die Kraft des Talismans ist eine solche wunderbare Verkettung magischer Gewalten entstanden, daß ich untergehen muß, oder die Fürstin, je nachdem das Horoskop steigt, oder meine Cabbala. — Ich kam hieher, ich fand Sie, begreiflich wird es Ihnen seyn, wie behutsam ich die Operationen beginnen mußte, die die Fürstin in Ihre Arme führen sollten. Ich spielte Ihnen die

Brieftasche in die Hände, die Sie zufällig gefunden zu haben glaubten. Wir waren Ihnen oft nahe, Sie gewahrten uns nicht. — Ich ließ die Anzeige in die Zeitungen einrücken, Sie merkten nicht darauf! Wären Sie nur nach Patras gekommen, alles wäre gut gegangen. Aber — werden Sie nicht grimmig, wertgeschätztester Herr Baron — Ihr sonderbares Benehmen, Ihre fabelhaften, ich möchte beinahe sagen, albernen, Streiche waren Schuld daran, daß meine wohlberechnetsten Bemühungen vereitelt werden mußten. — Schon gleich, als wir Sie im Wirthshause in der Nacht trafen — Ihr Zustand — der schnarchende Italiener — Leicht wurde es der Fürstin, wieder in den Besitz der Brieftasche und des darin enthaltenen magischen Spielzeuges zu kommen, das Ihnen gar nützlich hätte werden können, und so den Zauberknoten zu lösen, den ich geschürzt. In dem Moment — Schweigen Sie, unterbrach der Baron den Kanzlei-Assistenten mit kläglicher Stimme, schweigen Sie, theurer Freund, von jener unglückseligen Nacht, ich war er-

müdet von der Reise nach Patras, und da — Ich weiß alles, sprach der Kanzlei-Assistent. Also in dem Moment hielt Sie die Fürstin für das Trugbild, das sie den Hasenfuß aus dem Thiergarten zu nennen pflegte. Doch es ist noch nicht alles verloren, und ich habe Sie deshalb in meine Geheimnisse eingeweiht, damit Sie Sich leidend verhalten, und mich ohne Widerstreben schalten lassen sollen. — Noch habe ich vergessen, Ihnen zu sagen, daß sich auf der Reise hieher der Papagey zu uns fand, mit dem Sie sich letzthin bei mir unterredet haben. Ich weiß, daß dieser Vogel auch mir feindlich entgegenwirkt. — Hüten Sie sich vor ihm, es ist, ich ahne es, die alte Aponomeria! — Jetzt ist ein günstiger Moment eingetreten. Die Bartholomäusnacht hat auf Sie, verehrtester Herr Baron, eine ganz besondere geheimnißvolle Beziehung. Wir wollen sogleich die Operation beginnen, die zum Ziele führen kann. —

Damit löschte Schnüspelpold sämmtliche Kerzen aus, die er angezündet, zog einen

kleinen leuchtenden Metallspiegel hervor, und flüsterte dem Baron zu, er möge mit Unterdrückung aller übrigen Gedanken und Vorstellungen den liebenden Sinn ganz auf die griechische Fürstin figiren, und fest in den Spiegel hineinblicken. Der Baron that es, und, o Himmel! die Gestalt der Griechin trat hervor aus dem Spiegel, im Himmelsglanz überirdischer Schönheit. Sie breitete die, bis an die Schultern bloßen, blendenden Lilien-Arme aus, als wolle sie den Geliebten umfangen. Näher und näher schwebte sie, der Barou fühlte den süßen Hauch ihres Athems auf seinen Wangen! — O Entzücken — o Seeligkeit! rief der Baron ganz außer sich, ja holdes angebetetes Wesen, ja, ich bin Dein Fürst Theodoros, und kein schnödes Trugbild aus Korkholz — Komm in meine Arme, süße Braut, ich lasse Dich nimmer. Damit wollte der Baron die Gestalt erfassen. Im Augenblick verschwand aber alles in dicke Finsterniß, und Schnüspelpold rief zornig: Knoblauch in Deine Augen! Du verdammter Hasenfuß! — Deine

Vorschnelligkeit hat schon wieder alles verdorben! —

Auch diesem Blättlein ist aus den Notizen des Achatius von F. nichts weiter hinzuzufügen.

Viertes Blättlein.

Dieses Blatt ist augenscheinlich nichts anders, als ein Billet, das der Baron Theodor von S. an den Kanzlei-Assistenten Schnüspelpold geschrieben. Man bemerkt noch sehr deutlich die Kniffe und die Stelle, wo das Siegel gesessen. Es lautet, wie folgt.

Mein Hochverehrtester Herr Kanzlei-Assistent!

Gern will ich Ihnen die begangenen Fehler eingestehen, und sie herzinniglich bereuen. Aber bedenken Sie, theurer Schnüspelpold, daß ein Jüngling, der so wie ich von feuriger schwärmerischer Natur ist, und dabei vom ganzen süßen Wahnsinn der glühendsten Liebe befangen, wohl nicht im Stande seyn kann, mit Besonnenheit zu handeln, zumal, wenn Zauberei im Spiele, die ihn gar-

stig neckt. Und bin ich denn nicht hart genug bestraft worden dafür, daß ich aus Unvorsichtigkeit, aus Unkunde, fehlte? — Seit dem verhängnißvollen Fall vom Pferde bin ich auch aus der Mode gefallen. Weiß der Himmel, auf welche Art das fatale Ereigniß in ganz B. bekannt wurde. Ueberall, wo ich mich blicken lasse, erkundigt man sich mit verhöhnender Theilnahme, ob mein böser Sturz keine üble Folgen gehabt, und hält sich kaum zurück, mir ins Gesicht zu lachen. — Es giebt kein größeres Unglück, als lächerlich zu werden, der Lächerlichkeit folgt allemal, wenn die Lacher ermüdet, völlige Bedeutungslosigkeit. Dies ist leider mein Fall. in den brillantsten Zirkeln, wenn ich zu erscheinen gedenke als siegender Held des Tages, achtet niemand meiner, will niemand mehr mein Geheimniß erfahren, und selbst die bornirtesten Fräuleins erheben sich über mich, und rümpfen die Nase eben in dem Augenblick, wenn ich ganz göttlich bin. — Ich weiß, daß mich ein neuer imposant kühner Schnitt eines Fraks retten

könnte, habe schon nach London und Paris geschrieben, und werde das Kleid wählen, welches mir am tollsten, am bizarrsten scheint; aber kann mir das ein Glück auf die Dauer verschaffen? — Nein, sie muß ich gewinnen, die all' mein Leben ist, und meine Hoffnung! O Gott, was fragt ein Herz voll Liebe nach neumodischen Fraks, und dergleichen — Ja! es giebt höheres in der Natur als die Thees der eleganten Welt! — Sie ist reich, schön, von fremder hoher Abkunft — Schnüspelpold, ich beschwöre Sie, bieten Sie Ihre ganze Wissenschaft, all' Ihre geheimnißvollen Künste auf, machen Sie gut, was ich verdarb, stellen Sie den — o ich möchte meine Kühnheit, meine Ausgelassenheit verwünschen — ja, stellen Sie den Zauber wieder her, den ich verdarb. Ich gebe mich ganz in Ihre Macht, ich thue alles, was Sie gebieten! — Bedenken Sie, daß von meiner Verbindung mit der Fürstin auch Ihr Wohl und Weh abhängt. Schnüspelpold — theurer Schnüspelpold! operiren

Sie sehr! — Antwort, um tröstende Antwort fleht mit heißem Verlangen

Ihr innigst ergebenster
Theodor Baron von S.

Auf der Rückseite des Blatts steht Schnüspelpolds Antwort.

Hochgeborner Herr Baron!

Die Sterne sind Ihnen günstig. Unerachtet Ihrer ungeheueren Unvorsichtigkeit, die uns beide hätte verderben können, ist die cabbalistische Operation dennoch keinesweges ganz mißlungen, wiewohl es jetzt noch mehr Zeit und Mühe kostet, den Zauber zu vollbringen, als es sonst der Fall gewesen seyn würde. Der Papagey war noch in magischem regungslosen Schlaf erstarrt. Mein Mündel befand sich ebenfalls noch in dem Zustande, der mein Werk war. Sie klagte mir jedoch, daß, bald nachdem sie ihr Idol, den Fürsten Theodor Capitanaki im höchsten Entzücken der Liebe zu umarmen vermeint, der korkene Hasenfuß täppisch dazwischen gefahren sey, und bat mich, ihn wo möglich bei Gelegenheit niederzustoßen, wenn Sie es nicht lieber

selbst thun, oder ihm wenigstens mit dem magischen Messer die Pulsader aufschneiden solle, damit die Leute, die er so lange arglistig getäuscht, endlich zu der Ueberzeugung kämen, daß nur weißes kaltes Blut in ihm fließe. Dessen unerachtet, mein Hochverehrtester Herr Baron, können Sie Sich so gut als verlobt ansehn mit der Fürstin. Nur müssen Sie jetzt auf das sorglichste Ihr Betragen darnach einrichten, daß Sie nicht wieder aufs neue alles verderben, denn sonst ist der Zauber unwiederbringlich zerstört. Fürs erste, laufen Sie nicht hundertmal des Tages bei meinen Fenstern vorüber. Außerdem, daß es sich schon an und für sich selbst sehr albern ausnimmt, wird auch dadurch die Fürstin immer mehr in ihrer vorgefaßten Meinung bestärkt, daß Sie bloß ein korkner — aus dem Thiergarten sind. Es kommt überhaupt darauf an, daß Sie die Fürstin jetzt niemals anders erblicken, als in einem gewissen träumerischen Zustande, in den Sie, trügt mich nicht meine Wissenschaft, in jeder Nacht zur Mitternachtsstunde fallen werden. Dazu

gehört aber, daß Sie jeden Abend auf dem Punkt zehn Uhr sich ins Bette legen, und überhaupt ein stilles, nüchternes abgeschiedenes Leben führen. Früh Morgens um fünf oder spätestens sechs Uhr stehen Sie auf, und machen, erlaubt es das Wetter, einen Spaziergang nach dem Thiergarten. Sie thun gut, wenn Sie bis zur Statue des Apollo wandern. Dort dürfen Sie sich ohne Schaden etwas toll gebehrden, und verliebte wahnsinnige Verse, sogar Ihre eignen, laut deklamiren, in so fern sie sich auf Ihre Liebe zur Fürstin beziehen; zurückgekehrt (Sie haben durchaus noch nichts genossen) erlaube ich Ihnen eine Tasse Kaffee zu trinken, jedoch ohne Zucker und ohne Rum. Um zehn Uhr dürfen Sie ein Schnittchen westphälischen Schinken oder ein Paar Scheiben Salami, nebst einem Glase Jostischen Biers zu sich zu nehmen. Punkt ein Uhr setzen Sie Sich allein in Ihrem Zimmer zu Tische, und essen einen Teller Kräutersuppe, dann etwas gekochtes Rindfleisch mit einer mittelmäßigen sauern Gurke, und gelüstet's Ihnen durchaus nach

Braten, so wechseln Sie geschickt mit gebratenen Tauben und Brathechten, wozu Sie doch beileibe nicht etwa stark gewürzten Salat, sondern höchstens etwas Pflaumenmus genießen dürfen. Dazu trinken Sie eine halbe Flasche des dünnen weißen Weines, welcher schon an und für sich selbst die gehörige Beimischung von Wasser hat. Sie bekommen den in allen Weinhäusern des Orts. Was Ihre Beschäftigung betrifft, so vermeiden Sie alles, was Sie erhitzen könnte. Lesen Sie Lafontainische Romane, Iffland'sche Comödien, Verse dichterischer Frauen, wie sie in allen neuen Taschenbüchern und Romanen stehen, oder was am besten ist, machen Sie selbst Verse. Denn die psychische Quaal, die Sie dabei empfinden, ohne jemals in Begeisterung zu gerathen, hilft erstaunlich zum Zweck. Am mehrsten warne ich Sie vor zwei Dingen. Trinken Sie unter keiner Bedingung auch nur ein einziges Glas Champagner, und machen Sie keinem Frauenzimmer den Hof. Jeder verliebte Blick, jedes süße Wort, oder gar ein Handkuß, ist eine

schnöde Untreue, die zur Stelle auf eine, Ihnen sehr unangenehme Art gerügt werden wird, um wo möglich Sie im Geleise zu erhalten. Meiden Sie vorzüglich das Simsonsche Haus. Amalia Simson, die Ihnen schon weiß machen wollte, ich sey ein Jude aus Smyrna, und die Fürstin sey meine wahnsinnige Tochter, sucht Sie in ihre Netze zu ziehn. Sie wissen vielleicht nicht, daß Nathanael Simson selbst das ist, wofür mich die saubere Tochter ausgab? Nehmlich ein Jude, unerachtet er Schinken frißt und Schlackwurst. Er ist auch im Complott mit der Tochter, macht er es aber zu arg, so soll ihm der Dämon, während er ißt, zurufen: Gift in Deine Speise, verruchter Mauschel! und er ist verloren. — Vermeiden Sie auch das Reiten, Sie haben schon zweimal Unglück gehabt mit Pferden. Befolgen Sie, mein Hochverehrtester Herr Baron, alle diese Vorschriften genau, so werden Sie sehr bald von mir weiteres vernehmen.

Mit der vorzüglichsten ꝛc.

Aus den Notizen des Barons Achatius von F. sind hier folgende kurze Bemerkungen mitzutheilen.

Nein, es ist durchaus nicht zu ergründen, was in diesen jungen Menschen, in deinen Neffen Theodor gefahren seyn muß. Er ist blaß wie der Tod, verstört in seinem ganzen Wesen, kurz, ein ganz anderer geworden, als er sonst war. — Um zehn Uhr Morgens besuchte ich ihn, fürchtend, er werde noch in den Federn liegen. Statt dessen fand ich ihn, wie er eben frühstückte. Und rathe, worin sein Frühstück bestand? — Nein, das zu rathen, ist unmöglich! — Auf einem Teller lagen ein Paar dünne Scheibchen Salami-Wurst, und daneben stand ein mäßiges Glas, worin — Braunbier perlte! — Erinnere Dich des Abscheus, den sonst Theodor gegen Knoblauch hegte! — Ist jemals ein Tropfen Bier über seine Lippen geglitten? — Ich bezeugte ihm meine Veränderung über das herrliche üppige Frühstück, das einzunehmen er im Begriff stehe. Da schwatzte er viel verwirrtes Zeug durcheinander, von nothwen-

diger

diger strenger Diät — von Kaffee ohne Zucker und Rum, von Kräutersuppen, von sauern Gurken, Brathechten mit Pflaumenmus und wäßrigtem Wein. Die Brathechte mit Pflaumenmus trieben ihm Thränen in die Augen. — Er schien meinen Besuch gar nicht gern zu sehen, deshalb verließ ich ihn bald.

Krank ist dein Neffe nicht, krank nicht im mindesten, aber von seltsamen Einbildungen befangen. Unerachtet er nun nicht die mindesten Spuren geistiger Zerrüttung zeigt, so meinet der Doktor H. dennoch, daß er an einer Mania occulta leiden könne, die eben das Eigenthümliche hat, daß sie auf keine Weise, weder in physischer noch psychischer Hinsicht verspürt werden kann, und so einem Feinde gleicht, der gar nicht anzugreifen ist, weil er sich nirgends zeigt. Es wäre Schade um Deinen Neffen! —

Was ist denn das? Soll ich denn abergläubischer Weise an Hexenkünste glauben?

— Du weißt, ich bin von je her gesunden festen Gemüths, und nichts weniger, als zur Schwärmerei geneigt gewesen, doch was man mit eignen Ohren hört, mit eignen Augen sieht, das kann man sich doch mit dem besten Willen nicht abstreiten. — Mit der größten Mühe hatte ich Deinen Neffen überredet, mit mir zum Souper bei der Frau von G. zu gehen. Das bildhübsche Fräulein von T. war dort, im vollen Glanze des Beau Jour, geputzt wie ein Engel. Sie redete, freundlich und anmuthig, wie sie ist, den düstern in sich gekehrten Vetter an, und ich gewahrte, mit welcher Gewalt Theodor sich zwang, nicht den Blick ruhen zu lassen auf der schönen Gestalt. Sollt' er eine tyrannische Geliebte haben, die ihn despotisirt? So dacht' ich. Zehn Uhr war es gerade, als man sich zu Tische zu setzen im Begriff stand. Theodor wollte durchaus fort, doch indem ich mich mit ihm herumzankte, trat das Fräulein von T. heran. Wie, Vetter, Sie werden mich doch zu Tische führen? So sprach sie mit naiver Lustigkeit, und hing sich ohne

weitere Umstände in seinen Arm. Ich saß dem Paar gegenüber, und bemerkte zu meiner Freude, wie Theodor bei der schönen Nachbarin immer mehr und mehr aufthaute. Er trank rasch hinter einander einige Gläser Champagner, und immer feuriger wurden seine Blicke, immer mehr verschwand die Todesbleiche von seinen Wangen. Man hob die Tafel auf, da faßte Theodor die Hand der reizenden Cousine, und drückte sie zärtlich an seine Lippen. Doch in dem Augenblick gab es einen Klatsch, daß der ganze Saal wiederhallte, und Theodor fuhr, entsetzt zurückprallend, nach seiner Backe, die kirschroth war und aufgeschwollen schien. Dann rannte er wie unsinnig zum Saal heraus. Alle waren sehr erschrocken, vorzüglich die schöne Cousine, mehr aber über Theodors Entsetzen und plötzliche Flucht, als über die Ohrfeige, die er von unsichtbarer Hand erhalten. Auf diesen tollen Geisterspuk schienen nur wenige was zu geben, unerachtet ich mich von einem fatalen fieberhaften Frösteln durchbebt fühlte.

Theodor hat sich eingeschlossen, er will durchaus niemanden sprechen. Der Arzt besucht ihn.

Sollte man es glauben, was eine alternde Coquette vermag? — Amalie Simson, eine Person, die mir in den Grund der Seele zuwider ist, hat Schloß und Riegel durchdrungen. Sie ist in Begleitung einer Freundin bei Theodor gewesen, und hat ihn überredet, nach dem Thiergarten zu fahren. Er hat zu Mittag gegessen bei dem Bankier, und soll bei vorzüglicher Laune gewesen seyn, auch Gedichte vorgelesen haben, wodurch alle Gäste verscheucht worden sind, so daß er zuletzt mit der reizenden Amalie allein geblieben ist.

Es ist zu arg, es ist zu arg, mir gehts im Kopf herum wie in einer Mühle, ich stehe nicht mehr fest auf den Füßen, mich treibt ein toller Schwindel! — Gestern werd' ich

eingeladen von dem Bankier Nathanael Simson zum Souper. Ich gehe hin, weil ich Theodor dort vermuthe. Er ist wirklich da, eleganter, das heißt närrischer, fabelhafter gekleidet als jemals, und gebehrdet sich als Amaliens entschiedenen Liebhaber. Amalie hat die verblühten Reize tüchtig aufgefrischt, sie sieht bei dem Lichterglanz ordentlich hübsch und jung aus, so daß ich sie deshalb hätte zum Fenster herauswerfen mögen. Theodor drückt, küßt ihr die Hände, Amalie wirft siegreiche Blicke umher. Nach der Tafel wissen Beide geschickt sich in ein Cabinet zu entfernen. Ich verfolge sie, schaue durch die halbgeöffnete Thüre, da schließt der Schlingel das fatale Judenkind feurig in seine Arme. Da geht es aber auch — Klatsch — Klatsch — Klatsch, und es regnet Ohrfeigen, von unsichtbarer Hand zugetheilt. Theodor taumelt halb sinnlos durch den Saal — Klatsch — Klatsch geht es immer fort, und als er schon ohne Hut auf der Straße entflieht, hört man es noch nachhallen, Klatsch — Klatsch — Klatsch — Amalie Simson liegt in tiefer

Ohnmacht — Die Spur des tiefen Entsetzens liegt auf den leichenblassen Gesichtern der Gäste! — Keiner vermag eine Sylbe laut werden zu lassen über das, was geschehen — Man geht in tiefem Schweigen, verstört, auseinander —

Theodor wollte mich nicht sprechen er schickte mir einen kleinen Zettel heraus, hier ist er:

> Sie sehen mich umgarnt von bösen unheimlichen Mächten! Ich bin der Verzweiflung nahe. Ich muß mich losreißen, ich muß fort. Ich will zurück nach Mecklenburg. Verlassen Sie mich nicht. Nicht wahr, wir reisen zusammen? — Wenns Ihnen recht ist, in drei Tagen.

Ich werde die nöthigen Anstalten zur Reise machen, und Dir, will's der Himmel, Deinen Neffen, allem tollen Spuk entrückt, frisch und gesund in die Arme zurückführen.

Es kann schicklich hier noch ein kleines Blättchen aus der Brieftasche eingefügt werden, wahrscheinlich ist es die Abschrift eines Billets, das Schnüspelpold an den Baron schrieb.

So befolgen Sie, Hochgeborner, die Vorschriften, die ich Ihnen gab, um die Hand der Fürstin zu erringen? — Hätte ich glauben können, daß Sie so leichtsinnig wären, als Sie es wirklich sind, nimmermehr hätte ich auf Sie nur im geringsten gerechnet. Offenbar hat sich der Prophet Sifur verkuckt. — Doch auch ein Wort des Trostes! — Da eigentlich nur die bösen Ränke des alten Juden und seiner Tochter an Ihrem Hauptvergehen schuld sind, und Sie nicht aus eigner freier Willensbestimmung handelten, so hält der Zauber noch fest, und es kann alles ins Geleise gebracht werden, wenn Sie von nun an genau die Ihnen gegebenen Vorschriften befolgen, und vorzüglich das Simsonsche Haus gänzlich meiden. Neh-

men Sie Sich in Acht vor dem Bankier, er treibt gewisse Künste, die zwar nur talmudisch genannt zu werden verdienen, eine ehrliche Christen-Seele aber doch ins Verderben stürzen können. Mit der vorzüglichsten Hochachtung habe ich die Ehre ꝛc.

(Astariot sogleich zur Bestellung übergeben)

Fünftes Blättlein.

Dieses Blättlein ist von der Hand der Fürstin.

Was ist es mit dem seltsamen Zustande, der mich seit einigen Tagen ergriffen? Was begab sich in jener Nacht, als ich plötzlich meinem Selbst entrückt, mir nur ein namenloser Schmerz schien, den ich doch wieder wie heiße Inbrunst der Liebe empfand? Alle meine Gedanken fliegen ihm zu, der meine Sehnsucht ist, mein einziges Hoffen, und doch — welche Gewalt hält mich fest, welche unsichtbare Arme umschlingen mich, wie im

Entzücken des glühendsten Verlangens? Und nicht loswinden kann ich mich, und es ist, als ob ich nur leben könnte in dieser Gewalt, die mein Innres verzehrt wie aufgelodertes Feuer, aber diese Flammen sind Gefühle, Wünsche, die ich nicht zu nennen vermag! — Apokatastos ist traurig, läßt die Fittige hängen, und blickt mich oft an, mit Augen, in denen sich tiefes Mitleiden, tiefer Gram abspiegelt. Der Magus ist dagegen besonders munter, ja zuweilen keck und übermüthig, und kaum vermag ich in meiner Trostlosigkeit ihn in seine Schranken zurückzuweisen. — Nein, dieses arme Herz, es bricht, wenn dieser entsetzliche Zustand nicht bald endet. — Und hier in diesen Mauern, fern von der süßen Heimath. —

Ich weinte, ich klagte laut, Maria vergoß mit mir Thränen, ohne daß sie meine Quaal verstand, da schüttelte Apokatastos die Flügel, wie er es lange nicht gethan, und sprach: bald — bald — Geduld — der Kampf beginnt — Das Sprechen schien ihm sehr schwer zu werden. Er flatterte heran

an den Schrank, in dem, wie ich weiß, mein Magus eine hermetisch verschlossene Kapsel aufbewahrt, die sein wunderbarstes Geheimniß enthält. An das Schloß dieses Schranks schlug Apokatastos so stark mit dem Schnabel, daß es inwendig zu dröhnen, zu klirren und klingen begann. Der Magus trat hinein, und schien, als er das Beginnen des Papageyes gewahrte, heftig zu erschrecken. Apokatastos erhob ein solches durchdringendes entsetzliches Geschrei, wie ich es noch niemals von ihm gehört habe, rauschte mit den Flügeln, und flog endlich dem Magus geradezu ins Gesicht. Der Magus rettete sich, wie gewöhnlich, ins Bette, und zog die Decke über. Apokatastos sprach: Noch nicht Zeit — aber bald Theodoros — Nein, ich bin nicht ganz verlassen, Apokatastos ist es, der mich beschützt — Maria, das arme Kind war heftig erschrocken, und meinte, das wären ja alles unheimliche Dinge, und ihr graute — Ich erinnerte sie an die Johannis-Nacht, da wurde sie wieder freundlich, und blieb, auf mein Flehen, bis spät in die Nacht hinein.

Auch ich erheiterte mich, wir spielten, wir sangen, wir scherzten, wir lachten. Selbst das Spielzeug aus der Brieftasche, Band und Blume, mußte uns zu manchem Ergötzen dienen. Ach! — nur zu kurz dauerte die Freude. Mein Magus streckte sein Haupt empor, und indem ich, über sein possierliches Ansehn (er hatte wieder die Spitzenhaube aufgesetzt) in ein lautes Gelächter ausbrechen wollte, verfiel ich, da der Magus mich mit seinen fürchterlichen Augen anstarrte, wiederum in jenen heillosen Zustand, und es war mir, als wenn ich irgend jemanden ohrfeigte. Sehr deutlich gewahrte ich, daß ich wirklich mit der rechten Hand unaufhörlich in die Luft hineinschlug, und vernahm eben so deutlich das Klatschen der Ohrfeigen — Ha! und gewiß ist die Arglist und Bosheit meines Magus an allem Schuld —

Der Talisman wird wirken, ruft in diesem Augenblick Apokatastos! — Freudiges Hoffen leuchtet in mir auf — O Theodoros! —

Aus mehreren Notizen des Barons Achatius von F. wird folgendes im Zusammenhange beigebracht.

Ist was tolles geschehen, so folgt allemal das noch tollere. Theodor hatte sich von seinem Schmerz, seiner Verzweiflung, so ziemlich erholt, und der joviale Rittmeister von B. vermochte so viel über ihn, daß er nicht allein, unerachtet er nach Mecklenburg reisen wollen, in Berlin blieb, sondern auch von seiner strengen Diät merklich nachließ. In die Stelle der Salami trat ein tüchtiger italienischer Salat und ein wohlbereiteter Beefsteack; in die Stelle des Jostischen Biers ein gutes Glas Portwein oder Madera. Da der Appetit sich darauf um ein Uhr noch nicht eingestellt, so wurde zwei Stündchen später in der Jagorschen Restauration nicht eben gar zu mäßig gegessen, und eben so getrunken. Das einzige, was der Rittmeister billigte, waren die frühen Spaziergänge nach dem Thiergarten, die er indessen in Spazierritte verwandelt wünschte. Des Barons seltsamer Zustand schien ihm nehmlich von

einer tiefen Hypochondrie herzurühren, und das Reiten hielt der Rittmeister für das beste Mittel dagegen, so wie überhaupt für ein Universal-Mittel gegen Beschwerden der verschiedensten Art. Zum Reiten wollte sich der Baron, des zwiefachen Unglücks, das er seit kurzer Zeit erlebt, und Schnüspelpold's Warnung eingedenk, durchaus nicht entschließen. — Von dem Baron konnte man aber wohl mit Recht behaupten, daß der Himmel ihm eben nicht den festesten Charakter verliehen, und daß er, ein schwaches Rohr, dem andringenden Sturme sich beugen mußte, um nicht zu zerbrechen. So geschah es denn auch, daß er, als er einmal in der Jagorschen Restauration mit dem Rittmeister von B. gegessen, und dieser nun ein Paar gesattelte Pferde vorführen lassen, sich überreden ließ, das eine zu besteigen, und mit dem Rittmeister nach Charlottenburg zu reiten. Ohne den mindesten Unfall ging alles glücklich von Statten. Der Rittmeister konnte nicht aufhören, den Baron als den zierlichsten, geschicktesten Reiter zu rühmen, und dieser freute

sich ganz ungemein, daß man auch nun diesem Vorzug, den ihm Natur und Kunst gegeben, Gerechtigkeit wiederfahren lasse. Die Freunde tranken ganz gemüthlich bei der Madame Pauli wohlbereiteten Kaffee, und schwangen sich dann getrost wieder auf die Pferde. Wohl natürlich war es, daß der Rittmeister sich mühte, die eigentliche Ursache von Theodors seltsamen Betragen, von seiner durchaus veränderten Lebensweise zu erfahren, und eben so natürlich, daß Theodor ihm darüber nichts rechtes sagen konnte und durfte. Nur darüber ließ der Baron sich aus, daß an einem großen Ungemach, an einer Quaal, die er leiden müsse, (er meinte wohl die ihm von unsichtbarer Hand zugetheilten Ohrfeigen) niemand anders Schuld sey, als der alte Nathanael Simson und seine Eroberungssüchtige Tochter. Der Rittmeister, dem Beide, Vater und Tochter längst ganz unausstehlich waren, begann wacker auf den alten Juden zu schimpfen, ohne zu wissen, was er denn dem Baron Arges angethan, und auch der Baron erhitzte sich immer mehr, so daß er zuletzt

dem Bankier alles, was er erlitten, in die Schuhe schob, und fürchterliche Rache beschloß. So ganz Grimm und Zorn, kam der Baron in die Nähe des Simsonschen Landhauses. — Die Freunde hatten nehmlich den Weg über des Hofjägers Besitzung eingeschlagen, und ritten die Straße neben den Landhäusern herab. Da erblickte der Baron im offnen Vestibule des Landhauses eine Tafel, an der Nathanael Simson mit seiner Tochter und mehreren Gästen, beim Dessert eines reichen Mittagsmahls saß. Schon war die Dämmerung stark eingebrochen, und es wurden eben Lichter gebracht. Da kam dem Baron ein großer Gedanke. Thue mir, sprach er leise zum Rittmeister, thu' mir den Gefallen, und reite einmal langsam vorwärts, ich will hier mit einem Mal allen bösen Streichen des arglistigen Juden und seiner aberwitzigen Tochter ein Ende machen. Nur kein dummes Zeug, lieber Bruder, das dich wieder blamirt vor den Leuten, warnte der Rittmeister, und ritt, wie Theodor gewünscht, langsam die Straße herab. Nun näherte

sich der Baron, leise, ganz leise dem Gitter. Ein überhängender Baum versteckte ihn, daß ihn niemand aus dem Hause gewahren konnte. Hinein, rief er mit einer Stimme, der er so viel tiefdröhnendes, schauerlich gespenstisches gab, als nur in seinen Kräften stand: Nathanael Simson — Nathanael Simson — frißt'sts du mit deiner Familie? Gift in deine Speise, verruchter Mauschel, es ist dein böser Dämon, der dich ruft! — Diese Worte gesprochen, wollte der Baron schnell hineinspringen ins Gebüsch, und so wahrhaft geisterartig verschwunden seyn. Doch der Himmel hatte einen andern Ausgang des Abentheuers beschlossen. Plötzlich stetisch geworden, bockte und bäumte sich das Pferd, und alles Mühen des Barons, es aus der Stelle zu bringen, blieb ganz vergebens. Nathanael Simson hatte vor jähem Schreck Messer und Gabel fallen lassen — die ganze Gesellschaft schien erstarrt; der das Glas an den Mund gebracht, hielt es fest, ohne zu trinken, der ein Stück Kuchen in der Kehle, vergaß das Schlucken! Als nun aber das Trappeln und

Schnaufen und Wiehern des Pferdes vernommen wurde, sprang alles auf vom Tische und rannte schnell ans Gitter. Ey, ey, sind Sie es, Herr Baron? — Ey, schönen guten Abend, lieber Herr Baron — wollen Sie nicht lieber absteigen, vortrefflichster Dämon! So schrie alles durcheinander, und das unmäßigste Gelächter erschallte, das jemals gehört worden, während der Baron ganz Wuth und Verzweiflung, sich vergebens abquälte, um sich zu retten aus dieser Traufe von Verhöhnung und tödtendem Spott. Der Rittmeister, der den Lärm vernahm, und sogleich ein neues Malheur seines Freundes vermuthete, kam zurück. So wie das Pferd des Barons ihn ansichtig wurde, war es, als sey plötzlich der Zauber gelöst, von dem es festgebannt, denn sogleich flog es mit dem Baron dem Leipziger Thore zu, und zwar in keinesweges wildem, sondern ganz anständigem Galopp, der Rittmeister verließ den Freund nicht, sondern galoppirte ihm treulich zur Seite.

O daß ich nie geboren wäre, o daß ich

nimmer diesen Tag erlebt hätte, rief der Baron tragisch, als Beide, er und der Rittmeister, abgestiegen waren vor seiner Wohnung. — Der Teufel, sprach er dann, indem er sich mit geballter Faust vor die Stirne schlug, der Teufel hole das Reiten und alle Pferde dazu. — Die ärgste Schmach, die hab' ich heute davon erlebt! — Siehst Du, sprach der Rittmeister sehr ruhig und gelassen, siehst Du nun wohl lieber Bruder, da schiebst Du wieder etwas aufs Reiten und auf das edle Geschlecht der Pferde, was ganz allein Deine Schuld ist. Fragtest Du mich erst, ob mein Gaul sich auf dämonische Beschwörungen verstehe, ich hätte Nein! geantwortet, und der ganze Spaß wäre unterblieben. Schrecklicher Argwohn kam in des Barons Seele, auch gegen Schnüspelpold, denn zu seinem Entsetzen hatte er ihn unter Simsons Gästen bemerkt.

Herr Baron!

Der gestrige Auftritt vor meinem Gartenhause, war bloß abscheulich und lächerlich

dazu. Niemand kann sich fühlen beleidigt, und nur Sie hat getroffen ein Unglück und ein Spott. Doch müssen wir Beide, ich und meine Tochter, Sie bitten, künftig zu vermeiden unser Haus. Sehr bald ziehe ich nach die Stadt, und wenn Sie, werthester Herr Baron, vielleicht wieder Geschäfte machen wollen, in guten Papieren, bitte ich nicht vorbei zu gehen mein Comtoir. Ich empfehle mir Sie ganz ergebenst ꝛc.

Berlin den —

Nathanael Simson,

für mir und meiner Tochter Amalie Simson.

Sechstes Blättlein.

Auch hier sind drei Blättchen geschickt in eines zusammen zu ziehen, da sie in gewisser Art den Schluß der Abentheuer bilden, die sich mit dem Baron Theodor von S. und der schönen Griechin begaben. Auf dem ersten stehen wiederum Worte, die von dem Kanzlei-Assistenten Schnüspelpold an den Baron gerichtet sind. Nehmlich:

Hochgeborner Herr Baron!

Endlich, den dunklen Mächten Dank, kann ich Sie gänzlich aus Ihrer Trostlosigkeit reißen, und Ihnen zum Voraus das Gelingen eines Zaubers verkünden, der Ihr Glück befestigt und das Meinige. Schon habe ich es gesagt, die Sterne sind Ihnen günstig, was andern zum höchsten Nachtheil gereichen würde, bringt Sie ans Ziel. Gerade der tolle Auftritt vor Simsons Gartenhause, von dem ich Zeuge war, Zeuge seyn mußte, hat alle Schlingen zerrissen, in die Sie der arglistige Alte verstricken wollte. Dazu kommt aber, daß Sie in den letzten vierzehn Tagen meine Vorschriften strenge befolgt haben, gar nicht ausgegangen und noch viel weniger nach Mecklenburg gereiset sind. Zwar mag ersteres daher rühren, daß nach dem letzten Auftritt, Sie überall, wo Sie Sich blicken ließen, ein wenig gefoppt und ausgelacht werden, letzteres aber, weil Sie noch Wechsel erwarten; doch das gilt gleichviel. — In der künftigen Aequinoktial-Nacht, das heißt in der Nacht von heute zu

morgen, wird der Zauber vollendet, der die Fürstin auf ewig an Sie fesselt, so, daß sie nimmer von Ihnen lassen kann. Auf den Schlag zwölf Uhr finden Sie Sich in griechischer Kleidung ein, im Thiergarten, bei der Statue des Apollo, und es wird ein Bund gefeiert werden, den, in wenigen Tagen darauf, die festlichen Gebräuche der griechischen Kirche heiligen sollen. — Es ist nöthig, daß Sie sich bei der Ceremonie im Thiergarten, ganz leidend verhalten, und bloß meinen Winken folgen. Also diese Nacht, Punkt zwölf Uhr, in griechischer Kleidung sehe ich Sie wieder. Mit der vorzüglichsten ꝛc.

(Astarot zur Bestellung gegeben.)

Das zweite Blatt ist von einer sehr feinen, doch leserlichen Hand geschrieben, die sonst in allen Blättern nicht vorkommt, und enthält folgende zusammhängende Erzählung.

Auf derselben Bank im Thiergarten, unfern der Statue des Apollo, wo er die verhängnißvolle Brieftasche gefunden, saß der

Baron Theodor von S. in einen Mantel gehüllt, den griechischen Turban auf dem Kopfe. Von der Stadt her tönten die Glokken herüber. Die Mitternachtstunde schlug. Ein rauher Herbstwind strich durch Baum und Gebüsch, die Nachtvögel schwangen sich kreischend durch die sausenden Lüfte, immer schwärzer wurde die Finsterniß, und wenn die Mondessichel auf Augenblicke die Wolken durchschnitt, und ihre Strahlen hinabwarf in den Wald, da war es, als hüpften in den Gängen seltsame Spukgestalten auf und ab und trieben ihr unheimlich Wesen mit tollem Spiel und flüsterndem Geistergespräch. Den Baron wandelte in der tiefen Einsamkeit der Nacht ein Grauen an. So beginnt, sprach er, das Fest der Liebe, das dir versprochen? — O all' ihr Mächte des Himmels, hätte ich nur meine Jagdflasche mit JamaikaRum gefüllt, und dem griechischen Costüm unbeschadet, um meinen Hals gehängt, wie ein freiwilliger Jäger, ich nähme einen Schluck und — da zogen plötzlich unsichtbare Hände dem Baron den Mantel von den Schultern

herab. Entsetzt sprang er auf, und wollte fliehen, doch ein herrlicher, melodischer Laut ging durch den Wald, ein fernes Echo antwortete, der Nachtwind säuselte milder, siegend brach der Mond durch die Wolken, und in seinem Schimmer gewahrte der Baron eine hohe, herrliche, in Schleier gehüllte Gestalt. Theodoros, hauchte sie leise, indem sie den Schleier zurückschlug. O Entzücken des Himmels! Der Baron erkannte die Fürstin in der reichsten griechischen Tracht, ein funkelndes Diadem in dem schwarzen aufgenestelten Haar. — Theodoros, sprach die Fürstin, mit dem Ton der innigsten Liebe, Theodoros, mein Theodoros, ja, ich habe dich gefunden, — ich bin Dein — empfange diesen Ring — In den Augenblick war es, als halle ein Donnerschlag durch den Wald, und eine hohe majestätische Frau, mit ernstem gebietenden Antlitz, stand plötzlich zwischen dem Baron und der Fürstin. Aponomeria, schrie die Fürstin auf, wie in dem Schreck des freudigsten Erwachens aus finstrem Traum, und warf sich an die Brust der Alten, die mit

furchtbarem Blick den Baron durchbohrte. Den einen Arm um die Fürstin geschlungen, den andern hoch in die Lüfte emporgestreckt, sprach die Alte nun mit feierlichem, das Innerste durchdringenden Ton: vernichtet ist der höllische Zauber des schwarzen Dämons — er liegt in schmachvollen Banden, du bist frei, hohe Fürstin — o du mein süßes Himmelskind! — Schau auf, schaue Deinen Theodoros! — Ein blendender Glanz ging auf, in ihm stand eine hohe Heldengestalt auf muthigem Streitroß, in den Händen ein flatterndes Panier, auf dessen eine Seite ein rothes, mit Strahlen umgebenes, Kreuz, auf der andern, ein aus der Asche steigender Phönix abgebildet! — —

Die Erzählung bricht hier ab, ohne etwas weiteres von dem Baron Theodor von S. und dem Kanzlei-Assistenten Schnüspelpold zu erwähnen. Auf dem dritten und letzten Blättchen stehen nur wenige Worte von der Hand der Fürstin.

O all' ihr Heiligen, all' ihr ewigen Mächte des Himmels! an den Rand des Abgrunds hatte mich der boshafte Magus verlockt, schwindelnd wollte ich hinabstürzen, da brach der Zauber durch dich, o Aponomeria, meine zweite Mutter! — Ha! ich bin frei — frei! zerrissen sind alle Bande! — Er ist mein Sklave, den ich zertreten könnte, empfänd' ich nicht Mitleid mit seinem Elend! — Großmüthig will ich ihm sein magisches Spielzeug lassen. — Theodoros, ich habe Dich geschaut in dem Spiegel, aus dem mir die herrlichste Zukunft entgegen strahlte! — Ja! ich, ich winde die Palmen und Lorbeern, die Deine Krone schmücken sollen! — O! halt' Dich mein Herz! — springe nicht vor namenlosen Entzücken, du starke Brust! — Nein! — gern will ich harren in diesen Mauern, bis der Augenblick gekommen, bis Theodoros mich ruft! — Aponomeria ist ja bei mir, und der Magus bezwungen! —

Dicht an den Rand dieses Blättleins hat Schnüspelpold geschrieben.

Ich ergebe mich in mein Schicksal, das

durch die Huld der Fürstin noch leidlich genug ist. Hat sie mir doch meinen Haarzopf gelassen, und manches andere hübsche Spielzeug dazu. Gott weiß aber, wie es mir künftig in Griechenland ergehen wird. — Ich büße die Schuld meiner Thorheit, denn unerachtet aller meiner cabbalistischen Wissenschaft sah ich doch nicht ein, daß ein fantastischer Elegant zum Höheren eben so wenig zu brauchen ist, als ein Korkstöpsel, und daß der Teraphim des Propheten Sifur eigentlich ein viel gescheuteres Männlein war, als der Herr Baron Theodor von S., und also auch viel eher als dieser, der Fürstin für ihren geliebten Theodoros Capitanaki gelten konnte.

Es können noch einige Notizen des Barons Achatius von F. folgen.

Die Geschichte hat großes Aufsehen in B. gemacht. — Ganz durchnäßt, von Kälte erstarrt, kam gleich nach Mitternacht Dein Neffe zu Kempfers — Du weißt, daß so

ein Lustort im Thiergarten benannt wird — in seltsamer türkischer, oder wie man meinen will, neugriechischer Tracht, und bat, daß man ihm Thee mit Rum, oder Punsch bereiten möge, wenn er nicht sterben solle. Das geschah. Bald aber fing er an, verwirrte Reden zu führen, so, daß Kempfer den Baron, den er zum Glück kannte, da er oftmals draußen gegessen, für heftig erkrankt halten mußte, und ihn zu Wagen nach der Stadt in seine Wohnung schaffen ließ. Die ganze Stadt glaubt, er sey wahnsinnig geworden, und will schon in manchem Streich, den er vorher auslaufen lassen, die Spur dieses Wahnsinns finden. Nach der Versicherung der Aerzte leidet er aber bloß an einem sehr heftigen Fieber. Freilich sind seine Fantasien von der wunderlichsten Art. Er spricht von cabbalistischen Kanzlei-Assistenten, die ihn verhext haben, von griechischen Prinzessinnen, magischen Brieftaschen, sibyllischen Papageyen durcheinander. Vorzüglich kommt er aber nicht von der Idee ab, daß er mit einer Enzuse vermählt gewesen und ihr untreu

geworden, weshalb sie ihm nun aus Rache das Blut aussauge, so daß ihn nichts retten könne, und er bald sterben müsse.

— Laß' mein Freund nur alle Besorgnisse fahren, Dein Neffe ist in der vollsten Besserung. Immer mehr verlieren sich die schwarzen Gedanken, und er nimmt schon an allem Antheil, was das Leben schönes und herrliches für ihn hat. So freute er sich gestern ganz erstaunlich über die Form eines neumodischen Huts, den der Graf von E. trug, welcher ihn besuchte, so daß er im Bette selbst den Hut aufsetzte, und sich den Spiegel bringen ließ. — Er ißt auch schon Hammel-Cotoletts, und macht Verse. — Spätestens in vier Wochen bringe ich Dir Deinen Neffen nach Mecklenburg, in Berlin darf er nicht bleiben, denn wie gesagt, seine Geschichten haben zu großes Aufsehn gemacht, und er würde, so wie er sich nur zeigte, aufs neue das Gespräch des Tages werden, rc.

Also nach zweijähriger Abwesenheit ist Dein Neffe glücklich zurückgekehrt? — Ob er wohl wirklich in Griechenland gewesen ist! — Ich glaube es nicht, denn, daß er so geheimnißvoll thut mit seiner Reise, daß er bei jeder Gelegenheit sagt: ja wenn man nicht in Morea — in Cypern u. s. w. war — das ist mir gerade ein Beweis dagegen! — Leid thut es mir, daß Dein Neffe, war er wirklich in Griechenland, nicht Anticyra besucht hat, und eben so ein närrischer Fantast geblieben ist, als er es sonst war — Apropos! — Ich schicke Dir den Berliner Taschenkalender von 1821, in welchem, unter dem Titel: die Irrungen, Fragment aus dem Leben eines Fantasten, ein Theil der Abentheuer Deines Neffen abgedruckt steht. Das Gedruckte macht auf Theodor einen erstaunlichen Eindruck, vielleicht erschaut er seine kuriöse Gestalt im Spiegel, und schämt und bessert sich. — Gut wär's, wenn auch die neuen Abentheuer bis zum Zeitpunkt, als er Berlin verließ, abgedruckt werden könnten. rc.

Nachtrag.

Es wird dem geneigten Leser nicht unangenehm seyn, nachträglich zu erfahren, daß der Bote, den Hff. mit dem Billet an den Herrn Kanzlei-Assistenten Schnüspelpold geschickt hatte, dieses Billet uneröffnet zurückbrachte, und berichtete, daß nach der Aussage des Hauswirths, dort der bezeichnete Mann nicht wohne, und auch niemals gewohnt habe. Gewiß ist es also, daß die Fürstin ihrem Magus die Aushändigung des Vermächtnisses an Hff. aufgetragen hatte, daß er die ihm auferlegte Pflicht erfüllen mußte, und daß er von seiner Arglist und Tücke nicht ablassend, erst einen sehr groben Brief schrieb, und dann den guten Hff. durch ein abscheuliches Gaukelspiel auf schnöde Weise mystifizirte.

Daß jener Zeitpunkt, den die Vision im Thiergarten der Fürstin andeutete, gekommen, daß wirklich die Fahne mit dem rothen Kreuz und dem Phönix flattert, und daß die Fürstin in Gefolge dessen zurückgekehrt ist in ihr

Vaterland, das Alles ergiebt sich aus den an Hff. gerichteten Versen. Besagte Verse sind dem Hff. deshalb besonders ein liebes und werthes Andenken von einer unvergleichlichen Person, weil er darin, mittelst allerlei poetischen Redensarten, als ein Magus behandelt wird, und noch dazu als ein guter, welcher mit schnöden Teufelskünsten nichts zu thun haben mag. Solches ist ihm noch gar nicht geschehen.

— Wunderbar, endlich, mag es auch seyn, daß das, was im vorigen Jahr (1820) aus der Luft gegriffene leere Fabel schien, Andeutung ins Blaue hinein, in diesem Jahr (1821) in den Ereignissen des Tages eine Basis gefunden.

Wer weiß, welch ein Theodoros in diesem Augenblick die Kreuz- und Phönixfahne schwingt.

Sehr schade ist es, daß in den Fragmenten durchaus nirgends der Name der jungen griechischen Fürstin vorkommt, deshalb hat ihn auch Hff. niemals erfahren, und bloß dadurch ist er abgehalten worden, sich im

Fremden-Büreau nach der vornehmen griechischen Dame zu erkundigen, die zu Ende Mai Berlin verlassen.

So viel ist gewiß, daß die Dame nicht die Madame Bublina seyn kann, die Napoli di Romania belagert hat, denn die Braut des Fürsten Theodoros ist von Vaterlandsliebe entbrannt, aber keine Heroine, wie es sich aus ihren Versen hinlänglich ergiebt.

Sollte jemand von den geneigten Lesern Näheres von der unbekannten Fürstin und dem wunderlichen Kanzlei-Assistenten Schnüspelpold erfahren, so bittet Hff. demüthiglich, es ihm durch die Güte Einer Hochlöblichen Kalender-Deputation freundlichst mittheilen zu wollen.

Geschrieben im Junius 1821.

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Hoffmann, E. T. A.,

Die Serapions-Brüder gesammelte Erzählungen und Mährchen

Bd.: Supplementband

Berlin 1825

Res/P.o.germ. 641 n-5,1
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10924910-9